# Buchbesprechungen (Nr. 1950–2009)

Redaktion: Wolfgang Huber

## 1. Allgemeine Kirchengeschichte / Universalgeschichte

### *1.1. Übergreifend (Nr. 1950–1952)*

Lauster: Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums (Huber) (Nr. 1950) – VELKD (Hg.): Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evang.-luth. Kirche (Huber) (Nr. 1951) – Sommer: Frömmigkeit und Weltoffenheit im deutschen Luthertum (Hohenberger) (Nr. 1952)

**Lauster, Jörg**: Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums. München: C.H. Beck, 2014. – 734 S., geb., Festeinband, Abb. – ISBN 978-3-406-66664-3.

Das Buch des vormaligen Marburger Theologen und Religionsphilosophen, der seit dem Wintersemester 2015 (wieder) in München lehrt, nimmt sich Großes vor: ein historisches Panorama, das 1900 Jahre umfasst und sich auch nicht beschränkt auf eine Tradition oder Konfession, sondern den Blick auf nicht weniger als „das Christentum" bieten möchte. Kann ein solches enzyklopädisches Unternehmen, noch dazu im Umfang von nur einem, freilich stattlichen Band gut gehen? Das Buch liest sich jedenfalls ausgesprochen flüssig, unterhaltend und belehrend – auf hohem Niveau. Lauster bewegt sich auf den Spuren von Schleiermacher, Harnack, Troeltsch und Tillich – also in bester liberal-kulturprotestantischer Tradition. Der romantisierende Titel deutet (in Aufnahme des Diktums Max Webers von der Entzauberung der Welt durch die modernen Wissenschaften) das Christentum als „Sprache einer kontinuierlichen Verzauberung der Welt", die den „Überschuss im Welterleben" als das „Aufleuchten göttlicher Gegenwart in der Welt" auffasst (S. 13). Auch und vor allem außerhalb der Kirche – so die Grunderkenntnis dieses Buches – ist die Kraft des Christlichen am Werk.

Regelrechte Glanzstücke bilden Lausters Ausführungen über Dantes Göttliche Komödie von Himmel und Hölle, über das Christentum der Renaissance oder über Nietzsche und Freud. Und es gibt noch viel mehr solcher Kabinettstücke theologisch-kulturgeschichtlicher Essayistik. Beeindruckend, wie scheinbar leicht die große Fülle an Stoff hier ausgebreitet wird. Jesus von Nazareth, die apostolische Zeit und die Alte Kirche werden auf gut hundert Seiten zügig dargestellt. Und so geht es durch das ganze Buch. Lausters Skizzen zur (christlichen) Theologie und Philosophie, Kunst und Architektur, Musik und Literatur sind immer erhellend. Die sprachlich gewandte, immer wieder originell pointierende Darstellung bereitet großes Vergnügen.

Bei so viel Lesefreude führt man nur ungern kritische Punkte auf: Kultur ist für Lauster offenbar wie selbstverständlich die abendländisch-westliche Hochkultur. Der Alltagskultur schenkt er kaum Beachtung – die Lieder Paul Gerhardts etwa werden aber immerhin gewürdigt. Völlig unterbelichtet bleibt die Ostkirche, wo doch Lauster selbst zugibt: „Aus westlicher Perspektive wird oft die kulturelle Bedeutung des Ostens unterschätzt." (S. 141) Und er unterstreicht ausdrücklich, dass das östliche

Mönchtum den Westen über die Entwicklung der Klosterkultur zivilisatorisch nachhaltig geprägt hat. Die Russen Dostojewski und Tolstoj kommen vor, der Kosmos der Ikonen bleibt allerdings unbeachtet – im Gegensatz zu Giotto, Michelangelo oder Caspar David Friedrich. Wahre Kabinettstücke sind Lausters Ausführungen über die „Erfindung des Romans aus dem Geist des Puritanismus" (mit Pilgrim's Progress und Robinson Crusoe) und „Das Christentum der Dichter und Denker".

So bezwingend die Erzählung fortschreitet, Lauster repristiniert das liberale Verständnis von Luthers „revolutionären Frontalangriff auf das jahrhundertealte Selbstverständnis der Kirche" (S. 301) und kann offenbar mit dessen Rechtfertigungs- und Kirchen- und Amtslehre wenig anfangen. Vor allem pflegt Lauster – auf der Linie des gegenwärtigen kirchlich-theologischen Mainstreams – einen recht pauschalen Begriff vom „neuzeitlichen Protestantismus". Die zum historischen Verständnis notwendige Differenzierung zwischen „reformierter" und „lutherischer" Konfessionskultur nimmt Lauster – bezeichnend für seine kulturprotestantische Perspektive – nicht wirklich ernst, auch wenn er den niederländischen Calvinisten Rembrandt und den mitteldeutschen Lutheraner Bach durchaus plastisch hervortreten lässt. Bezeichnenderweise listet das umfangreiche Literaturverzeichnis das für das 16. und 17. Jahrhundert einschlägige Buch von Thomas Kaufmann, Konfession und Kultur (Tübingen 2006; vgl. ZBKG 76/2007, S. 319–322 Nr. 1537) nicht auf. Dass bis ins 19. und beginnende 20. Jahrhundert hinein diese Grundunterscheidung relevant war, eben nicht nur in der Glaubenslehre, sondern auch in der Alltagskultur charakteristische Ausprägungen zeigte, übergeht Lauster. Auch über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Pfarrhauses (S. 333) für das Land der „Dichter und Denker" (S. 463) und der mittel- und norddeutschen, eben lutherisch-liturgischen Musiktradition (S. 394) hätte man sich über mehr Auskünfte gefreut – wobei selbstverständlich von Händel mit seinem Messias und vor allem von Bachs Oeuvre im Rahmen der „Barockkultur des Ohres", von Mendelssohn allerdings nicht mehr die Rede ist. Die tiefgreifende „Metamorphose des Christentums in der Sattelzeit" von Aufklärung, Pietismus, Säkularisation, Restauration, Rationalismus und Romantik schildert Lauster vielperspektivisch, mit einem Bogen von der Französischen Revolution und Napoleon über die deutschen Idealisten, die Romantiker Novalis und Wackenroder und Goethes Weltfrömmigkeit.

Lausters Betrachtungen sind immer geistreich, gelegentlich gar gespickt mit hintergründigem Witz. So werden etwa „Karl Barths Ausführungen zu Mozart" tatsächlich als „das Beste, was der große Theologe des 20. Jahrhunderts geschrieben hat", bezeichnet (S. 574). Lauster weist eindrücklich hin auf die Kraft des Christentums außerhalb der Kirche, in den Künsten und Wissenschaften. Die Einzelbeispiele, die er dafür heranzieht, überzeugen, auch wenn sich die Frage nach ihrer Auswahl stellt. Doch bescheidenerweise legt der Autor explizit nur „*eine* Kulturgeschichte des Christentums" vor. So lässt er Platz für weitere Aspekte, andere Perspektiven, andere Wahrnehmungen und Bewertungen: dass man nämlich in der Gegenwart nicht so optimistisch auf die Geschichte und die Perspektiven „des" Christentums blickt wie der Autor. Christliche Kultur, wie sie von Lauster so eindrucksvoll geschildert wird, erwächst doch auf den Fundamenten einer biblisch inspirierten Frömmigkeitspraxis des „gemeinen" christlichen Volkes und des Gottesdienstes der Kirche. Fazit: ein höchst empfehlenswertes Buch, freilich aus entschieden liberaler Deutungsperspektive. [**1950**]

*Wolfgang Huber*

VELKD (Hg.): Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Ausgabe für die Gemeinde. 6.,

völlig neu bearb. Auflage, redaktionell betreut von Johannes Hund und Hans-Otto Schneider. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2013. – 976 S., geb. – ISBN 978-3-579-06473-4.

Erstmals in einer kritischen Edition erschien das Corpus der lutherischen Bekenntnisschriften zum Confessio-Augustana-Jubiläum 1930. Diese Ausgabe erfuhr unter Theologen weite Verbreitung bis zur 13. Auflage. Im Jahr 1986 hatte Hans-Georg Pöhlmann auf ihrer Basis 1986 eine „Ausgabe für die Gemeinde" besorgt, die bis 2005 insgesamt fünf Auflagen fand. Zum Reformationsjubiläum wurde nun eine neue wissenschaftliche Edition der lutherischen Bekenntnisschriften erarbeitet (Besprechung in: ZBKG 2016). Auf deren Grundlage stellt dieses Werk die neue Gemeindeversion der Bekenntnisschriften dar. Dessen Konzeption wurde von einem theologischen Arbeitskreis der VELKD unter der Leitung von Christian Peters (Münster) entwickelt.

Die Neuausgabe von „Unser Glaube" ist noch umfangreicher als ihre Vorgängerversion. Denn nun wurde auch die Solida Declaratio der Konkordienformel aufgenommen und die Apologie der CA wird mit dem ausführlicheren Text der Ausgabe vom September 1531 geboten. Ein Anhang präsentiert außerdem die für die innerprotestantische Ökumene bedeutsame Leuenberger Konkordie von 1973 (S. 919–933), freilich bewusst nicht als zusätzliche Bekenntnisschrift, sondern als wichtiges Dokument für das aktuelle Verständnis des lutherischen Bekenntnisses. Dessen ursprünglich konstitutive Abgrenzungsfunktion soll überwunden werden, genauso wie dies in der Kommentierung immer wieder geschieht, ausführlich z.B. S. 51f, Anm. 31 mit Verweis auf die durch „heilende Erinnerung" abgearbeitete Verwerfung der zeitgenössischen „Wiedertäufer" bzw. S. 397f, Anm. 23 oder S. 706, Anm. 91 mit Blick auf das römisch-katholische Verständnis des Messopfers. Oder es wird auch der von Melanchthon geänderte Abendmahlsartikel (der sog. CA variata von 1540) mitabgedruckt (S. 53), der im Interesse einer Verständigung mit den Zwinglianern formuliert war. Damit ist diese Ausgabe auch ein Dokument zum heute vorherrschenden Selbstverständnis der VELKD und ihrer Mitgliedskirchen. Entsprechend wäre, nicht zuletzt der Vollständigkeit wegen, die Aufnahme der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 (BTE) zumindest in den Anhang stimmig und sinnvoll gewesen, auch wenn diese, wie im Geleitwort (S. 7–14) vom amtierenden Leitenden Bischof der VELKD behauptet, im bundesdeutschen Kontext eine eher geringe Wirkung entfaltete (S. 9). Diese Begründung erscheint nicht unbedingt plausibel, denn schließlich wurde die BTE von einigen lutherischen Landeskirchen gegen die eigene historische Intention erst zuletzt – theologisch überzeugend und dem Kirchenverfassungsrecht konform oder nicht – quasi in den Bekenntnisrang erhoben.

Entscheidend ist freilich die Darbietung der Texte. Von der äußeren Aufmachung, der Gestaltung des Druckbildes und der möglichst leichten Erschließung für eine breitere Leserschaft her darf der inhaltsschwere Band als gelungen bezeichnet werden. Die drei altkirchlichen Bekenntnisse, das Apostolikum, das Nicaeno-Konstantinopolitanum und das auch unter Theologen kaum bekannte Athanasianum stellen die Basis dar (S. 19–30). Während die ersteren, ohne dass dies ausdrücklich gesagt wird, der auch im Evangelischen Gesangbuch (EG) gebotenen Textfassung der „ökumenischen Arbeitsgemeinschaft Liturgische Texte" von 1971 folgen, bleibt unklar, ob das Athanasianum neu übersetzt wurde. Auffallend ist auch hier die – freilich ebenfalls nicht selbstverständliche – Variation für das lateinische Wort „catholica" (fides): „allgemein", also: „der allgemeine Glaube", zu Beginn und zum Abschluss des Athanasianums. Das Konkordienbuch übersetzte m.E. treffender: „der rechte christliche Glaube"; möglich wäre heute vielleicht auch der „allgemein gültige" (vgl. die gute

Anmerkung dazu auf S. 25), wenn man nicht das ebenfalls erklärungsbedürftige Wort „katholisch" verwenden möchte. Auch beim Großen Katechismus (S. 501–643) findet sich keine Angabe über die Herkunft der Übertragung. Offenbar stammt sie vom Bearbeiter (Hans-Otto Schneider). Der Kleine Katechismus (S. 455–499) wird in der 1986 beschlossenen Fassung der VELKD und der EKU geboten, wie sie auch (gekürzt um die Vorrede, die Haustafel, das Tauf- und das Traubüchlein) in das EG eingegangen ist. Im Unterschied zum EG bleiben in dieser Ausgabe – historisch getreuer und gewissenhafter – Luthers Morgen- und Abendsegen von der Aussage her unmanipuliert, empfahl Luther doch ausdrücklich die Selbst-Segnung mit dem Kreuzeszeichen als hilfreich für die Andacht. Die Sprachgestalt erweist sich allerdings stärker dem heutigen Alltagsausdruck angepasst und so nicht unbedingt schöner: „Wenn du morgens aufstehst, sollst[!] du dich bekreuzigen" statt „Des Morgens, wenn du aus dem Bette fährest [EG: wenn du aufstehst], sollst [EG: kannst] du dich segnen mit dem heiligen Kreuz [EG: mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes]". Hohe Anerkennung verdient das Bemühen – aber das gilt auch bereits für die Vorgängerversion –, die theologisch dichten Texte in heute möglichst verständliche Sprache zu fassen, damit auch theologische Laien mit ihnen arbeiten können. Bemerkenswerterweise wird die Confessio Augustana in einer Übertragung des von Melanchthon 1531 herausgegebenen frühneuhochdeutschen Textes der Erstausgabe geboten (S. 31–97), die von der Version im EG markant abweicht.

In jede Bekenntnisschrift führt eine knappe, allgemeinverständliche historische Einleitung ein, die auch die aktuell relevante Literatur nennt. Außerdem werden jeweils Inhaltsübersichten geboten. Das erweist sich besonders für die umfangreichen Texte als hilfreich. Die Apologie der CA (S. 99–384) sowie gelegentlich auch andere Schriften, z.B. die Schmalkaldischen Artikel (S. 385–433), sind außerdem durch kursiv gekennzeichnete Zwischenüberschriften übersichtlicher gegliedert. Die Anmerkungen in den Fußnoten beschränken sich weitgehend auf Zitatnachweise vor allem aus der Bibel und die für Nicht-Fachleute notwendigsten Erläuterungen zu genannten Sachverhalten und Personen. Hier wurde sparsamer verfahren als in der Vorgänger-Version. Ausführlicher werden die Anmerkungen immer dann, wenn es gilt, ausgesprochene Lehrverurteilungen zu erklären und in ihrer Zielrichtung vor dem Hintergrund der ökumenischen Verständigungsbemühungen der letzten Jahrzehnte zu entschärfen. Die Identifizierung des Papstes mit dem Antichrist in den Schmalkaldischen Artikeln (S. 385–433) scheint dies beispielsweise erforderlich zu machen (S. 407, Anm. 43). Interessanterweise finden sich aber solche Anmerkungen nicht bei der als Ergänzung zur CA im Februar 1537 von Melanchthon verfassten „Abhandlung über die Amtsgewalt und die Vorrangstellung des Papstes" (S. 435–454), die übrigens auch auf die „Amtsgewalt und die Rechtsprechungsbefugnis der Bischöfe" eingeht.

Fehler fallen nur wenige auf. So ist z.B. im zentralen Artikel IV (Von der Rechtfertigung) der S. 49, Anm. 25 gegebene Vorverweis zur korrigieren zu „Anm. 90, unten S. 86". Erschlossen wird der Band durch Register der Bibelstellen, Namen und Sachen (S. 936–969). Damit sind sog. Laien, aber natürlich auch Fachleute (Theologen und Historiker) eingeladen, sich intensiver mit der evangelischen Bekenntnistradition auseinanderzusetzen – in einer Zeit freilich, in der ein solches Interesse fast hoffnungslos antiquiert erscheint. **[1951]**

*Wolfgang Huber*

Sommer, Wolfgang: Frömmigkeit und Weltoffenheit im deutschen Luthertum. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2013 (= Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 19). – 426 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-03624-0.

Mit dem Begriffspaar Frömmigkeit und Weltoffenheit beschreibt der emeritierte Neuendettelsauer Kirchenhistoriker eine Aufsatzsammlung, die charakteristische Akzente für die Geschichte des Luthertums im 17. bis 20. Jahrhundert zum Ausdruck bringen soll. Dabei ist das themenübergreifende Begriffspaar komplementär als gegenseitige Entsprechung und Ergänzung zu verstehen ohne jede konkurrierende Gegensätzlichkeit oder gar Ausschließlichkeit. Beide Begriffe lassen sich vielmehr aus den Anfängen der Reformation herleiten und gewinnen dann in der lutherischen Orthodoxie geschichtliche Verdichtungen mit Langzeitwirkung. Die „from(m)keyt" oder „frum(m)heit" mit ihren jeweiligen alternativen frühneuhochdeutschen Schreibformen bezeichnet bei Martin Luther und den ersten Befürwortern einer kirchlichen Reform im frühen 16. Jahrhundert immer den persönlichen Glauben, der schon bald rechtfertigungstheologisch verstanden wurde. Frömmigkeit darf daher auch im orthodoxen Sprachgebrauch nicht zu stark eingeengt werden auf eine praxis pietatis mit ihren individuellen Umgangsformen der Glaubensaneignung. Frömmigkeit hat in der orthodoxen Lehrauffassung stets etwas mit dogmatischer Bestimmtheit zu tun, die dem evangelischen Glauben Profil und Form gibt. In dieser Hinsicht war die reformatorische Sichtweise des Glaubens gemäß den vier rechtfertigungstheologischen Grundsätzen sola fide, sola gratia, sola scriptura und solus Christus der Aufbruch zu neuen geistesgeschichtlichen Welten.

Zugleich entwickelte sich im Umbruch des frühen Reformationsgeschehens auch eine gesellschaftsrelevante Weltverantwortung des lutherischen Denkens, weil den politischen Führungskräften die Durchführung der Kirchenreform zugetraut und schließlich auch übertragen wurde. Weltoffenheit bezeichnet für das lutherische Bekenntnis darum sowohl eine geistlich-theologische wie auch eine pragmatisch-politische Größe und damit auch grundlegende Dimensionen der Wirkungsgeschichte im deutschen Luthertum, die in diesem Band exemplarisch nachgezeichnet werden. Über seine 17 Aufsätze, die im Rahmen der Kirchen- und Theologiegeschichte vor allem Themenkreise aus der gegenwärtigen Orthodoxie- und Pietismusforschung aufgreifen, aber auch allgemein- und sozialgeschichtliche Themen tangieren, schreibt Sommer in seinem Vorwort: „Sie haben besonders das Verhältnis des kirchlichen Amtes zur weltlichen Obrigkeit und die Bedeutung von Luthers Unterscheidung des weltlichen und geistlichen Regimentes Gottes in der Geschichte des deutschen Luthertums im Blick." (S. 7)

Der Aufsatzband hat zwei große Brennpunkte, die alle zusammengestellten Beiträge um Werk und Wirkung der beiden großen Männer Johann Arndt und Philipp Jakob Spener kreisen lassen. So sind die ersten drei Beiträge zunächst dem in die Spätorthodoxie einzuordnenden Wegbereiter des Pietismus Johann Arndt gewidmet. Biographisch geht Sommer der Predigttätigkeit Johann Arndts auf dem Hintergrund seines Wirkens in Niedersachsen nach (vgl. S. 9–31) und führt dann diese Studien orientiert an der Frage nach der Rezeption seiner theologischen Impulse in der Amtsausübung als Celler Generalsuperintendenten (vgl. S. 33–47) fort. Dabei wird im Verhältnis seines Hauptwerkes „Vom wahren Christentum" und der Predigttätigkeit ein deutlicher Unterschied erkennbar, der allerdings lediglich zwei verschiedene Zugangsweisen beschreibt. Dem meditativ-kontemplativen Stil steht der diskursiv-argumentative Stil der Lehrpredigt gegenüber, ohne dass dabei widerstreitende Theologiekonzeptionen innerhalb der Persönlichkeit Arndts und im Blick auf sein Gesamtwerk anzunehmen wären. Beiden Textcorpora wohnt eine Begegnung des Menschen mit Gott bzw. Christus gemäß des im äußeren Wort der Schrift gegebenen Zeugnisses inne, die daher mit dem Begriff „Mystik" nicht adäquat wiedergegeben werden kann.

Dieser Befund wird im Hinblick auf die Nachwirkungen Johann Arndts im Amt des Generalsuperintendenten von Celle dahingehend bestätigt, dass zwei seiner Nachfolger sich zum mittlerweile umstrittenen Arndt ausdrücklich bekennen und sogar zum Studium seiner Schriften aufrufen, weil sie wie ihr Vorgänger über das äußere Bekenntnis christlicher Lehre hinaus auch die innere Einstellung gelebter Christusnachfolge konstitutiv für den Glauben betrachten.

Ein Vergleich Johann Arndts mit Philipp Jakob Spener rundet diesen Themenkreis ab (vgl. S. 49–90), wobei eindrücklich Parallelen und Unterschiede zwischen beiden Protagonisten herausgearbeitet werden. Gerade die eigenständige Rezeption von Arndts „Wahrem Christentum" durch Spener zeigt Nähe und Distanz der theologischen Entwürfe beider Männer und gibt insbesondere Speners eigenem Wollen und Wirken klare Konturen, die hilfreich für die spezifische Einordnung seines Denkens in die Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte sind.

Der zweite Schwerpunkt der Aufsatzsammlung geht dann von Philipp Jakob Spener aus. Sommer untersucht Speners Zeit als Oberhofprediger in Dresden zur Zeit der Regierung von Kurfürst Johann Georg III. (1686–1691), wo Angriffe auf den Lebenswandel des Fürsten zu Streitigkeiten mit Spener führten (vgl. S. 175–204). Speners kritische Analyse über den Zustand der Obrigkeit, wie er sie in den „Pia desideria" vorgetragen hatte, gewinnt eine persönlich zugeschnittene Dynamik, die bezüglich der Ausübung kirchlicher Rechte durch den Landesherrn im Vorwurf des Missbrauchs einer unverantwortlichen Caesaropapie gipfelt. Einer Verhältnisbestimmung zwischen Obrigkeit und Kirche im Sinne Luthers stand er dabei allerdings fern, da er für Reformen in der Mitte der Kirche und bei der Erneuerung des Pfarrerstandes ansetzte. Der ganze Konflikt wird dann von Sommer in noch zwei weiteren Beiträgen beleuchtet, einmal in der Sicht des sächsischen Pietismus (vgl. S.205–221) und zum andern in einer Auswertung des sog. Totenbüchleins, einem anonym erschienenen Gespräch zwischen Arndt und Spener im Reich der Toten (S. 223–252). Insbesondere die Totengespräche zeigen diesbezüglich die intensive Arndt-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Spätorthodoxie und Pietismus.

Die beiden „Arndt-Spener-Zyklen" werden verbunden durch eine Reihe von Studien zum politischen Umfeld von Spätorthodoxie und Pietismus, in denen das Versprechen nach Überprüfung der Wirkmächtigkeit lutherischer Obrigkeitslehre im Sinne der Zuordnung der beiden Regimenten Gottes eingelöst wird. Am Beispiel dreier Dresdner Hofprediger aus unterschiedlichen Zeitepochen behandelt Sommer das Selbst- und Amtsverständnis der lutherischen Hofprediger (S. 91–105) und kommt zu dem Ergebnis, dass es durch viele politik- und standesgeschichtliche Faktoren beeinflusst wurde, zu denen aber auch frömmigkeits- und theologiegeschichtliche Aspekte gehörten. Das Verständnis der Hofprediger von ihrem kirchlichen Amt ist geprägt von einem „als ein die Obrigkeit in ihren schwierigen Regierungsgeschäften förderndes und unterstützendes, jedoch vor allem auch kritisches und mahnendes Wächteramt" (S. 105). Im Zeitalter des Pietismus und der Aufklärung tritt diese Stoßrichtung interessanterweise vollständig zurück und es sind keine kritischen Vorbehalte der Hofprediger gegenüber der Obrigkeit mehr wahrnehmbar.

Die Hofprediger Hoe von Hoenegg und Arnold Mengering geben beispielhaft die Spannungsverhältnisse zwischen Kirche und Obrigkeit während des Dreißigjährigen Krieges wieder. „Konfessionelle Legitimierung der Politik und ethische Weisungen in Predigten" (S. 107–128) sind Absichten und Wirkungen ihrer Tätigkeit. Die Fundamentalunterscheidung Luthers über das weltliche und geistliche Regiment Gottes, die Obrigkeit als gottgewollte Ordnung und die im Begriff der Gottesfurcht zusammengefasste politische Ethik des älteren Luther-

tums, die erhebliche Kritik an den Regenten in der Ausübung ihres Amtes und in ihrem persönlichen Leben intentierte, ist das theologische Werkzeug ihrer Predigten.

Gefolgt wird diese an Personen verifizierte politische Haltung in der lutherischen Theologie von der Erhebung konzeptioneller Entwürfe. „Zur Kirchenpolitik der Calixtinischen Theologie" (S. 129–145) sowie zur „Frömmigkeit am Dresdner Hof zur Zeit der lutherischen Orthodoxie" (S. 161–174) werden knappe Feldstudien geliefert. Eine biographische wie lokale Spezifikation bietet in diesem Kontext noch die den phänomenologischen Betrachtungen beigefügte Untersuchung über „Das Wirken Johann Michael Dilherrs in der Reichsstadt Nürnberg in der Mitte des 17. Jahrhunderts" (vgl. S. 147–160).

Dem zweiten „Arndt-Spener-Schwerpunkt" der Aufsatzsammlung folgen dann insbesondere geistesgeschichtliche Studien bis in das vergangene Jahrhundert. Grundsätzlich behandelt Sommer die „Frömmigkeitsgeschichte im Spiegel von Theologie und Geschichtswissenschaften" (vgl. S. 253–272), stellt sich dem Problem von „Obrigkeitskritik und [der] politische[n] Funktion der Frömmigkeit im deutschen Luthertum des konfessionellen Zeitalters" (vgl. S. 273–293) und führt erneut biographische Verifikationen durch. So wird die Haltung des Theologieprofessors Johann Caspar Haferung, der von 1726 bis 1744 in Wittenberg lehrte, auf sein theologisches Profil hin untersucht (vgl. S. 295–310), Wilhelm von Pechmanns Eintreten für die Christen jüdischer Herkunft und für die Juden auf dem Hintergrund seiner lutherischen Gesinnung gewürdigt (vgl. S. 311–332) und Friedrich Veit als konservativer Kirchenpräsident in der Weimarer Republik vorgestellt, der mit der Position des nationalkonservativen Luthertums den Nationalsozialismus abzuwehren versuchte (vgl. S. 333–387).

In einem bisher ungedruckten Schlusskapitel, das noch einmal den Titel der Aufsatzsammlung aufnimmt und als „Rückblick auf die Aufsätze und Beobachtungen zur Nachwirkung von Luthers Zwei-Reiche- bzw. Zwei-Regimente-Denken" (S. 389–414) Stellung nimmt, mustert Sommer seine Forschungen noch einmal durch und kommt zu dem Resultat, dass bis zum Pietismus in der Unterscheidung von weltlichem und geistlichem Regiment genügend Potential für kritische Reflexion obrigkeitlichen Handelns gegeben war. Mit dem Pietismus und der Betonung der Innerlichkeit persönlicher Frömmigkeit kam die Ausübung des kritischen Wächteramtes gegenüber der Politik und der Gesellschaft nahezu völlig zum Erliegen, so dass es lediglich vom Grundsatz her im Traditionsstrom der lutherischen Kirche erhalten bleiben konnte. Erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich im Luthertum wieder ein Ton bemerkbar gemacht, der Luthers Unterscheidung des Weltlichen und des Geistlichen als Kraftquelle gegen ideologische Bedrohung und den Verlust kirchlicher Eigenständigkeit zu nutzen verstand.

Sommer zitiert abschließend und zustimmend die bekannte Feststellung des Leipziger Kirchenhistorikers und Lutherforschers Franz Lau in dessen RGG³-Beitrag zur Zwei-Reiche-Lehre (1947): „Die Geschichte der Zwei-Reiche-Lehre im Protestantismus ist noch nicht geschrieben" (S. 412). Doch der Aufsatzband von Wolfgang Sommer ist ein riesengroßer Schritt, um diesem Desiderat Abhilfe zu schaffen.

**[1952]**

*Thomas Hohenberger*

## *1.2. Bis 1517 (Nr. 1953–1954)*

Müller: Frankreich, Burgund und das Reich im späten Mittelalter (Wolf) (Nr. 1953) – Abel: Johannes Nider (Köpf) (Nr. 1954)

**Müller**, Heribert: Frankreich, Burgund und das Reich im späten Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Gabriele Annas u.a. Tübingen: Mohr Siebeck, 2011 (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 56). – XV + 519 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-150695-6.

Heribert Müller, von 1987–1994 und 1998–2011 Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt/M. und ehemaliger Schüler von Theodor Schieffer und Erich Meuthen, hat sich im Vorfeld seiner Emeritierung kritisch zu einer Festschrift geäußert, deren Adressat er sein sollte. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an seinem Lehrstuhl entschieden sich deshalb zu einer noblen Hommage in Form einer Sammlung mit ausgewählten Aufsätzen des „Jubilars", der er sich nicht entziehen konnte.

Müller begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit Forschungen zur rheinischen Geschichte und Kirchengeschichte des Frühmittelalters, die er auch später nicht aus den Augen verlor, wenn sie auch bei der vorliegenden Aufsatzsammlung fast ausgeblendet worden sind.

Seine vorzüglichen Französischkenntnisse prädestinierten Müller für die Rolle eines wissenschaftlichen Brückenbauers zwischen Deutschland und Frankreich und bestimmten eine Reihe historischer wie kirchenhistorischer Themen, die eigentlich erst durch ihn diesseits des Rheins wahrgenommen worden sind. Hinzuweisen ist hier auf mehrere Detailstudien zum Basler Konzil (1433–1435), die auf der Basis akribischer Quelleninterpretation und im Dialog mit französischer Sekundärliteratur entstanden sind (S. 1–30 / S. 215–330). In diesem Kontext ist es nur konsequent, dass Müller in seiner Frankfurter Antrittsvorlesung das wissenschaftliche Lebenswerk von Johannes Haller beleuchtete, der nicht nur die Akten des Basler Konzils ediert hatte, sondern lange Zeit mit seinen Veröffentlichungen das deutsche Frankreichbild prägte („Der bewunderte Erbfeind – Johannes Haller, Frankreich und das französische Mittelalter", S. 31–71). Er kann nachweisen, dass die bewundernde Anerkennung der Bedeutung des mittelalterlichen Frankreich bei Haller mit „distanziert-ablehnender Sicht der Geschichte der Neuzeit" (S. 71) kontrastierte und dessen historisches Urteil über Frankreich durch seine Abstammung von der „protestantisch-aristokratischen Welt der Deutschbalten" (S. 71) mitbestimmt war.

Neben Einzeluntersuchungen zur Bedeutung der Reichstagsakten (Ältere Reihe) und ihre Bedeutung für die europäische Geschichte (S. 126–155), zum lange Zeit unbekannten französischen Frühhumanismus um 1400 (S. 156–203) und zum Herzogtum Burgund unterzieht Müller die deutsche Übersetzung von Band 7 der „Geschichte des Christentums", der relativ gleichzeitig mit der französischen Ausgabe erschien, einer genaueren Überprüfung (S. 204–214). So richtig seine Feststellung ist, dass Übersetzungen immer in Gefahr stehen, an begrifflicher Schärfe gegenüber dem Originaltext zu verlieren und sachliche Fehler sich einschleichen (vor allem, wenn die Übersetzer in der Kirchengeschichte kaum bewandert sind), so stutzig macht seine Feststellung von 1003 (!) Fehlern wie Ungenauigkeiten, wobei ihm – wie er versichert – jede Beckmesserei fern liegt. Aber: „Übergroße Eile" (S. 214) und ein entsprechend eng bemessener Zeitrahmen für die Übersetzer trifft auf den deutschen Verlag keineswegs zu, wie der an späteren Bänden des Gesamtwerkes als

Übersetzer mitwirkende Rezensent bestätigen kann.

Ein sorgfältig erarbeitetes Schriftenverzeichnis (S. 465–482), die den Mediävisten auch als engagierten Rezensenten französischer Werke ausweist, und ein detailliertes Personen- wie Ortsnamen-Register runden diese gehaltvolle „Ehrengabe" ab. [**1953**]

*Gerhard Philipp Wolf*

Abel, Stefan: Johannes Nider, „Die vierundzwanzig goldenen Harfen". Edition und Kommentar. Tübingen: Mohr Siebeck 2011 (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 60). – XIII + 746 S., mehrere Abb., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-150610-9.

Der Dominikaner Johannes Nider, in den 80er Jahren des 14. Jahrhunderts im schwäbischen Isny geboren und 1438 in Nürnberg gestorben, spielte in der Reformbewegung seines Ordens eine wichtige Rolle. Er vertrat ein gemäßigtes Reformverständnis, mit dem er auf vielen Reisen vom Elsaß über Basel und Süddeutschland bis nach Österreich wirkte. Daneben war er – insbesondere durch Verhandlungen mit den Hussiten – an der Vorbereitung und Durchführung des Basler Konzils beteiligt, dessen Eröffnungspredigt er 1431 hielt,. Nider war akademisch gebildet: 1426 in Wien zum Doktor der Theologie promoviert, erscheint er 1434 als Lektor am Wiener Dominikanerkonvent und 1435 als *magister regens* an der theologischen Fakultät, zu deren Dekan er 1436 zweimal gewählt wurde. Seine Lehr- und Predigttätigkeit in Wien kann freilich nur sporadisch stattgefunden haben, da sie immer wieder durch Reisen unterbrochen wurde. Um so erstaunlicher ist seine umfangreiche literarische Produktion meist in lateinischer Sprache: Schriften, Briefe und Predigten zur Hussitenfrage, zur Reform seines Ordens, über das Leben von Semireligiosen und Weltklerikern, Adligen und Kaufleuten, Werke für Seelsorger, eine Sterbekunst, ein Trostbuch und anderes, darunter der *Formicarius* über den Ameisenstaat als Vorbild für die menschliche Gesellschaft.

1427 bis 1429 war Nider Prior des Nürnberger Dominikanerkonvents. In dieser Funktion visitierte und reformierte er 1428 das Nürnberger Dominikanerinnenkloster St. Katharina, das sich Jahrzehnte hindurch erfolgreich einer Reform widersetzt hatte. Aus der Zeit seines Nürnberger Priorats ist auch sein Hauptwerk in deutscher Sprache hervorgegangen: „Die vierundzwanzig goldenen Harfen". Seine Entstehungsgeschichte führt von vermutlich lateinischen Vorarbeiten über wahrscheinlich vor den Nürnberger Dominikanerinnen gehaltene volkssprachliche Reihenpredigten zur von Laien angeregten schriftlichen Ausarbeitung als Lesepredigten oder Traktat (S. 112–115). Der Name dieses Werks geht auf die Vision der vierundzwanzig Alten auf vierundzwanzig Thronen im Himmel (Offb 4,4) zurück, die auch dem Titel des Werks „Die vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron der minnenden Seele" des Franziskaners Otto von Passau aus den frühen 80er Jahren des 14. Jahrhunderts zugrunde liegt. Das Bild der Harfen im Titel wird von Nider im Prolog seines Werks so erklärt: „Die xxiiij alten, das sein die aller heiligsten altfeter, die gewesen sein in Egipto in der wüsten. […] Die xxiij gulden harpfen, daz sein ir selige wort vnd werk, die sie gelert vnd geschriben haben dem menschen zu nütz zu dem ewigen leben." (S. 183,29–33) Damit ist bereits der Inhalt des Werks angedeutet: Es ist keine Übersetzung, sondern eine – zuweilen sehr freie – Bearbeitung eines zentralen Werks der altkirchlichen Mönchsliteratur: der nach 420 entstandenen *Collationes patrum* des Johannes Cassianus (um 360–435), des wichtigsten Vermittlers der Traditionen der ägyptischen Wüstenväter an das lateinische Abendland. Bearbeitung heißt, dass in dieses Werk eine Fülle weiterer Elemente der Überlieferung eingeflossen ist – von der vorchristlichen Antike bis zur Wiener Schule, der Nider selbst

angehörte. Als wichtiges Beispiel für die Verarbeitung philosophisch-theologischer Traditionen sei die „14. Harfe" herausgegriffen, in der Altvater Nesteros „von Weisheit" lehrt (S. 266–289). Nider bietet hier eine an Heinrich Seuses *Horologium sapientiae* anknüpfende, aber auch von der Realität der Universität Wien geprägte Darstellung des mittelalterlichen Bildungswesens für einen weiteren, des Lateinischen nicht mächtigen Kreises von Lesern. Diese und viele andere Teile unterscheiden das Werk von einen reinen Erbauungsbuch und machen es zu einer umfassenden Belehrung für Laien unter Religiosen wie Weltleuten. Seine Überlieferung in 22 Handschriften mit dem vollständigen Text und in acht Handschriften mit Exzerpten, in sieben Drucken (1470 bis 1505) und neun von den Drucken abhängigen Handschriften zeugt davon, dass es viel und lange gelesen wurde.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Buches, der überarbeiteten Fassung einer von Prof. Werner Williams-Krapp betreuten und 2009 an der Universität Augsburg eingereichten germanistischen Dissertation steht die erste vollständige, kritische Edition der „Vierundzwanzig goldenen Harfen" auf der Grundlage einer dem ursprünglichen Text am nächsten stehenden, vor 1428 entstandenen Nürnberger „Leithandschrift" (S. 181–396). In zwei Apparaten werden die Abweichungen zweier verschiedener, durch zwei „Begleithandschriften" repräsentierter Fassungen dokumentiert. Die Begründung seiner Editionsweise gibt der Verfasser in einem Kapitel zu „Überlieferungs-, Textgeschichte, Edition" (S. 45–110), dem ein Kapitel über „Genese, Autorschaft, Gebrauch, Quellen" und literarische Eigenart des Werks folgt (S. 111–180). An die Edition schließt sich ein umfangreicher „Textkommentar" an (S. 397–612), der die einzelnen „Harfen" durch kurze sprachliche Erläuterungen, knappe Nachweise der Quellen und einen ausführlichen Sachkommentar erklärt. An ihnen zeigt sich eindrucksvoll, wie vielfältig die in Niders Werk über den Grundtext Johannes Cassians hinaus aufgenommenen Traditionen sind.

Der Sachkommentar erhält zahlreiche wertvolle Zitate aus handschriftlichen und gedruckten Werken, allerdings gelegentlich auch Überflüssiges aus leicht zugänglichen Quellen (z.B. das 7. Kapitel der Benediktsregel mit wenigen Auslassungen: S. 563 Anm. 80, das mehr als eine Seite einnimmt und nicht einer der neueren Ausgaben, sondern Mignes *Patrologia latina* folgt). Hilfreich sind zum Verständnis der Sachverhalte verschiedene Abbildungen und Karten, ferner ein Glossar ausgewählter deutscher Wörter (S. 629–640). Ein kleiner Anhang mit handschriftlichen Texten, meist alternativen Prologen, und mehreren Abbildungen, vor allem aus Frühdrucken, ergänzt die Edition (S. 613–627).

Den editorischen Teilen sind zwei Kapitel mit einer Einführung in das Werk und seine Erforschung und einem Überblick über Leben, Denken und Wirkung Niders vorangestellt (S. 1–43), die künftig den Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit dem Autor bilden werden. Gleich zu Beginn reiht der Verfasser die „Harfen" in den Rahmen einer von Jean Gerson „vermittelten und durch die Universität Wien (‚Wiener Schule') propagierten und praktizierten Frömmigkeitstheologie" (S. 1) ein, ohne freilich auf den theologischen Charakter des Werks zu reflektieren, was die Problematik des heute üblichen, allzu selbstverständlichen Gebrauchs dieses Begriffs deutlich macht.

Die Benutzung der einleitenden Kapitel wie des Kommentars wird dadurch erschwert, dass die fast durchweg mit Nachnamen und Jahreszahl abgekürzte Literatur in einem zwischen Glossar und Handschriftenverzeichnis verborgenen Literaturverzeichnis (S. 641–666) nachgeschlagen werden muss. Ein Verzeichnis der gedruckten Quellen fehlt leider. Einige Editionen finden sich unter den nicht jedem geläufigen Namen der Herausgeber bei der abgekürzt zitierten Literatur. Die in Mignes Patrologie enthaltenen Autoren werden nach dieser

oft veralteten Ausgabe nachgewiesen, auch wenn es neuere und bessere Editionen gibt, und bei vielen mittelalterlichen Werken – auch solchen, die weniger leicht zugänglich sind als die *Summa theologiae* des Thomas von Aquin – bleiben die benutzten Ausgaben schleierhaft. Das Buch schließt mit vier Registern: nützlichen der Personen und Orte sowie der Autoritäten und Werke, einem der „Bibelstellen", das allerdings nur ganze biblische Bücher nennt, keine Kapitel und Verse, und einem ungemein ausführlichen Sachregister, das auf 55 Seiten auch zahlreiche Stichwörter und Stellen ohne inhaltliche Relevanz enthält.

Trotz der genannten Mängel, die man in gewissem Maße einer Erstlingsarbeit nachsehen wird, bietet das Werk die von vielen nützlichen Informationen begleitete Edition eines wichtigen deutschsprachigen religiösen Werks, die für die weitere Erforschung von Frömmigkeit und Theologie des Spätmittelalters von großem Wert ist und der man deshalb Beachtung durch Kirchenhistoriker wünscht. Auch für die Kirchengeschichte Nürnbergs im 15. Jahrhundert, insbesondere für das Dominikanerinnenkloster St. Katharina, bietet sie wertvolles Material.

[**1954**]

*Ulrich Köpf*

## *1.3. 1517 bis 1648 (Nr. 1955–1968)*

Leppin / Schneider-Ludorff (Hg.): Das Luther-Lexikon (Huber) (Nr. 1955) – Müller: Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt (Sommer) (Nr. 1956) – Kaufmann: Luthers „Judenschriften" (Huber) (Nr. 1957) – Kaufmann: Luthers Juden (Huber) (Nr. 1958) – Bärenfänger / Leppin / Michel (Hg.): Luthers Tischreden. Neuansätze der Forschung (Klitzsch) (Nr. 1959) – Posset: Unser Martin. Martin Luther aus der Sicht katholischer Sympathisanten (Keller) (Nr. 1960) – Melanchthon deutsch, Band 3 und 4 (Huber) (Nr. 1961) – Melanchthons Briefwechsel, Band T15 und T16 (Keller) (Nr. 1962 bzw. Nr. 1963) – Bucer: Briefwechsel 9 (Klitzsch) (Nr. 1964) – Bugenhagen: Reformatorische Schriften (1515/16–1523) (Huber) (Nr. 1965) – Wengert: Defending Faith [Lutherische Antworten auf Osiander] (Keller) (Nr. 1966) – Ilić: Theologian of Sin and Grace [Flacius] (Keller) (Nr. 1967) – Dingel / Leppin (Hg.): Das Reformatorenlexikon (Huber) (Nr. 1968)

**Leppin**, Volker / **Schneider-Ludorff**, Gury unter Mitarbeit von Ingo Klitzsch (Hg.): Das Luther-Lexikon. Regensburg: Bückle & Böhm, 2014. – 820 S., geb., Festeinband, Abb. – ISBN 978-3-941530-05-8.

Im Jahr 2005 erschien, herausgegeben von Albrecht Beutel, ein „Luther-Handbuch" (vgl. ZBKG 2008, Nr. 1581), das nach eigener Auskunft das Ziel verfolgt, „die intensiv und extensiv betriebene Lutherforschung der letzten Jahrzehnte in aktueller, verläßlicher, kompendienhafter Übersicht zu erschließen" (S. XIII). Neun Jahre später kam nun, rechtzeitig zum Reformationsjubiläum 2017 und finanziell gefördert von den Landeskirchen von Bayern, Württemberg und Hessen-Nassau sowie der VELKD, „Das Luther-Lexikon" auf den Markt – mit sehr ähnlicher Zielsetzung: „Luther neu zu entdecken und zugleich zu sammeln, was wir über ihn wissen – interdisziplinär und international", lag nach dem Vorwort dem Buchprojekt zugrunde. Mit dem so entstandenen „Kompendium" verbinden die Herausgeber die Hoffnung, es möge helfen, „nach den Feierlichkeiten an die Ergebnisse und Überlegungen anzuknüpfen, die hier dokumentiert sind". Der Schutzumschlag bietet ergänzend folgende Ankündigung, die sich im

Herausgeber-Vorwort allerdings nicht findet: „Das Luther-Lexikon ist inhaltlich und sprachlich so ausgerichtet, dass es sich für breite Leserkreise eignet." Tatsächlich lässt sich von einem Bemühen um Verständlichkeit über das wissenschaftlich tätige Publikum hinaus bei den meisten Artikeln nur wenig wahrnehmen. Angesichts der Notwendigkeit zur knappen Darstellung einer über viele Jahrzehnte erarbeiteten komplizierten Forschungsmaterie, die die Herausgeber bewusst ins Auge fassten, erscheint dies kaum realisierbar.

Der schwergewichtige Band greift über die historische Person Luthers und ihr Umfeld weit hinaus und bezieht auch die mittelalterliche Vor- und die langfristige Rezeptions-, Wirkungs- und Forschungsgeschichte ein. Auch der momentan aktuelle kulturgeschichtliche Zugang schlägt sich nieder. Freilich stellt dieser ausgreifende Horizont vor das Dilemma einer möglichst umfassenden und zugleich nur durch Beschränkung möglichen Bewältigung des Stoffes. Rund 170 ausgewiesene Fachleute konnten für die Beiträge gewonnen werden. Sie bürgen für Sachkompetenz auf dem aktuellen Forschungsstand und für eine Vielfalt an Perspektiven und individuellen Akzentsetzungen. Faktisch, das gesteht das Herausgeber-Duo unumwunden ein, herrscht bei den Beiträgern jedoch ein protestantisches Übergewicht – und, dies mag man ergänzen: auch ein deutsches. Doch immerhin finden sich namhafte römisch-katholische Forscher darunter wie Andreas Odenthal, Wolfgang Thönissen oder Peter Walter.

Die Vielzahl der Autoren und Autorinnen führt natürlich auch zu einem gewissen Grad von Heterogenität. Die Herausgeber haben offensichtlich viel Freiraum gewährt, denn die Beiträge sind von unterschiedlicher Prägnanz, Qualität, Stilistik und Ausrichtung. Beispielsweise nehmen allein die Artikel „Disputation / Disputationen" und „Ethik" ganze 7 bzw. 8 Seiten ein – während die biographischen Artikel etwa über Karlstadt oder Müntzer nur jeweils etwa eine Seite beanspruchen. Insgesamt lässt sich „Das Luther-Lexikon" auch gebrauchen als anregendes Lesebuch, allerdings für Fortgeschrittene. Es führt eindrucksvoll und aspektreich den historisch-theologisch-kirchlichen Kosmos „Luther" vor Augen. Leider findet sich kein Hinweis darauf, wie und nach welchen Kriterien die „Stichworte" (Verzeichnis S. 13–20) gefunden, geprägt und mit welchen Maßgaben an die Beiträger verteilt wurden. Sicherlich ist eine solche Auswahl bis zu einem bestimmten Grad immer subjektiv und mag unvermeidlicherweise auch willkürlich erscheinen. Subjektive Einzelbeobachtungen vermittelt auch die vorliegende Besprechung angesichts so vieler Beiträge so vieler Autorinnen und Autoren. Beim Durchlesen gerade um sachliche Prägnanz bemühter Artikel liest man über das selbstverständliche Gute, ja Wertvolle, das in einem ‚Lexikon' nüchtern und recht unscheinbar geboten wird, leicht hinweg. Das Störende fällt dagegen unverhältnismäßig stärker auf, weil man an ihm hängen bleibt. In dieser Hinsicht mögen kritische Besprechungen auch immer etwas ungerecht wirken, weil Kritik im Unterschied zu Lob grundsätzlich zu begründen ist.

Sehr willkommen sind im „Luther-Lexikon" zunächst die zahlreichen Artikel etwa zu den Personen, die für Luther bedeutsam waren oder auf die Luther wirkte, wie die bayerisch-fränkischen Freunde Argula von Grumbach, Lucas Cranach d.Ä., Albrecht Dürer, Hans Sachs, Andreas Osiander, Hieronymus Paumgartner/Baumgärtner, Johann von Schwarzenberg, Albrecht von (Brandenburg-Ansbach-)Preußen, Georg Rörer und viele andere. Natürlich werden auch die Kritiker und Gegner berücksichtigt wie Johann Eck, Cochläus oder, etwas überraschend, die Nürnberger Äbtissin Caritas Pirckheimer – im Unterschied zu ihrem Bruder Willibald, der doch Luthers wegen an der Seite Lazarus Spenglers bereits 1520 als einer der allerersten und ausdrücklich mit Namen genannt, in den päpstlichen Bann geriet. Er entwickelte später als

Patrizier und Humanist eine charakteristische Haltung zu Luther, die es verdient hätte, besonders hervorgehoben zu werden: Pirckheimer wollte sich nicht als Anhänger Luthers oder Anhänger von dessen Widersacher Eck, sondern schlicht als „Christenmensch" verstehen. Bei den gewiss erstklassigen Personen-Artikeln wurde es versäumt, die Darstellung jeweils auf das Verhältnis zu Luther zuzuspitzen. Es ist doch dieses Interesse, das zu einem „Luther-Lexikon" greifen lässt. Dagegen bekommt man allzu oft allgemeine biographische Informationen geboten, wie man sie auch in der TRE, RGG oder NDB findet. Es gibt aber in dieser Hinsicht gelungene Ausnahmen wie die Artikel „Bullinger", „Murner" oder „Tauler". Angesichts des begrenzten Raums und der notwendigen Auswahl erscheinen darum z.B. auch die an sich sehr guten Artikel über Heinrich Schütz oder Johann Sebastian Bach entbehrlich, die kaum etwas zum Verhältnis zu Luther sagen. Merkwürdigerweise erhielt dagegen Thomas Mann, der sich direkter mit Luthers Person und Wirken auseinandergesetzt hat, keinen eigenen Beitrag. Hier hätte man durchaus mehr dem germanistischen und literaturgeschichtlichen Interesse entgegenkommen können.

Grundinformationen zu den etwa 50 wichtigsten Schriften präsentiert „Das Luther-Lexikon" griffbereit in speziellen Artikeln, etwa zur „Freiheitsschrift", zur „Obrigkeitsschrift", zu den Katechismen oder den Vorlesungen u.a. Genauso wertvoll sind die Sachartikel, beispielsweise zu Konzil/ Konzilien, Petrus, Rom, Studenten, Vernunft, Sexualität, Lutherausgaben, Mystik oder zu Luther-Orten wie Augsburg, Nürnberg, Coburg, Eisenach, Eisleben, Mansfeld oder auch Jüterbog. In ‚Marburg' wird bemerkenswerterweise ein durch Landgraf Philipp „neben Wittenberg und den oberdeutschen Städten" neu geschaffener „theologischer Ort" gesehen, womit „den beiden geographischen Zentren der Reformation, Zürich und Wittenberg, ein drittes hinzugefügt" worden sei (S. 474).

‚Das Luther-Lexikon' bietet mit den einschlägigen Artikeln nicht zuletzt ein Kompendium der theologischen Topoi der Reformation. Das Studium der thematisch so vielfältigen Artikel lohnt sich durchgehend. Freilich erscheinen manche auch unnötig kompliziert oder überfrachtet oder etwas einseitig angelegt: Der von WA-Nachweisen fast übersättigte Artikel „Welt" (S. 750–756) wäre prototypisch für ein Begriffslexikon zur Theologie Luthers. Unter „Juristen" braucht es lang, bis man zu Luther kommt. Der Artikel „Reformatorische Bewegung" beschreibt weniger das eigentliche historische Phänomen als vielmehr die Begriffsgeschichte. Dagegen verschafft der sein Thema erhellend darlegende Artikel „Religion / Religionen" besonderen Erkenntnisgewinn. Unverständlicherweise finden sich im ‚Luther-Lexikon" jedoch keine eigenen Artikel zu „Islam" oder „Koran", ja nicht einmal diese Einträge mit Querverweisen, etwa auf den Artikel „Türken / ‚der Türke'" (S. 706–708). Nach dem erfreulicherweise vorhandenen – für ein Lexikon vielleicht etwas lang ausgefallenen – Artikel „Apfelbaum" vermisst man das Stichwort „Apokalyptik"; zumindest hätte auf „Eschatologie" verwiesen werden können.

Überrascht wird man andererseits von den für ein Luther-Lexikon auf den ersten Blick recht kurios wirkenden Einträgen „Schwan" (der natürlich mit Luthers Diktum über Hus zu tun hat) und „Henne und Küken". Hier wird auf die „allein bei Christus zu findende Rettung des Sünders" (S. 292) hingewiesen. Artikel wie „Haushalt Luthers", „Bier", „Brille", „Hund", „Kleidung", „Laute", „Kinder", „Krankheiten" oder „Reisen Luthers" bieten aufschlussreiche Zugänge zu seinem Alltagsleben. Eine Entdeckung bietet der Artikel „Hilten", der Wesentliches über die Geschichtsauffassung und das Selbstverständnis Luthers sagt. Doch wer schlägt schon diesen kaum bekannten Personennamen nach? Zugleich findet sich unter „Hilten" wiederum kein Verweis auf den Artikel „Geschichte /

Geschichtsauffassung“ (S. 250–252) und in diesem keiner auf „Supputatio annorum mundi“ (S. 667f). Ein konsequenter umgesetztes System von Querverweisen würde die inhaltliche Fülle des Bandes noch besser erschließen. Zugleich darf man fragen, ob jemand ernsthaft Stichworte wie „coram hominibus / coram Deo“ oder „Innovation“ in einem „Luther-Lexikon“ nachschlägt? Für Letzteres gibt es dann nur den Hinweis auf den Artikel „Alt/neu“. Die Ausführungen in den selbständigen Artikeln „Opus alienum / opus proprium“ oder „Zusammenwirken“ hätte man kontextbezogen auch im Artikel „Gott“ unterbringen können, der ohnedies bereits lang ist. „Das Luther-Lexikon“ erscheint so – die genannten Beispiel mögen dies andeuten– nicht immer konsequent genug von den Benutzern her gedacht, von denen ja nur wenige ein Vorwissen von den Lieblingsworten oder -bildern Luthers haben.

In einzelnen Artikeln sind freilich auch inhaltliche Defizite zu vermelden. Der Artikel „Gebet“ z.B. übergeht – bei freilich anspruchsvoller hermeneutisch-theologischer Darlegung des Befundes – Luthers Prägung durch das (monastische) Psalmgebet und das liturgische Gebet im Gottesdienst. Schwer nachvollziehen ist, warum unter „Gebet“ der im Kleinen Katechismus mit den Worten „Du sollst“ gebotene Morgen- und Abendsegen mit der ausdrücklichen Anweisung Luthers zum Sich-Bekreuzigen und zum Knien unerwähnt bleibt, wo doch ganze Generationen evangelischer Christen davon geprägt wurden. Erwähnt werden diese bekanntesten Gebete des Reformators dann wenigstens unter „Segen“ (S. 634), welcher als „Leitbegriff der Theologie Luthers“ mit sakramentaler Qualität hervorgehoben wird. Man findet seltsamerweise kein eigenes Stichwort „Psalmen“. Vielmehr wird unter dem Verweis-Stichwort „Psalmenauslegung“ nur auf „Vorlesungen Luthers“ weitergeleitet – und leider nicht auch auf „Gebet“. Eine wesentliche Lebens-, Erfahrungs- und Lehrdimension Luthers bleibt so unterbelichtet. Im erfreulich prägnanten Artikel „Beichte“ vermisst man bei der Darlegung der Wirkungsgeschichte die Auskunft, dass im Luthertum bis ins 18. Jahrhundert die Einzelbeichte geübt wurde und mancherorts bis heute Beichtstühle in lutherischen Kirchengebäuden erhalten geblieben sind. Die ganzheitliche, heute nur noch „katholisch“ anmutende Frömmigkeitspraxis Luthers und des Luthertums ist für Protestanten (offenbar auch für Wissenschaftler) seit der Aufklärung befremdlich, wenn sie nicht gleich ganz übersehen wird. Dagegen belehrt der Artikel „Feiertage“ (S. 219–223) im besten Sinn über kaum bekannte Aspekte von Luthers theologischem Bestreben, christliche Frömmigkeit spezifisch evangelisch zu prägen.

Dass Paul Gerhardt, aber auch Johann Arndt, Veit Ludwig von Seckendorff (der bedeutendste lutherische Staatsdenker des Absolutismus und vor allem einer der ersten historischen Reformationsforscher – in diesem Band gänzlich unerwähnt!), Philipp Jakob Spener, einer der besten Luther-Kenner seiner Zeit (S. 464 wird er versehentlich Johann Jakob genannt) und Gottfried Arnold trotz ihrer intensiven Luther-Forschung und -Rezeption keiner eigenen Artikel für würdig befunden wurden, ruft schon nach einer Erklärung, auch wenn summarische Überblicksartikel „Lutherrezeption in der lutherischen Orthodoxie“ (wo natürlich Johann Gerhard, Calov, Hutter usw. genannt werden) bzw. „im Pietismus“ (und entsprechend weitere Epochendarstellungen) geboten werden. Unter „Lutherdeutung / Lutherforschung“ wird intensiver auf die skandinavische eingegangen, die britische oder französische Lutherforschung – letzterer hat sich *Gerhard Ph. Wolf* gewidmet (Wiesbaden 1974) – bleibt, soweit ich sehe, unbeachtet. Dafür findet man aber so aufschlussreiche Artikel wie „Lutherrezeption in Afrika“, „… in Asien“, „… in Lateinamerika“ oder „… in den USA“. Dass der Artikel „Heilige / Märtyrer / Martyrium“ nicht differenziert angelegt wurde (vgl. die

Besprechung des ‚offiziellen" evangelischen Märtyrergedenkbuches in: ZBKG 2012, Nr. 1776), erweist sich als Manko. Im Buch fehlt z.B. der Verweis auf Leonhard Kaiser, den Luther-Schüler und Passauer evangelischen Märtyrer von 1527. Dass auch die lutherische Kirche das Martyrium kennt und Millionen „lutherisch" geprägte Christenmenschen Glaubenszwang, Unterdrückung, Vertreibung, Leid und Tod erdulden mussten – in der brutal durchgeführten Gegenreformation (z.B. die österreichischen Exulanten), aber auch durch calvinistische Landesherren (z.B. Hessen-Kassel), in Kriegen oder durch totalitäre Systeme, etwa die ‚Baltischen Märtyrer' –, das kommt diesem Lexikon nicht in den Blick.

Die Schwerpunktsetzungen des ‚Luther-Lexikons' erscheinen mitunter durchaus eigenwillig: Der ausführlich das Problem der Historizität des Thesenanschlags behandelnde Artikel (S. 684–687) wirkt von seiner argumentativen Haltung eher wie ein (überzeugender!) Debattenbeitrag. Der allgemein informierende Artikel „Musik der Reformation" (S. 491–501) scheint überlang geraten. Dagegen wurde das vor allem im Horizont der Welt-Ökumene (Skandinavien, Nordamerika, Australien, Verhältnis zur anglikanischen Kirche) wichtige konfessionskulturelle Thema der spezifischen liturgischen Tradition des Luthertums, auf deren Boden ja Michael Praetorius, Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach heranwuchsen und das im 19. Jahrhundert (bei Löhe), im sog. Kirchenkampf und in der liturgischen Restauration der Nachkriegszeit konkrete Auswirkungen zeigte, schlicht übersehen. Dafür bietet der Artikel „Kirchenbau" (S. 346–351) – obwohl bereits in RGG, TRE und LThK vorhanden – wiederholt einen Gesamtüberblick, bei dem der direkte Bezug zu Luther kaum ersichtlich wird. Wenn im Artikel „Kirchenzucht" Luther überhaupt ungenannt bleibt, darf man dann daraus schließen – leider äußert sich der Verfasser dazu nicht –, dass sie für Luther keine Rolle spielte?

Der Artikel „Antijudaismus / Antisemitismus" geht auf Luther kaum ein, verweist aber zumindest auf die dann zur Sache ergiebigen Artikel „Judenschriften" und „Toleranz". Bedauerlich ist, dass „Müntzers Erbe" (Gottfried Seebaß) Hans Hut (gest. 1527), dessen Wirksamkeit ja die Reaktion der lutherischen Reformatoren auf die sog. Wiedertäufer hervorgerufen hat, keinen Artikel erhalten hat; ja, er wird überhaupt nur einmal beiläufig erwähnt – und dies seltsamerweise nicht, wie man erwarten möchte, im Artikel „Täufer" (S. 671–674). Ebendieser Beitrag wie auch zahlreiche andere hätte für ein Luther-Lexikon deutlicher auf die Wittenberger Theologen hin konzentriert werden können. Die Chance, Sach- und Personen-Artikel konsequent auf den Bezug zu Luther zu fokussieren und so „Das Luther-Lexikon" gegenüber den bekannten Enzyklopädien zu profilieren, blieb allzu oft ungenutzt.

Wiederum lässt die Auswahl der für eigene Artikel berücksichtigten Personen fragen: Warum kommt Friedrich Myconius vor, nicht aber Justus Menius, der sich von lutherischer Seite intensiv mit den im thüringisch-fränkischen Raum apokalyptisch geprägten „Wiedertäufern" auseinandergesetzt hat? Warum Johannes von Paltz, nicht aber der in Kulmbach bestattete Andreas Proles? Warum Wimpfeling und Katharina Zell einen Artikel bekommen haben, nicht aber der auch für die Brandenburg-Ansbacher und die lutherische Reformation in Oberdeutschland so wichtige Johannes Brenz, bleibt unverständlich. Der „Lutherische Weltbund" hat mit dem historischen Luther nur sehr indirekt zu tun, ist aber trotzdem mit einem Artikel vertreten. Mit selbem Recht könnte man auch das Stichwort „Erlanger Theologie" erwarten. Denn Erlanger Theologen haben im 19. Jahrhundert – was *F. W. Winter* noch in einer eigenen Monographie beschrieb (Gütersloh 1995) – viel für die Wiederentdeckung der Theologie Luthers geleistet, bevor der Kultur- und Nationalprotestantismus mehr das Interesse

an Luther-Bildern für alle möglichen Zwecke förderten. Es ist schwer nachvollziehbar, dass man in dem ‚Luther-Lexikon' einen Artikel zu Adolf von Harnack findet, aber keinen für seinen Vater Theodosius, der en passant allzu vordergründig als Vertreter der „lutherisch-konfessionellen Orthodoxie" abgetan wird (S. 283); im Jahr 1927 hat der ‚Dialektische Theologe' Georg Merz dessen ‚Theologie Luthers' durch eine Neuausgabe immerhin aktuelle Wirkung verschafft. Der Artikel zum Erlanger Dogmatiker Werner Elert geht – im Unterschied zu dem zu Emanuel Hirsch – kaum auf dessen sich als dezidiert „lutherisch" verstehende Theologie ein, sondern markiert kritisch – wie auch der Artikel zu Paul Althaus – vor allem aus mentalitäts- und zeitgeschichtlicher Perspektive dessen öffentliche Positionierung. Auch die Luther-Forscher Köstlin, Karl Holl, Gustaf Wingren, Heinrich Bornkamm, Hans Iwand, Kurt Aland, Gerhard Ebeling und Heiko A. Oberman – nicht aber Wilhelm Maurer, Ernst Wolf, Hanns Rückert sind mit eigenen Artikeln vertreten. Es freut, dass der Erlanger Dogmatiker Wilfried Joest, dessen „Schriften zur Lutherforschung zu Standardwerken geworden" seien (S. 318), mit einem Artikel bedacht wurde. Dann fragt sich aber doch, warum nicht auch beispielsweise die ebenfalls stark aus Luther schöpfenden Systematiker Rudolf Hermann, Hermann Sasse, Friedrich Gogarten oder die in der Ökumene bekannten Peter Brunner und Edmund Schlink eigens berücksichtigt wurden – und vor allem nicht die historisch ungleich bedeutenderen Luther-Rezipienten und -Kritiker Karl Barth (vgl. aber S. 417!) und Dietrich Bonhoeffer. Immerhin finden sich die beiden letzteren mehrmals im Personenregister nachgewiesen.

Auf Register der Orte und der Sachen (und damit auch der theologischen Begriffe) wurde verzichtet. Das Maß der gebotenen Literaturangaben in den Artikeln zeigt sich uneinheitlich. Man vermisst des öfteren einschlägige Titel: Bei „Thomas von Aquin" fehlt der Hinweis auf die wichtige, gewiss auch anfechtbare Studie von *O.-H. Pesch*, oder bei „Hutten" der Hinweis auf die neue Studie von *Heiko Wulfert*. Das knappe Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 805) am Ende beschränkt sich auf Editionen und Standard-Werke zu Luthers Biographie und Theologie, eine Liste mit den „wichtigsten Internetlinks zu Luther" (S. 807f) schließt sich an. Hilfreich sind der „Chronologische Überblick zu Luthers Leben" (S. 799–801) und das freilich allzu knappe, selektive Glossar (S. 803f), das bei weitem nicht alle erklärungsbedürftigen Termini des „Luther-Lexikons" aufführt. Der Verfasser bzw. die Verfasserin eines Artikels lässt sich jeweils anhand einer Siglen-Liste zu Beginn (praktisch etwas unbequem) identifizieren.

Redaktionell nimmt sich das Buch sorgfältig gestaltet und tadellos nach seiner äußeren Form aus. Nur relativ wenig Tippfehler fallen auf (z.B. S. 634 rechte Spalte unten, vorletzte Zeile richtig: Benedicite; der Mitbearbeiter der Erlanger Luther-Ausgabe heißt korrekt Irmischer, S. 693). Auf S. 361 wird auf das – im Band freilich nicht vorhandene Stichwort „Lutherrezeption im Konfessionalismus" – verwiesen; korrekt wäre: „Lutherischer Konfessionalismus". In ebendiesem Beitrag (S. 426) fällt übrigens auch einmal der Name Wilhelm Löhes (vom Register übersehen). Ein eigener Artikel für den lutherischen Kirchenvater Frankens und der USA hätte (positiv!) überrascht. Dass das wesentlich in Neuendettelsau erarbeitete, sich damit auch dem Wirken Löhes verdankende „Luther-Lexikon" dem eigenen historischen Standort allzu bescheiden wenig Aufmerksamkeit zuwendet, darf man mit Humor nehmen. – Warum eigentlich bekommen die Missouri-Lutheraner einen Artikel, die größere, mit auf Löhe zurückgehende, heute liberalere ELCA aber nicht? Und mit einem Augenzwinkern bemerkt: Bultmann findet sich zum Glück nicht (wie das Register irrtümlich notiert) auf S. 531 unter „Päpste und Papsttum", sondern auf S. 537 unter „Paulus".

Von Kleinigkeiten wie diesen abgesehen, bietet „Das Luther-Lexikon" einen über-

reichen Fundus an Luther-Wissen. Es dokumentiert das Bild, das sich die tonangebenden protestantischen Forscher am Beginn des 21. Jahrhunderts von Luther und der Reformation und der von ihnen ausgehenden Wirkungen machen. Es sieht so ganz anders aus als das vor 100 oder vor 80 oder vor 50 Jahren gezeichnete, und ist sicher nüchterner und realistischer. Auch ohne jede Spur eines Goldgrunds, ist es aber auch „nur ein Bild", das weiter der Modifikation bedarf, um die Auseinandersetzung mit Luther auch in der Zukunft zu einer aktuellen und für die Kirche förderlichen Angelegenheit zu machen und um das kritisch zu sichtende Erbe in seiner Fülle zu weiterzugeben. In diesem ambitionierten Band nachzuschlagen oder von Stichwort zu Stichwort zu springen und immer wieder in den Ozean „Luther" einzutauchen, bereitet Freude. Gerade mit der Sache Vertrauten sei „Das Luther-Lexikon" – auch mit seinen angesichts der sich selber gestellten Riesenaufgabe kaum vermeidbaren Problemen und Defiziten – zu stetem Gebrauch empfohlen, selbstverständlich über das Jahr 2017 hinaus. [**1955**]

*Wolfgang Huber*

**Müller**, Gerhard: Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt. Analyse und Kritik. Erlangen: Martin-Luther-Verlag, 2015. – 304 S., kart. – ISBN 978-3-87513-188-8.

Der renommierte Reformationshistoriker Gerhard Müller, früherer Kirchenhistoriker in Erlangen und Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Braunschweig, legt hier ein ganz besonderes Luther-Buch vor: zunächst knapp und prägnant in der Darstellung von Luthers Werk und sodann in der Aktualität Luthers für unsere heutigen Aufgaben in wichtigen Anstößen und Kritik. Diese beiden Teile sind schwerpunktmäßig unterschieden, aber das ganze Buch durchzieht stets die Frage, wie Luthers Erkenntnisse und Entscheidungen für uns heute fruchtbar werden können. Die Antworten, die Müller gibt, fordern zu Besinnung und Nachdenken auf.

Im ersten Teil wird Luther als Theologe, Polemiker, Prediger, Seelsorger, Pädagoge und Liturgiker stets so dargestellt, dass die historische Situation in treffend ausgewählten Quellenzitaten ebenso plastisch zum Ausdruck kommt wie ihre Bedeutung für unsere Gegenwart. Es geht Müller nicht um eine breite Darstellung der Theologie Luthers, dafür gibt es in unserer Zeit genügend umfangreiche Bände, sondern er fragt nach der Art und Weise seines Arbeitens: „Wovon geht er aus ? Wo legt er Schwerpunkte? Warum wehrt er sich gegen manche Angriffe, die kaum dieser Mühe wert sind? Woher kommt die Kraft für das große Arbeitspensum, das er in wenigen Jahrzehnten geleistet hat? Welche Einsichten folgen daraus?" (S. 15). Damit wird schon deutlich, dass hier nicht ein Mensch des 16. Jahrhunderts uns als direktes Vorbild hingestellt wird, sondern es geht um die Dialogsituation zwischen seinen und unseren Vorstellungen, Entscheidungen und Hoffnungen. Im Zentrum steht die Suche nach der Erneuerung der Kirche Jesu Christi damals und heute. Gemeinsam mit Luther sollte der Wille zu einer neuen Reform der Kirche „so konzentriert auf die christliche Botschaft wie nötig und so weit wie möglich offen für die Menschen und unsere Umwelt auf unserer klein gewordenen Erde" sein. (S. 16) Bei der Darstellung von Luthers Werk ist die klare, knappe und anschauliche Formulierungsgabe Müllers auf der Grundlage eines profunden Wissens hervorzuheben. Das geschieht ganz im Sinne Luthers, „der allgemeinverständlich zu formulieren wusste. Das hat den Erfolg seiner deutschsprachigen Schriften überhaupt erst ermöglicht." (S. 118)

In dem etwas längeren zweiten Teil „Unsere Aufgaben. Anstöße und Kritik" hält Müller mit Kritik an den Gegebenheiten unserer gegenwärtigen kirchlichen Situation entsprechend seines offenen, klaren Sprachstils nicht zurück. Auch mit den kirchlichen

Leitungsorganen begibt er sich in „Streitkultur". Das wird schon in dem ersten Abschnitt recht deutlich, in dem es um die Luther-Dekade von 2008 bis 2017 geht: „Die Reform der Kirche, die Luther anstieß, hat mit Buße begonnen. Auch wir reden von Reform der Kirche. Aber wir meinen damit Konzentration (in Hannover); es sollen weniger Landeskirchen sein. Größe ist offenbar immer gut – ob das biblisch ist? Möglichst soll es keine gliedkirchlichen Zusammenschlüsse neben der EKD geben (könnte ja Konkurrenz sein). Diese Veränderung von Strukturen wird aber nichts Wesentliches erbringen. Sie ist bei uns nur die Aufwärmung von ‚sola structura', die wir seit 1968 in Deutschland kennen. Lutheraner haben äußerliche Strukturen immer nur als Mittel verstanden, nicht als Selbstzweck. Es kam immer auf die reine Lehre und die rechte Verwaltung der Sakramente an. Es ist ratsam, dabei zu bleiben." (S. 147)

Anhand des Kirchenverständnisses der lutherischen Reformation, bei dem die sieben Kennzeichen der wahren Kirche entfaltet werden, kommt Müller auf die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche (VELKD) zu sprechen und stößt damit in eine angesichts der gegenwärtigen Umstrukturierung des deutschen Protestantismus höchst brisante Diskussion hinein. Er legt den theologischen, kirchenpolitischen und ökumenischen Auftrag der Vereinigten Kirche mit klaren Worten dar und scheut sich nicht, die Banalitäten und Oberflächlichkeiten in der kirchlichen Öffentlichkeit unter dem Stichwort „Welche Kirche wollen wir?" beim Namen zu nennen. Nicht ohne Selbstkritik – Müller war von 1990 bis 1993 Leitender Bischof der VELKD – geht er auch auf die Anfänge des Zusammenschlusses der Lutheraner nach 1945 ein und auf den Vorwurf, Spalter und Verweigerer von Gemeinschaft zu sein. Nachdem sich die Rückkehr zu den Konfessionen der Reformationszeit, den Lutheranern und den Reformierten und damit die „Überwindung" der politisch gewünschten und vorgegebenen Unionen des 19. Jahrhunderts nicht verwirklichen ließ, gründeten die Lutheraner unter großen Widerständen die VELKD. „Das war eine kirchenpolitische Tat ersten Ranges … Dabei ging es schon 1948 bei der Gründung der Vereinigten Kirche nicht um Verweigerung von Gemeinschaft. Vielmehr sollten *alle* ihr Bekenntnis beachten dürfen, das man sich gegenseitig nicht madig zu machen hätte. Ist diese kirchenpolitische Aufgabe heute überholt? Ich denke, dass sie nach wie vor besteht und dass es von Übel wäre, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen." (S. 204f)

Solche klaren Worte sind in der heutigen kirchenpolitischen Diskussion um die Reform der EKD wahrlich eine Seltenheit. Über die Frage: „Wie wird das Bekenntnis zeitgemäß?" gibt Müller am Schluss sehr beachtenswerte Denkanstöße, die für die zentrale Thematik Kirche und Bekenntnis von erheblichem Gewicht sind. Aber auch bei anderen aktuellen Themen der gegenwärtigen kirchlichen Lage wird klar Position bezogen. Nicht von oben herab oder beckmesserisch, sondern stets mit Argumenten und zur Diskussion einladend: „Ehe und Familie in der Sackgasse der Postmoderne?", „Demokratisch legitimierte Ethik – was ist das?", „Wie Meinungen beeinflusst werden: der Journalismus als vierte Staatsgewalt", „Reform der Kirche – eine menschliche Möglichkeit ?"

Bei aller Gelehrsamkeit des Verfassers liest sich das Buch hervorragend und lädt zum Diskurs ein. Nur eine Grundthematik in der Darstellung von Luthers Werk habe ich vermisst: Luthers Unterscheidung von Gottes geistlichem und weltlichem Regiment, womit Luther in der Kirchen- und Weltgeschichte einen herausragenden Platz einnimmt. Diese Thematik ist zwar bei der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium mit enthalten, aber eine eigenständige Behandlung dieser Thematik wäre m.E. ebenfalls hilfreich gewesen. Dem Buch wünscht man bei einer zweiten Auflage die Hinzufügung von Registern, so dass es auch beim Nachschlagen seinen wichtigen Dienst tun kann. **[1956]**

*Wolfgang Sommer*

**Kaufmann, Thomas**: Luthers „Judenschriften". Ein Beitrag zu ihrer historischen Kontextualisierung. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2011. – XI + 231 S., brosch. – ISBN 978-3-16-150772-4.

Kaum war 2010 die Münchner Meiser-Straße nach quälenden Auseinandersetzungen über die Beurteilung des vordem hochgeachteten Landesbischofs in Katharina-von-Bora-Straße umbenannt, erfuhr die breite Öffentlichkeit in der Süddeutschen Zeitung von einem für die evangelische Kirche und die Oberen der Landeshauptstadt peinvollen Sachverhalt: Einer der letzten Briefe Luthers (1. Februar 1546) verrät, dass seine Ehefrau nicht weniger judenfeindlich eingestellt gewesen sein muss als er selber, der sich drastisch genug äußerte. Die Problematik des christlichen Verhältnisses zu „den Juden" oder „dem Judentum" trieb Luther zeitlebens um. In seiner letzten Predigt vor seinem Tod in Eisleben fühlte sich der Wittenberger Reformator sogar zu einer „Vermahnung wider die Juden" gedrängt. Das weite Feld „Evangelische Kirche(n)" (in Deutschland) und „die Juden" bzw. „das Judentum" stellt sich weiterhin als abgründiges Gelände dar, das äußerst schwierig theologisch und kirchenpolitisch zu bearbeiten ist und auch in historischer Perspektive umstritten bleibt. Dies zeigen die jüngst aufgebrochenen Debatten um den kanonischen Rang des sog. Alten Testaments oder auch die vermeintlich Jahrhunderte lange Kontinuität des Antijudaismus (oder „Antisemitismus"). Wenn Luther auch ein Kind des Mittelalters war, so stellen seine Positionierungen gewiss den Ausgangspunkt für die selbstkritische historische und theologische Reflexion im „Protestantismus" dar. Im Zuge des laufenden Reformationsgedenkens wird sie durchaus von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen. Mit zwei innerhalb von drei Jahren publizierten Monographien leistet der renommierte Göttinger Kirchenhistoriker zur gegenwärtigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung einen wesentlichen Beitrag, den vor allem die Akteure der Jubiläumsindustrie nicht übergehen sollten. Beide Bücher sind komplementär zu lesen. Während das auf den ersten Blick merkwürdig titulierte Buch ‚Luthers Juden' (unten Nr. 1958) sozusagen die inhaltlich-kritische Analyse des Bildes bietet, das Luther sich und seinen Lesern von Juden machte, geht es bei ‚Luthers Judenschriften' – es handelt sich um die Synthese dreier von 1998 bis 2006 separat veröffentlichter Einzelstudien – um die genaue „historische Kontextualisierung".

Bei den maßgeblich gewordenen „Judenschriften" Luthers handelt es sich um seine programmatische Abhandlung ‚Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei' aus dem Jahr 1523 und um die drei „späten" Polemiken ‚Wider die Sabbather' von 1538 sowie ‚Von den Juden und ihren Lügen' und ‚Vom Schem Hamphoras' aus dem Jahr 1543. Kaufmann unternimmt es, die Entstehungsbedingungen und Zusammenhänge so detailreich und präzise wie möglich auszuleuchten – mit dem Ziel, endlich über die in der Weimarer Ausgabe gebotenen Einleitungen zu Luthers ‚Judenschriften' hinauszukommen (S. 1). Dies gelingt ihm auf beeindruckende Weise, auch wenn Wesentliches nicht mit Sicherheit rekonstruiert werden kann.

In der Veröffentlichung von 1523 geht es Luther darum, wie Kaufmann plausibel herausarbeitet (S. 13–80), Juden für den christlichen Glauben zu gewinnen – durch eine überzeugende Verchristlichung der Gesellschaft. In weiteren Schritten erläutert Kaufmann den „historischen Mikrokontext" der Schrift und spürt ihrem Echo in der frühreformatorischen Flugschriftenpublizistik nach. Anhand der zueinander in einem inneren Zusammenhang stehenden Schriften „Wider die Sabbather' von 1538 und ‚Von den Juden und ihren Lügen' und ‚Vom Schem Hamphoras' (1543) untersucht Kaufmann „Kontinuitäts- und Diskontinuitätsmomente in Luthers Haltung gegenüber den Juden" (S. 81–133). Freilich gibt er auch hier offen zu, dass die „Rekonstruktion der Abfassungs-

und Publikationsumstände" der Schrift ‚Wider die Sabbather' weitgehend hypothetisch bleiben muss (S. 90). So verhält es sich auch bei den beiden letzten Schriften. Ihre Abfassung scheint jeweils durch Zusendungen des evangelisch gesinnten böhmischen Grafen Wolfgang von Schlick zu Falkenau veranlasst worden zu sein (S. 170–172) – der übrigens ein Verwandter des zweiten Ehemannes von Argula von Grumbach war (vgl. Besprechung unten Nr. 1991). Zwei Grundanliegen leiteten Luther – so die bilanzierenden Bemerkungen Kaufmanns – bei seinen späten „Judenschriften". Diese sind im Kontext der seinerzeit „virulenten Frage nach einer dauerhaften Gestaltung der ‚Judenfrage' in städtischen und territorialen Kirchentümern zu interpretieren" (S. 129). Luther votierte – in Übereinstimmung mit Melanchthon – gegen jede begrenzte, oft aus ökonomischen Gründen gewährte Toleranz, sondern plädierte im Sinne einer „scharfen Barmherzigkeit" für die Austreibung der Juden aus christlichen (evangelischen) Territorien und Städten. Seine gegen humane Wertmaßstäbe verstoßende, zu Gewalt aufrufende Position formulierte Luther auch als einen „persönliche Bekenntnisakt" zur „Entlastung des eigenen Gewissens" (S. 119). Er argumentierte wohlgemerkt nicht auf der Ebene kirchlicher Bekenntnisfragen (vgl. S. 130), denn er akzeptierte auch abweichende Voten wie das seines Freundes Justus Jonas.

In den beiden abschließenden Kapiteln (S. 134–145 bzw. S. 146–155) geht Kaufmann auch auf die „Rezeptions- und Wirkungsgeschichte" von Luthers ‚Judenschriften' bis 1945 ein und skizziert an ihrem Beispiel in zusammenfassenden Überlegungen „die Grenzen der Reformation". Luther war davon überzeugt, dass es nur „*eine* wahre Lesart der heiligen Texte, nur *eine* Gottes Willen entsprechende Lebens- und Auslegungsgemeinschaft, nur *eine* vera doctrina geben könne" (S. 154). Mit der Last der Verantwortung für die Gestaltung evangelischer Gemeinwesen wandte sich der „Kampf um die christologische Lesart des Alten Testaments" (S. 153) bei Luther zu einem obsessiven Kampf gegen das Judentum.

Außerordentlich wertvoll sind die den Fußnotenapparat entlastenden 15 Exkurse, die dem Buch angehängt sind (S. 156–182). Sie bieten aufschlussreiche Darlegungen etwa „Zu frühen Äußerungen Luthers über Reuchlin", „Zu den Grafen von Schlick und der Wittenberger Reformation" oder „Zu Brenz' und Rhegius Haltung gegenüber den Juden". Sie würden sich etwas bequemer lesen, wenn hier ebenfalls wie sonst im Buch die Nachweise in den Fußnoten präsentiert wären. Ein reichhaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis sowie vollständige Register beschließen die exzellente Arbeit (die 2013 in einer zweiten durchgesehenen Auflage erschienen ist). **[1957]**

*Wolfgang Huber*

**Kaufmann**, Thomas: Luthers Juden. Stuttgart: Reclam, 2014. – 203 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-15-010998-4.

Dieses Buch präsentiert sich von der Aufmachung her ganz anders als das über Luthers „Judenschriften" (siehe oben Nr. 1957). Als Sachbuch richtet es sich an ein breiteres Publikum, kommt ohne Fuß- und Endnotenapparate aus und bietet die nötigen Quellennachweise prägnant im laufenden Text innerhalb von Klammern. Die Titelformulierung ist wohlüberlegt: Kaufmann zeichnet auf der Basis akribischer Forschungen das antijüdische Feindbild nach, das Luther zeitlebens verfocht. In seinem Buch über Luthers ‚Judenschriften' (oben Nr. 1957) hat er die historischen Kontextdetails ausgebreitet. Niemand, der sich mit Luther und der Reformation ernsthaft beschäftigt, kann, wie Kaufmann in seiner Einleitung deutlich macht, diesem Sachverhalt ausweichen.

Das erste Kapitel schildert unter der Überschrift „Die nahen Fremden – Juden an den Rändern von Luthers Lebenswelt", dass Luther faktisch eine tiefer gehende persönliche Begegnung mit ihnen nicht erlebt und

auch über die bereits vorgefundenen trennenden Gräben hinweg nicht gesucht habe. Das zweite Kapitel geht der „frühen theologischen Wahrnehmung der Juden" durch Luther (vor 1520) nach. Ganz traditionell habe er diese als „Feinde der Kirche" aufgefasst. Eine „Wende" Luthers scheint seine berühmte Veröffentlichung ›Dass unser Herr Jesus Christus ein geborener Jude sei‹ von 1523 zu markieren. Doch auch diese Schrift, in der der evangelische Reformator sich scheinbar judenfreundlich äußerte, sei kritisch zu studieren. Wenn sich Luther hier gegen die traditionellen bösartigen Verleumdungen (Hostienfrevel, Brunnenvergiftung, Ritualmord) wandte, dann deswegen, weil er durch ein christlicheres Verhalten den Juden gegenüber diese für das Evangelium gewinnen wollte. Dem Reformator lag an der Bekehrung der Juden zum Christentum. Eine eigene Existenzberechtigung neben der Kirche hat er ihnen theologisch und politisch-pragmatisch niemals zugestanden, sondern von ihnen die Anerkennung des traditionellen christologischen Verständnisses des Alten Testaments verlangt.

In den Äußerungen der späten 1520er und der 1530er Jahre (Kapitel IV) wird die von „enttäuschten Hoffnungen" und „bestätigten Erwartungen" geprägte Haltung Luthers wieder offensichtlicher. Und in Kapitel V wendet sich Kaufmann den „bösen Schriften" zu, mit denen Luther den „Endkampf um die Bibel" meinte führen zu müssen. Der verbittert und alt gewordene Reformator machte den ausbleibenden Erfolg des durch die Reformation ans Licht gekommenen Evangeliums bei den Juden diesen selber zum Vorwurf. Er verurteilte sie als verstockt und unterstellte ihnen, in den Synagogen Christus und Maria zu lästern. Dabei war es vor allem die eigene persönliche Problematik, die Luther zu den hasserfüllten Ausfällen trieb, die ihn aber auch keineswegs entschuldigt. Gezeichnet durch Schicksalsschläge wie den Tod seiner geliebten Tochter Magdalena und im Bewusstsein, selbst bald sterben und sich vor dem Gericht verantworten zu müssen, und so verzweifelt darum ringend, der eigenen prophetischen Rolle im endzeitlichen Geschichtsplan Gottes gerecht zu werden, griff Luther zu einer Polemik gegen die Juden, die in ihrer Schärfe und Maßlosigkeit beispiellos ist. Kaufmanns nüchterner und zugleich erschreckender Befund lautet: Der „fehlbare Mensch" Luther muss als Judenfeind angesehen werden; sein Plädoyer für die Vertreibung der Juden hatte eine unmittelbare Wirkung in Kursachsen und in der Grafschaft Mansfeld. Sie zeitigte eine fatale Rezeptionsgeschichte bis ins 20. Jahrhundert, der Kaufmann ebenfalls kritisch nachgeht (Kapitel VI). So wird man Luther tatsächlich als Antisemiten bezeichnen dürfen (und müssen), aber nur, wenn dieser Begriff nicht naiv-unhistorisch verwendet wird. Luthers judenfeindlicher Hass war vormodern; er darf nicht im Sinn der Judenermordung des 20. Jahrhunderts verstanden werden, die außerhalb seiner Vorstellung lag. **[1958]**

*Wolfgang Huber*

**Bärenfänger, Katharina / Leppin, Volker / Michel, Stefan** (Hg.): Martin Luthers Tischreden. Neuansätze der Forschung. Tübingen: Mohr Siebeck, 2013 (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 71). – VIII + 263 S., brosch. – ISBN 978-3-16-150877-6.

Unser Lutherbild, insbesondere das des „frühen Luther", ist in nicht geringem Maße von den sog. „Tischreden" geprägt (vgl. exemplarisch den Anmerkungsapparat zu den Kapiteln „Kindheit und Jugend", „Krise und Zuflucht im Kloster" der von Heinz Schilling verfassten Lutherbiographie (S. 643–647; vgl. Besprechung in: ZBKG 83/2014, Nr. 1910). Leider suggeriert die vor allem von Ernst Kroker Anfang des 20. Jahrhunderts verantwortete Ausgabe (WA.TR 1–6, ergänzt durch die Nachtragsbände WA 48 und 59) falsche Gewissheiten und Sicherheiten. Um so begrüßenswerter ist es, dass

im April 2010 auf den Alten Schloss in Dornburg bei Jena ein „Arbeitsgespräch" stattfand, das sich mit „Luthers Tischreden als historische Quelle und editorische Aufgabe" (S. V) befasste, dessen vorläufige Ergebnisse im vorliegenden Band dokumentiert werden. Dabei gibt die Überschrift der von den Herausgebern gemeinsam verfassten Einleitung das Ziel vor: „von der Bestandssicherung zu neuen Perspektiven" (S. 1). Zudem benennt sie konzis das hermeneutische Grundproblem eines wissenschaftlichen Umgangs mit den sog. „Tischreden": „Dabei ist es wohl allgemein anerkannt, dass die letztlich immer noch von Aurifabers Methode geleitete Verwendung als Materialsammlung hermeneutisch-*methodisch* unbefriedigend ist; eine klare Verständigung darüber, wie nun tatsächlich mit den Versatzstücken aus dem Alltag und den zahlreichen Erinnerungstükken umgegangen werden kann, ist aber noch nicht erreicht" (S. 2).

Auf diese Einleitung folgt ein prägnanter Überblick über die Geschichte der Tischredenausgaben und Editionen (S. 7–19) – basierend auf dem Vortrag des kurz nach dem Arbeitsgespräch überraschend verstorbenen *Helmar Junghans,* dem der Band auch gewidmet ist. Junghans unterscheidet vier Abschnitte und setzt mit der Darstellung der Vorherrschaft der Tischredenausgabe Aurifabers (1566–1743) an. Bezüglich dieser hebt er zwei Tendenzen hervor: a) die Tilgung anstößiger Aussagen Luthers; b) – und damit setzt Junghans einen über die bekannte Kritik an Aurifabers Hang zu synonymischen Verdoppelungen hinausgehenden Akzent – eine Verschärfung von Luthers Polemik, so dass Aurifaber viel dazu beigetragen habe, „den Reichtum der Persönlichkeit Luthers zu übersehen und seinen ‚Grobianismus' in den Vordergrund zu rücken" (S. 10). Im zweiten Abschnitt wird ausgehend von der Walchschen Ausgabe nachgezeichnet, wie die „Tischreden" zum Bestandteil von Werkausgaben Luthers wurden. Ähnlich summarisch wird der Beginn der kritischen Tischredenforschung durch die Edition ursprünglicher Sammlungen von „Tischreden", an deren Anfang Seidemanns Publikation der „Lauterbachschen Tagebücher" (1872) stand, behandelt. Zu Recht würdigt Junghans im Anschluss das Verdienst Krokers bezüglich der Tischredenabteilung der Weimaraner Ausgabe, benennt aber zugleich deren Grenzen. Der bis ins Jahr 2010 reichende Überblick über die weitere – auch populäre – Verbreitung der „Tischreden" könnte inzwischen durch mit Blick auf 2017 entstandene neuere Titel ergänzt werden. Letztere beweisen eindrücklich die Notwendigkeit einer vertieften wissenschaftlichen Beschäftigung mit den „Tischreden". Diese wird in den folgenden 12 Beiträgen grundgelegt, inhaltlich unterschieden in die Bereiche „1. Hermeneutisch-methodische Erwägungen", „2. Gattungsfragen", „3. Quellenerschließung" sowie „4. Editionsmöglichkeiten".

Dass es für den Umgang mit den sog. „Tischreden" einer reflektierten Hermeneutik bedarf, hat bereits die Einleitung angemahnt. *Katharina Bärenfängers* eigener Beitrag, der auf ihrer im Entstehen begriffenen Dissertation beruht, nimmt dieses Anliegen mit dem Fokus auf „Luthers Aussagen über Kind und Kindheit" auf und formuliert zentrale Eckpunkte eines wissenschaftlich verantwortbaren Umgangs mit den Tischreden, auf denen zukünftige Forschungen kritisch aufbauen können (S. 21–45). Gesprächspartner ist angesichts der komplexen Überlieferungsgeschichte der Tischredentraditionen zu Recht die Exegese und zumindest implizit wohl auch die Frage der neutestamentlichen Forschung nach dem „historischen Jesus". Deutlich wird durch die eingeführte Unterscheidung des uns vorliegenden Textmaterials von einer *nachtextlichen* Rezeption sowie von der *vortextlichen* „Sache Luthers" und einer *transtextlichen* theologischen Applikation (s. zusammenfassend Abbildung 1, S. 30), dass die mit der Gattung „Tischreden" verbundene Vorstellung einer „Unmittelbarkeit" eben gerade nicht qua Gattung unmittelbar gegeben ist. Trotz der

Rückbindung der Überlegungen zum transtextlichen Bereich an Ebelings „doppelte Richtung des historischen Interesses“ (S. 44, Anm. 51) wäre zu fragen, ob dieser Aspekt in seiner existentialen Engführung tatsächlich das gesamte in diesen Überlegungen enthaltene Potential nutzt. Indirekt reagiert Bärenfänger nämlich mit diesen Überlegungen auf einen der Tischredenüberlieferung selbst inhärierenden Impetus. Spätestens seitdem es nach Loci geordnete Sammlungen gibt, erstmals mit dem Gothaer Kodex A 402 von 1551 (umschrieben in WA 48, 371–384) greifbar, dienten die „Tischreden“ der „Anwendung“ – ähnlich auch die populärwissenschaftlichen aktuellen Teilausgaben. Und dies bedarf tatsächlich methodisch-hermeneutischer Reflexion. Rezeptionsästhetisch käme dabei im Besonderen der Frage nach den Adressaten eine wichtige Rolle zu. Bezüglich der Möglichkeit, die *ipsissima vox Lutheri* aus den Tischreden zu rekonstruieren, kommt man – gerade vor dem Hintergrund exegetisch-hermeneutischer Einsichten und insbesondere der Frage nach dem „historischen Jesus“ in ihren verschiedenen Phasen – wohl nicht um eine deutliche Skepsis umhin.

Den Gewinn der von Bärenfänger primär theoretisch angedachten methodisch verantworteten Analyse der Tischredentraditionen zeigt im Folgenden ganz konkret *Volker Leppin* in seinem Beitrag, wenn auch mit anderem Fokus, nämlich der Frage nach den Tischreden als Quelle von Luthers Biographie, und unter überzeugender Rückbindung an die Ergebnisse der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung (S. 47–61). Anhand exemplarischer „Erinnerungssplitter“, d.h. „Luthers Widerstand gegen das Predigtamt und die Promotion“, „Staupitz’ Prädestinationsratschlag“ sowie das „Turmerlebnis“, werden mit Bedacht Wachstums- und Deutungsprozesse in Gestalt von „heilsgeschichtlicher Konstruktion“, „theologischer Überlagerungen“ bzw. „anekdotischer Zuspitzung“ nachgezeichnet. Das daraus für eine biographisch orientierte Tischredenanalyse resultierende Problem wird präzise benannt: „Zu guten Teilen sind sie [d.h. die „Tischreden“; I.K.] mehr ein Dokument der Luther-Memoria als der Biographie Luthers selbst. Und doch bleiben sie als Quelle für die biographische Lutherforschung unverzichtbar“ (S. 61).

Den zweiten Hauptteil des Sammelbandes eröffnet *Barbara Müller.* Sie fragt nach der „Tradition der Tischgespräche von der Antike bis in die Renaissance“ (S. 63–78). Zu Recht problematisiert sie am Ende ihrer Ausführungen, dass „[d]ie Verortung von Luthers Tischreden innerhalb der Geschichte der Sympotik […] allerdings nur eine Möglichkeit ihrer diachronen Annäherung [bietet]“ (S. 77). Allein die Vielzahl der tatsächlichen Orte, an denen mitgeschrieben wurde – neben die Wohnstube bzw. das Refektorium treten die Schlafstube, der Klosterhof, das Klostergärtchen, aber auch der Baumgarten am Saumarkt, die Straßen Wittenbergs, andere Bürgerhäuser, die Kirchen, die Universität sowie Mitschriften auf Reisen, Jagdausflügen etc. (vgl. Kroker, Ernst: Die Örtlichkeit von Luthers Tischreden, in: ders.: Aufsätze zur Stadtgeschichte und Reformationsgeschichte, Leipzig 1929, S. 97–112) – erweisen die Konzentration auf das Tischgespräch als zu einseitig. Berücksichtigt man zudem, dass das (von Aurifaber herkommend) als „Tischrede“ Bezeichnete auch weitere Gattungen umfasst, nämlich Stücke aus Briefen, Predigten, Druckschriften oder Bucheinzeichnungen Luthers (vgl. WA 48,713f), wird die Sympotik wohl endgültig als zu enger „Sitz im Leben“ einer Gattung „Tischreden“ ausgewiesen. Insofern stellt Müllers eigener Vorschlag, stattdessen „der Geschichte der Exempel- und Apophthegmen-Literatur nachzugehen und damit weniger nach der Thematik von Essen in Verbindung mit Sprechen zu fragen, sondern vielmehr nach der literarischen Gestaltung von Unterweisung in Form von prägnanten Aussprüchen“ (S. 77), einen bedenkenswerten Hinweis für zukünftige Forschungen dar. Bei der weiteren Beschreibung

der Gattung wird – wie es die Herausgeber im Vorwort andeuten (S. 4) –, auch dem Sprachgebrauch der Überlieferungen selbst Rechnung zu tragen sein.

Diesen Zugang zur Gattungsfrage legt zudem *Alexander Bartmuß'* Beitrag zu Philipp Melanchthons Exempla nahe (S. 79–94), die zum Teil eine gemeinsame Überlieferungstradition mit Worten Luthers haben und laut Bartmuß deshalb als „Auslöser einer Bildung von Gruppenidentität angesehen werden [können]" (S. 94). Insofern diese Sammlungen kaum wissenschaftlich auf- bzw. bearbeitet sind, wird hier die weitere Erforschung – wie sie Bartmuß selbst im Rahmen seines Disserationsprojektes vornimmt, abzuwarten sein.

Nicht der Frage der Gattung der sog. „Tischreden", sondern der Frage der Verwendung einer anderen Gattung, nämlich der Fabel, in deren Rahmen widmet sich der dritte Beitrag dieses Hauptteils. *Jörg Zimmer* kann auf Grundlage seiner exemplarischen Analysen interessante Funktionsverschiebungen zwischen Luthers Äsop-Bearbeitung von 1530 und der Tischredentradition aufzeigen (S. 95–111) – hermeneutisch bleibt er aber letztlich hinter den im Eingangsteil des Sammelbandes vorgestellten methodischen Standards zurück: Unabhängig von der jeweiligen Tischredentradition, wird der Inhalt unkritisch auf den – wenn man so will – „historischen" Luther zurückgeführt.

Obwohl den Tischreden in der WA eine eigene Abteilung gewidmet ist, ist die Überlieferung der Tischreden keineswegs so sicher, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Dies legt *Wolf-Friedrich Schäufele* zu Beginn des dritten Hauptteils in seinem der „handschriftlichen Überlieferung der Tischreden Martin Luthers und ihrer Edition" gewidmeten Beitrag mit Bravour dar (S. 113–125). Präzise wird die von Kroker gleichsam „kanonisierte" (S. 117) Überlieferungslage unter Anzeige von deren Schwachstellen dargestellt. Insbesondere werden Krokers Zuschreibungen zu Recht differenziert in „relativ sicher" (Anton Lauterbach, Johannes Mathesius, Veit Dietrich, Johannes Schlaginhaufen; S. 117–119), „weniger eindeutig (Kaspar Heydenreich, Hieronymus Weller, Hieronymus Besold, Nikolaus Medler; S. 119f) und Krokers Umgang mit den Sammlungen problematisiert (S. 120–123). Am Ende stehen mit Blick auf eine künftige Editionsarbeit die Anzeige von „vier Mängeln" der vorliegenden Edition (S. 123–125): 1. Die zu schmale Handschriftenbasis – den damals vorliegenden 40 Handschriften stehen heute (mindestens) 110 gegenüber; 2. Der bereits benannte hohe hypothetische und spekulative Grad der Krokerschen Rekonstruktion des Überlieferungsgeschehens und der Zuordnungen; 3. Krokers Konzentration auf die *ipsissima vox Lutheri* verhindere, dass die verschiedenen Überlieferungen als Zeugnisse ihrer Zeit ernstgenommen werden. Der abschließende vierte Punkt ist weniger ein Mangel als ein konkreter und dem vorliegenden Quellenmaterial äußerst angemessener Vorschlag für eine künftige Editionsarbeit, die eine „doppelte Zielrichtung" zu verfolgen hätte. Der scheinbare Gegensatz zwischen einer Edition der „Handschriften in ihrer je konkreten Gestalt" und der „Rückgang auf die einzelnen Überlieferungselemente" könne „[m]it Hilfe moderner EDV-gestützer Editionstechnik" überwunden werden (S. 124f). Dieser theoretisch formulierten – kaum hintergehbaren – Grundlegung zukünftiger Tischredenforschung stellt Schäufele zudem eine materielle zur Seite, d.h. eine „Beständeübersicht zur handschriftlichen Überlieferung der Tischreden Martin Luthers" (S. 127–180). Dieses Verzeichnis von 110 Handschriften leistet der Forschung bereits jetzt gute Dienste und legt zudem den Grund, auf den eine zukünftige Edition aufbauen kann.

Die folgenden drei Beiträge machen je auf ihre Weise die Notwendigkeit einer kritischen Neuedition und deren Gewinn für die Forschung deutlich. *Ernst Koch* widmet sich der „Tischredenüberlieferung in der Wissenschaftlichen Bibliothek Dessau" (S. 181–189). Neben dem Nachweis und der Edition

bisher unbekannten Materials verbindet sich mit dieser Studie auf Grundlage des in der Handschrift Georg Hs. 108 überlieferten Textkomplex der Cordatischen Sammlung eine Relativierung des von Kroker bezüglich Cordatus geäußerten Vorwurfs der „Nachlässigkeit": Es sei „zu bezweifeln, dass es denen, die sich im 16. Jahrhundert um die Überlieferung der Tischreden Martin Luthers bemüht haben, um historische Sorgfalt im neuzeitlichen Sinne gegangen sein müsste" (S. 186).

*Daniel Gehrt* zeigt eindrücklich die Fülle der in der Forschungsbibliothek Gotha vorhandenen „Tischreden" und deren dazu geradezu diametral entgegengesetzten Editionsstand auf (S. 191–219; s. insbesondere die summarische Übersicht S. 215f.) – eine reife Frucht seiner Arbeit am neuen Gothaer Handschriftenkatalog. En passant finden sich zudem wichtige Hinweise zur Gattungsfrage, wie die Rede von „Grauzonen" (S. 193) oder von dem Begriff „Tischrede" als „semantische Hülle" sowie dem Verweis auf die Exempelliteratur (S. 195).

Nicht minder ertragreich sind die Ausführungen von *Stefan Michel* (S. 221–240), die auf dem inzwischen abgeschlossenen Projekt zu Georg Rörers Handschriften an der Thüringischen Universitäts- und Landesbibliohek Jena fußen, zu dessen Ergebnissen es u.a. gehört, dass Rörers (Tischreden-)Bände online im Original einsehbar sind. Fundiert stellt Michel die „Thematische Bearbeitung der Tischreden Martin Luthers durch Georg Rörer (1492–1557)" dar. Aufgrund exemplarischer Vergleiche der – v.a. in thematisch geordneten „Heften" greifbaren (S. 225–230) – Überlieferung Rörers mit Aurifabers Ausgabe folgert Michel entgegen der vorherrschenden Forschungsmeinung, „dass das Urteil über Aurifabers eigenmächtige Arbeitsweise, die bearbeitend in die Texte eingriff, so nicht pauschal für jeden Fall zu halten ist" (S. 233). In Bezug auf die Gattungsfrage kann man Michel den Hinweis auf die Nähe zwischen den Bibelrevisionsprotokollen und den Tischredenaufzeichnungen entnehmen (S. 235). Unter Rekurs auf exegetische Erkenntnisse wird zudem zu Recht dafür plädiert, den Stellenwert Rörers als Tischredensammler und als Redaktor „höher einzuschätzen, als dies bisher geschah" (S. 237).

Im vierten Hauptteil werden dann die „Editionsmöglichkeiten" eruiert. Von *Thomas Wilhelmi,* einem Mitarbeiter der Bucer-Edition, der über langjährige Erfahrung im Umgang mit Texten des 16. Jahrhunderts und deren Edition verfügt, ganz praktisch in Bezug auf Richtlinien einer solchen Neuedition (S. 241–247). *Margit Glaser* schließt den Band ab, mit einem überzeugenden Plädoyer für eine „kollaborative Online-Edition" (S. 249–258. 258).

Als Rezensent kommt man nicht umhin, den Band als tatsächlichen „Neuansatz" der Forschung zu würdigen. Es dürfte wenig „Arbeitsgespräche" geben, von denen solche Innovationsimpulse ausgehen. Dass der Diskurs mit der Germanistik etwas kurz kommt – insbesondere Birgit Stolt als eine der wenigen, die sich in den letzten Jahren vertiefter mit den Tischreden auseinandergesetzt haben, wäre ein interessanter Gesprächspartner gewesen – sei dahingestellt, da dieses Gespräch im Nachgang stattfinden kann. Man kann dem äußerst anregenden Sammelband nur wünschen, dass er seine Leserinnen und Leser findet, und der Forschung, dass die angedachte Neuedition der Tischreden tatsächlich verwirklicht werden kann. Nicht nur die mit Blick auf 2017 noch wichtigeren Fragen nach dem Lutherbild und der Luther-Memoria würden von hier wichtige Impulse erfahren. [**1959**]

*Ingo Klitzsch*

**Posset, Franz:** Unser Martin. Martin Luther aus der Sicht katholischer Sympathisanten. Münster: Aschendorff, 2015 (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 161). – 175 S., geb., Festeinband, 7 Abb. – ISBN 978-3-402-10526-9.

Der amerikanische katholische Reformationshistoriker legt vier Kurzbiographien von Luthersympathisanten der frühen Reformationszeit aus dem Augsburger Gebiet vor, die der römisch-katholischen Kirche trotz ihres Interesses an der „evangelischen Wahrheit“ treu geblieben sind. Das Vorwort zu diesem Band ist unterschrieben „am vierzehnten Jahrestag der Unterzeichnung der ‚Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre‘ durch Vertreter des Lutherischen Weltbundes und der Katholischen Kirche in Augsburg, am 31. Oktober 2013“.

Posset arbeitet zunächst einmal die Bedeutung der Stadt Augsburg als „Stadt der Lutherdrucke“ in der frühen Reformationszeit heraus. Was sich sonst noch alles an historisch wichtigen Ereignissen auf dem Boden der Stadt abgespielt hat, wird eingeblendet, freilich fehlt in diesen Erinnerungen das „Augsburger Interim“ (1548), das dem Religionsfrieden (1555) vorausging und mit einem Machtwort des Kaisers die evangelische Bewegung zu kontern bestrebt war. Posset betont: „Unser Anliegen betrifft jedoch eine Gruppe von reformbereiten Geistlichen, die den Schritt des Klosteraustritts nicht unternommen haben oder als Weltgeistliche im Bereich ihrer Kirche verblieben sind.“ Er möchte wie Otto Hermann Pesch „jenseits von Reformation und Gegenreformation“ darstellen, „wie diese Männer Luthers ursprüngliches Anliegen der Seelsorgereform verstanden und begrüßt haben“ (S.11). Vier Geistliche aus dem Bistum Augsburg in der Zeit bis etwa 1530 greift er heraus und stellt sie durch biographische Überblicke vor. Nach seiner Ansicht wird diese Gruppe von Luthersympathisanten – oft mit humanistischen Einflüssen – in der gängigen Forschung nicht genug zur Kenntnis genommen und dargestellt. So geht er an die Aufgabe einer vorurteilsfreien Bestandsaufnahme. Jeder der Geistlichen wird unter der Überschrift eines von ihm geprägten charakteristischen Zitats zur Einschätzung von Luther präsentiert.

An erster Stelle wird der Domkapitular Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden (1459–1523) aus Augsburg vorgestellt, der eng mit dem Stadtschreiber Conrad Peutinger zusammenarbeitete. Sein humanistisch bestimmtes Beziehungsgefüge wird vor dem Leser ausgebreitet. Er stand auf der Gegenseite des einflussreichen Johannes Eck in Ingolstadt und in engem Kontakt zu Willibald Pirckheimer in Nürnberg. Auch Johannes Oecolampadius zählte als wichtiger Gräzist zu seinen Freunden. Wenzeslaus Linck, der spätere Nürnberger Pfarrer, war ein Mittelsmann zwischen Adelmann und Luther, den er 1518 in Augsburg mehrfach getroffen und mit dem er eine Reihe von Briefen gewechselt hat. Die bekannten Korrespondenzen werden von Posset vorgestellt und ausgewertet.

Der Augustinerprior Caspar Amman in Lauingen (um 1450–1524) wird am ausführlichsten dargestellt. Bei ihm sind es seine Kompetenz für die hebräische Sprache und seine Arbeit an einer Psalmenübersetzung (1523), die besonders in Blick genommen werden. Ammans Wirken wird als „extraordinäre Leistung als Bibelhumanist“ beschrieben. Seine Annäherung an Luther tritt ein wenig zurück. Auch als Prediger ist er bekannt gewesen. Der Priester Johannes Boeschenstein, der später heiratete und an zahlreichen Orten (u.a. Wittenberg, Nürnberg und Nördlingen) als Hebraist und Schulmann wirkte, wurde von ihm im Augustinerkloster in Lauingen geschätzt und gehalten, weil er als Lehrer der Sprache des Alten Testaments Bedeutung hatte. Ammans so erworbene Kompetenz als Kenner dieser Sprache war weithin bekannt. Seine Bibliothek war so beachtenswert, dass Reinhard H. Seitz neuerdings einen Überblick darüber vorlegen konnte, den Posset aufnimmt und weiter bearbeitet. Auch zahlreiche Lutherschriften (viele aus Augsburger Druckereien) gehörten zu Ammans Besitz. Besonders der Böschenstein gewidmeten Psalmenübersetzung wendet sich die Untersuchung zu und unterlegt die Wertschätzung

dieser frühen Übersetzungsarbeit durch besondere Beispiele.

Vitus Bild (1481–1529) ist im Jahr 1503 in das Augsburger Benediktinerkloster eingetreten, dem er immer treu geblieben ist. Er war in Höchstädt an der Donau geboren. Als ein typischer Humanist mit einem weiten Bildungsinteresse, hat er seine Bücher sogar ins Kloster mitnehmen dürfen. Er unterhielt Kontakte zu verschiedenen humanistisch ausgerichteten Zeitgenossen. Sein Kloster teilte sich erst nach seinem Tod in „Lutheraner" und „Altgläubige".

Kaspar Haslach (um 1485 in Sigmaringen bis um 1540 in Bernbeuren) wirkte als Priester in Kaufbeuren, Dillingen und zuletzt in Bernbeuren. Seine Sympathie für Luther führte dazu, dass er sich am 8. Juli 1522 einem Verhör durch den Generalvikar der Diözese Augsburg stellen musste. Danach hat er seine Lutherbücher abgegeben und nicht mehr von Luther gesprochen, wohl aber andere Bücher aus reformatorischem Geist noch zur Kenntnis genommen. Posset vermutet: „Haslach hat also wohl ‚in der Stille für die evangelische Sache' gewirkt. Seine aus früherer Zeit stammende Hochschätzung Luthers als ‚der trefflichste Herold der evangelischen Wahrheit' hat der Bernbeurer Priester, um Anstoß zu vermeiden, höchstwahrscheinlich für sich behalten" (S. 158). Wenn ein Historiker so formuliert, bewegt er sich auf unsicherem Boden.

Posset schreibt ein interessantes und lesenswertes Buch zu einem wichtigen Thema. Man spürt sein Interesse für eine vorkonfessionelle Lutherrezeption jenseits späterer Grenzmarkierungen. Er schreibt in deutscher Sprache, obwohl er in USA lebt, weil er anders die Zitate nicht hätte angemessen einbringen können. Dass die Diözese Augsburg der Schauplatz für diese Biographien war, ist dem Zufall zu verdanken, dass dort diese vier Theologen gewirkt haben. Deswegen interessiert uns dies Buch über ein Stück bayerischer Kirchengeschichte. Es ist ein glücklicher Umstand, dass es noch Zugang zu Büchern gibt, die von den genannten Personen damals studiert und mit Glossen versehen wurden. Augsburg als Druckort für Lutherschriften begegnet dem Leser in diesem Buch anschaulich und konkret. So ist der Band nebenbei auch für das Spezialgebiet der Geschichte des Buchdrucks besonders ertragreich. Durch das Personenregister ist der Band angenehm für den forschenden Benutzer erschlossen.

(Die Stadt Lauingen an der Donau war der Schauplatz für das Wirken von Caspar Amman. Diese Stadt hat unser Verein für bayerische Kirchengeschichte ja gerade in seiner Jahrestagung 2015 erleben und dank der kundigen Führung durch den im vorliegenden Buch genannten Dr. Reinhard H. Seitz und die sonstigen Vorträge auch kennenlernen können.)

Hier noch Hinweise auf Korrigenda: Das Pontifikat Clemens VII. begann am 19. November 1523 (S. 22). Andreas Osiander starb 1552. Er war als Prediger von St. Lorenz der Reformator der Stadt Nürnberg und auch für die Reformation im Markgraftum Brandenburg-Ansbach-Kulmbach bedeutend. Er reformierte das Fürstentum Pfalz-Neuburg nicht „in den dreißiger Jahren" (S. 156), sondern wirkte bei der Reformation in Neuburg 1543 als Berater von Kurfürst Ottheinrich und legte in dessen Auftrag eine beachtenswerte Kirchenordnung vor (vgl. in diesem Band unserer Zeitschrift den Beitrag zum Thema von Gerhard Müller). Das Reformatorenlexikon wurde von Robert Stupperich herausgegeben (S. 165). **[1960]**

*Rudolf Keller*

[Melanchthon, Philipp]: Melanchthon deutsch, Band III: Von Wittenberg nach Europa, hg. von Günter Frank und Martin Schneider. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2011. – 321 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-02854-2

Melanchthon deutsch, Band IV: Melanchthon, die Universität und ihre Fakultäten, hg. von Michael Beyer, Armin Kohnle

und Volker Leppin unter Mitarbeit von Christiane Domtera und Annika Schmidt. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2012. – 383 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-03053-8.

Nicht nur Luthers Schriften lassen sich heute leicht erreichen und in modernisierter Sprache lesen, auch Melanchthons Schriften, die mit Ausnahme der Confessio Augustana bei weitem nicht so bekannt sind. Hingewiesen sei erneut auf die vorliegende Auswahlausgabe, die optisch an die schöne Insel-Ausgabe von Luther-Schriften aus dem Jahr 1983 anschließt. Bereits zum Melanchthon-Jahr 1997 wurden ihre ersten beiden Teilbände von Michael Beyer, Stefan Rhein und Günther Wartenberg herausgegeben (Band 1: Schule und Universität, Philosophie, Geschichte und Politik; Band 2: Theologie und Kirchenpolitik); vgl. ZBKG 1997, Buchbesprechung Nr. 907). Im Rahmen des bewährten Konzepts liegen nun die Bände 3 und 4 vor; ein fünfter Band war angekündigt, lässt aber auf sich warten. Die anspruchsvollen Melanchthon-Texte sind behutsam in heutiges Deutsch übertragen, von ausgewiesenen Fachleuten mit einer instruktiven Einleitung und (sparsam) mit trefflichen Erläuterungen und Quellennachweisen (vor allem biblischen) versehen. Namensregister im Anhang erschließen die Bände.

Band 3 der Ausgabe dokumentiert die europaweite politisch-theologische Ausstrahlung des Wittenberger Humanisten und Reformators. Die Briefe an die Monarchen König Heinrich VIII. von England (1539) und den römisch-deutschen Kaiser Karl V. (1541), an Guillaume du Bellay am französischen Königshof (1535) und den Dogen von Venedig, Pietro Landi (1543) sowie an den Patriarchen Joasaph II. von Konstantinopel (1559) kann man exemplarisch nennen. In dem Band finden sich aber noch viele andere interessante Texte wie ein längerer Auszug aus dem Reformationsentwurf für das Erzstift Köln (1543), die Wittenberger Artikel von 1536, die Vorrede zu Biblianders Koranausgabe von 1542 oder Melanchthons Bekenntnis von 1557, aus dem seine tiefe Sehnsucht nach der Einheit der Kirche unter ihrem Haupt Christus selbst spricht.

Band 4 der Melanchthon-Ausgabe präsentiert aus verschiedenen Abschnitten der akademischen Laufbahn ausgewählte Reden zu Disziplinen des humanistischen Grundstudiums und Texte zu Themen der sog. oberen Fakultäten der Universität: Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Melanchthon erscheint hier als wahrhafter Universalgelehrter, der von der Astrologie über die klassischen Sprachen und Hebräisch, die Philologie und Historie bis hin zu philosophischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Fragestellungen auf höchstem Niveau Auskunft geben kann. Das Spektrum reicht von der Tübinger Rede über die freien Künste (1517/18) bis zur Rede über die Lunge und den Unterschied zwischen der Luft- und Speiseröhre (1557).

Wer also den hochgelehrten, feinsinnigen, friedliebenden, human-christlichen und zutiefst frommen Melanchthon selbst kennen lernen will: so präsentiert tritt er uns Menschen des 21. Jahrhunderts auf ansprechende, einnehmende und – dank dieser gelungenen Neuausgabe – auf verständliche Weise entgegen. Die Lektüre der Reformatoren selber ist vielleicht die persönlich am meisten Gewinn bringende Weise, das Jubiläum der Reformation zu begehen. [**1961**]

*Wolfgang Huber*

**Melanchthons Briefwechsel**, Band T 15. Texte 4110–4529a (1546), bearbeitet von Matthias *Dall'Asta*, Heidi *Hein,* und Christine *Mundhenk* (= Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. v. Christine *Mundhenk*, Band T 15). Stuttgart – Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2014. – 644 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-7728-2576-7.

Dieser eindrucksvolle Band ist Bestandteil des fortlaufenden langfristigen und allgemein bestens anerkannten wissenschaftlichen Editionsprojekts. Das gibt an dieser Stelle die Möglichkeit, ganz direkt auf die Besonderheiten in diesem Band einzugehen, der Melanchthons Korrespondenz eines Kalenderjahres im originalen Wortlaut der Erstfassung lateinisch oder deutsch enthält.

Das Jahr 1546 ist für den Wittenberger Gelehrten ein äußerlich verhältnismäßig ruhiges Jahr. Freilich hat dies Jahr einschneidende Ereignisse gebracht. Kleinere Reisen macht er. Erst Ende des Jahres, als die Universität nach dem Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs zeitweise geschlossen wurde, begibt er sich nach Zerbst, wo er sich auch im Januar 1547 noch aufhält. Dieser Befund ist ungewöhnlich, denn eigentlich hätte man ihn beim zweiten Regensburger Religionsgespräch Anfang des Jahres 1546 an der Donau erwartet, aber diesmal ist nicht wieder Melanchthon der sächsische Kolloquent, obwohl er zunächst vorgeschlagen worden war, sondern sein Schüler, der aus Nürnberg stammende Wittenberger Professor Georg Major. Als Auditor ist aus Sachsen auch Laurentius Zoch in Regensburg dabei, wie der Kurfürst in seinem Appell zum Aufbruch am 6. Januar mitteilt, nachdem der Regensburger Syndicus Johannes Hiltner die Ankunft des Kaisers gemeldet hat. Die Theologen Brenz und Bucer waren dort aus anderen Ländern wichtige Sprecher auf evangelischer Seite. Das Dokument wird aus der Ausfertigung von Schreiberhand, die in Dresden aufbewahrt wird, gedruckt. Dort liest man (S. 4111 [4]): „Aber ir, magister Philippus, durffet nit mitraißen, sunder pleibet zu Witembergk. Dan tragen sich die Sachen zu Regensburg alßo zu, das eur gegenwertigkeit nodt und nutze, uff den vhalh wollen wir euch auch wol hinach zu schicken wissen.“ Das war ungewohnt, denn Melanchthon war doch in der Regel selbst direkt zu solchen Versammlungen gebeten worden. Deshalb bleibt er nun in Wittenberg und wurde auch nicht nachgeschickt. Das Gespräch ist ja ohne Erfolg beendet worden.

In der Universitätsstadt Wittenberg ist das wichtigste Ereignis der ersten Wochen von 1546, dass sich Luther zur Beratung der Grafen Mansfeld nach Eisleben hatte begeben sollen. Auch Melanchthon war vom 24. Dezember 1545 bis 5. Januar 1546 in Mansfeld gewesen. In seiner Geburtsstadt stirbt Luther am 18. Februar. Der letzte Brief Luthers an Melanchthon aus Eisleben vom 14.2.1546 (4158) berichtet von der Heimberufung durch den Kurfürsten, bittet jedoch den Freund um Zusendung eines Medikaments, von dem Käthe weiß, wo es liegt. Der Nürnberger Georg Theodor Strobel hat dies Dokument 1774 zuerst gedruckt. Luther meinte darin, vom Tod Papst Pauls III. gehört zu haben, was sich aber nicht bewahrheitet. Noch am Sterbetag des älteren Kollegen schreibt ihm Melanchthon den letzten Brief, der den Adressaten nicht mehr erreicht hat. Im vorletzten Brief Luthers an Melanchthon vom 6. Februar 1546 (4145) hatte er Melanchthon schon gebeten, ein Schreiben des Kurfürsten zu erwirken, das ihn heimberuft. Das Dokument, das als Autograph erhalten ist, befindet sich im Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg in einem Bestand der Kirchenstiftung Neustadt/Aisch.

Luthers Tod spielt verständlicherweise in den Korrespondenzen dieser Zeit eine große Rolle. Der Kurfürst beauftragt am 21. Februar Melanchthon (4165): „Begern derhalben gnädiglich, ihr wollet neben den andern herren den theologen davon reden, welcher gestalt dem doctor seeligen sein epitaphium gemacht, auch wie das blech mit der umbschrifft gefertiget werden soll, und uns solchs uberschicken. Wollen wir verordnen, daß es in meßig [=Messing] gegossen solle werden. Dieweil wir auch vermercken, als solle gemelten doctoris Marthin seeligen haußfrau und wittwe am Gelde Mangel haben, wie ihr dann von euch vor des doctoris tode fürsehung geschehen sein solle, als uberschicken wir euch bey diesem boten hundert gülden. Davon wollet euch des geldes, was ihr geliehen habt, zuvorn bezahlen und der wittwen

die ubermaß von unsern wegen zustellen. Daran geschiet unsere meinunge, und woltens euch, den wir mit gnaden und guttem geneigt sein, nit unangezeigt lassen." Solche Bemerkungen werfen ein deutliches Licht darauf, wie der Kurfürst die Lage in Wittenberg einzuschätzen und zu handeln wusste, wobei er sich der Hilfe Melanchthons bediente. Immer wieder in den Briefen des Kurfürsten spielt auch die Versorgung der Witwe Katharina Luther eine Rolle.

Auch zu ganz anderen Themen nimmt Melanchthon im Auftrag des Kurfürsten am 11./12. Februar Stellung (4155): Der Diaconus Adam Besserer in Prießnitz/Amt Weida – diesen Namen haben die Bearbeiter ermittelt –, der mit Hostien unachtsam umging, soll mit zwei Wochen Kerker bestraft werden „und, so besserung bey yhm zu hoffen, das man yhn an disem ort bleyben lasse." Das zeigt, wie eng die Zusammenarbeit des Fürstenhauses mit dem Wittenberger Professor war und wie ernst und genau auch er mit Fragen der Abendmahlsverwaltung umging. Oder hat er mit dieser Stellungnahme die Versetzung verhindern können?

Melanchthon betätigt sich auch als Helfer im Briefeschreiben für andere, etwa für Georg von Amsdorf an dessen Bruder Nikolaus (ca. 22. Februar). Oder er schreibt für Veit Dietrich in Nürnberg eine Vorrede an Georg Vogler in Rothenburg o.d.T. zu einer Publikation einer Schrift Luthers (4205). Andererseits ist von Interesse, wie sich der Kurfürst in die Theologie einbringt. In Sachen „Bewahrung der Rechtgläubigkeit" schreibt er eigenhändig an die wichtigsten Vertreter der Theologischen Fakultät Wittenberg am 28. Februar (4169): „ Und ist an euch unser gnedigs begeren, ir, doctor Pomer [=Bugenhagen] wollet euch neben den anderen die sachen treulichen bevohlen sein lassen, daran sein und helffen, damit die reine lehr, wie die bißher in unser universitet erhalten, die lectiones und predigten, wie die von uns fundirt, in den kirchen und schulen mit vleis getrieben und gute einigkeit bleiben möge, in massen wir dann mit euch, Philippo, wie ir am iungsten bey uns zu Torgau gewest, derhalben auch gnediglich geredt haben." Melanchthon war vom 26. bis 28. Februar in Torgau gewesen.

Die Briefe nach Nürnberg an Veit Dietrich und Hieronymus Baumgartner u.a. sind zahlreich als Autographe in der Münchener Staatsbibliothek erhalten. Auch in diesen Dokumenten, die bis heute erhalten sind, zeigt sich immer neu die enge Verbindung zwischen Wittenberg und der freien Reichsstadt Nürnberg. Andere Dokumente liegen in bayerischen Archiven (Abschrift eines Gutachtens der Wittenberger Theologen vom 9./10.3.) in Amberg Staatsarchiv (Pfalz-Sulzbach). Solche Abschriften zeigen ja auch ein Stück Rezeptionsgeschichte. Johannes Brenz tauscht sich mit Melanchthon über die Besetzung einer Rothenburger Pfarrstelle aus (4212 und 4234). Erasmus Alberus stand dabei zur Debatte (4238[2]), Melanchthon hat ihn auch empfohlen (4236), nachdem der Kurfürst Georg Major – die erste Wahl der Rothenburger – nicht gehen ließ. Albers Berufung wurde allerdings dann nicht realisiert. Wittenberg war also bei der Einführung der Reformation in Rothenburg durchaus gefragt. Alle diese Angaben kann man genau in den Angaben der Edition über die Quellen finden. Die Forschung der Zukunft verfügt damit über ein unentbehrliches Hilfsmittel. Ich beschränke mich an dieser Stelle auf Hinweise dieser Art, die für die bayerische Kirchengeschichte von Interesse sind, wenn mir auch bewusst ist, dass Melanchthon ständig im europäischen Horizont gedacht und Briefe ausgetauscht hat. Diese Anmerkungen mögen Hinweise dafür sein, wie wichtig die Edition von Melanchthons Briefwechsel ist – nicht allein die abgedruckten Texte, sondern auch die sauber dokumentierte Überlieferungsgeschichte, die Aufschluss zu geben vermag, wie sich die Dokumente erhalten haben. Das ist auch für die Erforschung der bayerischen Kirchengeschichte im Detail eine wichtige Fundgrube.

Die Sorgen wegen des beginnenden Schmalkaldischen Kriegs und die kriegsbe-

dingte vorübergehende Schließung der Universität Wittenberg beschäftigen Melanchthon in seinen Briefen der zweiten Jahreshälfte immer neu. Die Wittenberger Theologen wollen dem Kurfürsten für sein kriegerisches Handeln ein gutes Gewissen machen. Sie verweisen darauf, dass die Feinde die rechte Lehre vernichten wollten und deshalb den Krieg begonnen hätten. Der Kurfürst verteidige deshalb die gute Sache. Gott sei mit diesem Heer (4365). Andreas Osiander berichtet über die Kämpfe bei Ingolstadt (4376). Kurfürst Johann Friedrich schreibt aus dem Feldlager bei Wechingen im Ries an die Wittenberger Theologen (4379). Der Schmalkaldische Krieg hat auf dem Gebiet des heutigen Bayern Schauplätze gesehen. Man fühlt sich auch an das bekannte Gemälde von einem Heerlager in Lauingen erinnert.

Melanchthon publiziert mit einer Vorrede Luthers Warnung an seine lieben Deutschen „vor etlichen Jaren geschrieben auff diesen fall, so die Feinde Christlicher Wahrheit diese Kirchen und Land, darinne reine Lehr des Evangelii geprediget wird, mit Krieg uberziehen und zerstören wollten" (4319), die in Wittenberg erschien aber übrigens auch noch im gleichen Jahr in Nürnberg bei Johann vom Berg und Ulrich Neuber gedruckt worden ist. Er benennt darin seine Analyse: „Denn nachdem öffentlich ist, das der Bapst zu diesem krieg solche grosse hülffe thut mit gelt und kriegsvolk, ist nicht zweivel, die sache ist von ihm furnemlich dahin gemeinet, rechte lere, so in unsern kirchen gepredigt wird, auszurotten …" Der Verteidigungsfall beschäftigt ihn vielfach. Als am 6. November die Universität geschlossen wurde, begibt sich Melanchthon, der die Stadt zunächst nicht verlassen wollte, doch im November nach Zerbst, wo er sich Zuflucht erhofft.

Der Band wird abgerundet durch Register zu den Absendern und Adressaten sowie zu Fremdstücken. Bibelstellen und zitierte Autoren und Werke werden im Register erschlossen. Die Forschung hat dadurch ein wichtiges Hilfsmittel für dieses Jahr 1546 mit seinen wichtigen Einschnitten erhalten, das sich erst voll und ganz erschließt, wenn man an bestimmten Punkten anfängt über das reine Textstudium hinaus ebenso präzise zu fragen, wie die Editoren hinsichtlich der Texte und deren Überlieferung gearbeitet haben. Diese Quelle birgt viel Information für ganz verschiedene Fragestellungen des Theologen, des Historikers, insbesondere auch des Landeshistorikers der verschiedenen Regionen. **[1962]**

*Rudolf Keller*

**Melanchthons Briefwechsel**, Band T 16. Texte 4530–4790 (Januar bis Juni 1547), bearbeitet von Matthias *Dall'Asta*, Heidi *Hein,* und Christine *Mundhenk* (= Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. von Christine *Mundhenk*, Band T 16). Stuttgart – Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2015. – 409 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-7728-2578-1.

Melanchthon befindet sich seit Dezember 1546 in Zerbst, wo er sich mit kurzen Unterbrechungen bis Ende April 1547 aufhält. Über Magdeburg und Braunschweig begibt er sich nach Nordhausen, wo er von Ende Mai bis Anfang Juli bleibt. Kurze Aufenthalte in Wittenberg und Begegnungen mit anderen Wittenbergern, die das gleiche Schicksal teilen, schieben sich ein. Erst im August kann er heimkehren in sein Haus und an die Stätte seines Wirkens. Der Schmalkaldische Krieg zwingt ihn zu diesen ungewollten Ortswechseln. Im Band, der diesmal nur die Korrespondenz eines halben Jahres dokumentiert, finden wir 272 erhaltene Stücke. 240 davon stammen von Melanchthon. Er hat in dieser Exilzeit offenbar nur wenige Briefe empfangen. Oder waren es mehr Posteingänge, die nicht erhalten geblieben sind?

Wittenberg war zu einer Festung ausgebaut worden. Die Studenten mussten den

Ort verlassen, damit die Stadt ihre kriegsbedingte Aufgabe erfüllen konnte. Immerhin war es nicht zur Verlegung der Universität gekommen, aber sie hat zweitweilig geschlossen werden müssen. Am 24. April 1547 kam es in der Schlacht bei Mühlberg dazu, dass Kurfürst Johann Friedrich verwundet und gefangengenommen wurde. Wittenberg wurde am 23. Mai dem Kaiser übergeben. Johann Friedrich blieb nicht Kurfürst. An seine Stelle wurde Moritz von Sachsen aus der albertinischen Linie gestellt. Johann Friedrich war Gefangener des Kaisers. Der Schmalkaldische Krieg war noch nicht zu Ende.

Nach Nürnberg sendet er am 14. Januar gleich zwei Briefe (4550f), dankt Veit Dietrich dafür, dass dort Wittenberger Emigranten Aufnahme gefunden haben. Über Georg Major, den aus Nürnberg stammenden Wittenberger Professor, wurde auch wegen einer Berufung in seine Heimatstadt nachgedacht (4551 und 4566). Melanchthon riet ihm zur Annahme (4571f). Landgraf Philipp von Hessen will seine Nachricht an Fürst Georg von Anhalt auch von Melanchthon in Zerbst gelesen wissen (4555a). Der Rat der Stadt Schweinfurt wendet sich an M.(4555b). Melanchthon beobachtet, wie sich dort Personalien verändern (4579f). Er registriert, dass der Kaiser versucht, Andreas Osiander und Veit Dietrich aus Nürnberg zu vertreiben (4628 und 4631). Seine Sorgen wegen des Krieges und seine Argumente für das Konzil werden in mehreren Briefen erwähnt. Der frühe Tod seiner Tochter Anna Sabinus in Königsberg im März schmerzt ihn sehr (4671f) und kommt in vielen Briefen zur Sprache. Im Juni wird die Wiedereröffnung der Universität Wittenberg wieder erörtert. Der Rektor der Universität fordert die emigrierten Kollegen zur Rückkehr auf (4773). Es gibt Angebote anderer Stellen für Melanchthon, er versichert jedoch seinen Landesherrn seiner Treue (4774). Die Söhne des verstorbenen Sebald Münsterer aus Nürnberg werden wegen der Unterbrechung des Universitätsbetriebs zurück nach Nürnberg gebracht, wozu Melanchthon ihnen einen Geleitbrief mitgibt (4779) und sie auch in Nürnberg zuverlässigen Freunden anvertraut (4781).

Wir lesen einen Band, in dem sehr viel kriegsbedingte und persönliche Nöte im Umfeld Melanchthons besprochen werden. Durch die besondere Lage im Exil hat die Korrespondenz dieser Zeit ein markantes Kolorit. Auch außerhalb von Wittenberg erreichen ihn Briefe von Fürsten und anderen ranghohen Persönlichkeiten. Der Band wird – wie üblich – durch Register vorbildlich erschlossen. **[1963]**

*Rudolf Keller*

**Bucer**, Martin: Briefwechsel – Correspondance, Band 9 (September 1532–Juni 1533), hg. und bearb. von Reinhold Friedrich, Berndt Hamm und Wolfgang Simon, in Zusammenarbeit mit Matthieu Arnold und Christian Krieger (= SMRT 179). Leiden / Boston: Brill, 2013. – CXV + 408 S., geb. – ISBN 978-90-04-26526-4.

Dass die Edition von Martin Bucers Briefwechsel auf höchstem Niveau erfolgt, ist in der Forschung längst kein Geheimnis mehr. Auch der 2013 und damit im Abstand von nur zwei Jahren publizierte neunte Band wurde vom bewährten deutsch-französischen Editorenteam in der gewohnten Qualität erarbeitet. Die dort edierten 81 Briefe stammen aus dem Zeitraum September 1532 bis Juni 1533. Wie in den vorhergehenden Bänden werden mittels einer deutsch- wie französischsprachigen Einleitung (S. IX–XXXII bzw. S. XXXIII–XXXVII) ausführlich die Themen der Briefe vorgestellt und die Schreiben statistisch ausgewertet (S. X–XII). Im Vergleich mit den anderen Bänden wird Bucer etwas häufiger als Verfasser greifbar (38 Briefe bzw. 47 %). Ambrosius Blarer, Heinrich Bullinger, Martin Frecht und Simon Grynaeus bleiben die Hauptkorrespondenten Bucers. Der aktuelle Konflikt in Zweibrücken (s.u.) lässt jedoch Johannes Schwebel hinzutreten. Zudem wendet sich

Bucer im genannten Zeitraum verstärkt an Margarethe Blarer; insgesamt ist der Anteil der Einzelkorrespondenten in diesem Band höher.

Inhaltlich knüpft die Edition an die vorhergehenden Bände an, wie die Einleitung in thematisch wie geographischer Perspektive differenziert aufzeigt: In Bezug auf die Schweiz beschäftigen Bucer im genannten Zeitraum nun die Auswirkungen des Zweiten Kappeler Landfriedens (20. November 1531), dessen Unterzeichnung er vormals heftig kritisiert hatte. Zudem nimmt Bucers Rundreise durch Schweizer Orte breiten Raum ein. Diese dient dazu, die im Zusammenhang mit Luthers harschen Schreiben an den Frankfurter Rat bezüglich der Abendmahlsfrage ausgelösten Irritationen durch persönliche Aussprache zu beseitigen; die gute Überlieferung erlaubt sogar die Erstellung eines Intinerars (S. XIV–XVIII; zur innerprotestantischen Abendmahlskontroverse s. auch S. XXVII–XXXI bzw. XXXIII f). Eindrücklich wird durch Bucers Korrespondenz deutlich, welche Auswirkungen und Konsequenzen ein „grobes" Wort Luthers haben konnte. Zugleich lassen diese Schreiben erahnen, dass die historische Wirklichkeit differenzierter war als es manche vereinfachende Zuspitzung des Lutherbildes in Hinblick auf 2017 suggeriert (vgl. exemplarisch Bucers Schreiben an Martin Frecht vom 12. Februar 1533, Nr. 660,4: „Res magna est et plena periculj non solum propter communia federa, sed magis propter ecclesias et euangelium vbique jam apud exteros egregie emergens. Est nobis res cum Luthero ita vt filijs cum parente, bono quidem et quem merito venerentur – nam, bone Deus, quanta est mundj salus in hoc solo ‚fides in Christum justificat', quod Lutherus ante omnes et prae omnibus, qui nunc viuunt, extulit et effert! –, sed furente et ea subinde consilia captante, que sibi ipsi et filijs incommodent.")

Das zweite große fortgeführte Thema ist die Auseinandersetzung mit Dissenters – insbesondere in Zweibrücken (S. XX f), dort hinsichtlich der Frage der Kindertaufe bzw. des Taufexorzismusses sowie in Straßburg, wo vom 3. bis 14. Juni 1533 eine Synode stattfand (S. XXV f; S. XXXIV f).

Zumal aufgrund des großen Anteils an Einzelkorrespondenten wird der Leser jenseits der Hauptthemen beschenkt mit einem bunten Panorama (S. XIX–XXVII; S XXXV f), das zum Proprium der Gattung „Brief" gehört: Zum einen mit Einsichten in kleinere lokale Probleme im Zusammenhang mit der Umsetzung dessen, was wir als Reformation bezeichnen. Zu Anderen erhält man einen Einblick in Bucers Familienleben, bis hin zur erfolglosen Bitte um Butterschmalz, die sozialgeschichtlich wohl im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Teuerung zu interpretieren wäre (Nr. 638,3). Zum Dritten mit Informationen über die Rezeption von Bucers exegetischem Werk. Daneben stehen zum Vierten die großen reichspolitischen Fragen wie die durch den Feldzug Süleymans II. ganz konkrete „Osmanen-Bedrohung" oder – damit zusammenhängend – Karls V. religionspolitisches Agieren im Kontext des Nürnberger Anstandes (Juli / August 1532).

Zu den editorischen Beigaben gehören des Weiteren eine chronologische Liste der edierten Briefe (S. XXXIX–XLIV), eine alphabetische Liste der Korrespondenten (S. XLV f) sowie ein Verzeichnis der nicht ermittelten Briefe (S. XLII–XLIX). Ein Abkürzungs- (S. LI f) wie Literaturverzeichnis mit Kurztiteln (S. LIII–CXV) sowie ein ausführlicher Personenindex (S. 299–351) entlasten den Apparat. Den edierten Briefen (Nr. 628–709) sind jeweils detailreiche Regesten in französischer und deutscher Sprache vorangestellt. Der äußerst informative Anmerkungsapparat, der den Leser sogar in die Tiefen der „Hippopotamus-Feldforschung" (S. 143, Anm. 46) führt, ist hingegen „nur" auf Deutsch verfasst. Ausführliche Bibelstellen-, Schriften-, Orts- und Sachregister runden diese editorische Meisterleistung ab. Eventuell könnte man im Druckwerk noch auf den nicht minder überzeugenden online-Auftritt des Projektes verweisen.

Wer einmal eine Originalhandschrift Bucers vor Augen hatte, erhält eine Ahnung von den Mühen, die die Edition seiner Schriften bereitet. Umso größer ist das Verdienst des Erlangen-Straßburger Teams. Dass es sich bei Bucers Korrespondenz tatsächlich um „textes essentiels pour la compréhension de l'histoire du XVI^e^ siècle" (S. XXXVII) handelt, steht – auf Grundlage der bisher edierten Bände – kaum in Zweifel. Man kann dem Projekt und der Forschung nur wünschen, dass die Edition von Martin Bucers Korrespondenz weiterhin so fachkundig und zugleich zügig voranschreitet.

[**1964**]

*Ingo Klitzsch*

**Bugenhagen, Johannes**: Reformatorische Schriften. Band 1: 1515/16–1524, hg. von Anneliese Bieber-Wallmann, bearb. von Wolf-Dieter Hauschild und Anneliese Bieber-Wallmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013 (= Johannes Bugenhagen, Werke I/1). – XLIII + 935 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-525-55441-8.

Erstaunlich, dass es von dem wichtigsten Reformator Norddeutschlands, dem Wittenberger Stadtpfarrer und Seelsorger Luthers, Johannes Bugenhagen (1485–1558), dessen Ausstrahlung nach Skandinavien und ins Baltikum reichte, bis jetzt noch keine kritische Edition seiner theologischen Werke gab! Verständlich aber, wenn man diese Ausgabe betrachtet. Sie stellt nämlich den dafür notwendigen Aufwand an Vor- und Begleitarbeiten eindrucksvoll vor Augen.

Bereits vor dem Antritt seines Lehrstuhls in Münster im Jahr 1984 hatte Wolf-Dieter Hauschild (1941–2010), der in München bei Georg Kretschmar als Patristiker promoviert wurde und sich habilitiert hatte, das Projekt einer Edition in Angriff genommen, freilich zunächst als zweibändige „Volksausgabe" anvisiert. Nun liegt der erste Band der mustergültigen wissenschaftlichen Edition vor, an deren Entstehen der Rezensent vor gut einem Vierteljahrhundert als Student im kirchenhistorischen Seminar von Professor Hauschild Anteil nehmen konnte. Es war die Lektüre von Luthers Schrift „De captivitate babylonica ecclesiae", die den Erasmus-Verehrer Bugenhagen zu einem Anhänger der Reformation machte (vgl. Anneliese Bieber, Johannes Bugenhagen zwischen Reform und Reformation. Die Entwicklung seiner frühen Theologie anhand des Matthäuskommentars und der Passions- und Auferstehungsharmonie, FKDG 51, Göttingen 1993, S. 21f). Dies gemeinsam zu entdecken, war einer der faszinierendsten Momente im Studium des Rezensenten. Ob und in welchem Band der Edition Bugenhagens Matthäus-Vorlesung, in der sich dessen Wende direkt direkt nachvollziehen lässt, erscheinen wird, darüber findet sich im vorliegenden Band bedauerlicherweise keine Auskunft, wie er überhaupt nichts zum Gesamtplan der Edition verrät, sondern nur kundtut, dass allein die reformatorischen Schriften Bugenhagens „vier bis fünf Bände umfassen" sollen; Vorwort, S. IX).

Der Band beginnt mit dem auch wegen der genannten Jahreszahlen denkwürdigen Titel „Reformatorische Schriften (1515/16) [!] – 1524" – mit kleineren humanistisch-philologischen Texten, der Edition von Grammatikregeln des Johannes Murmellius und einem Briefwechsel mit ihm im Jahr 1512. Überhaupt fällt der Einstieg in die Edition und den Band nicht ganz leicht. Das Inhaltsverzeichnis hätte durchaus übersichtlicher gestaltet, etwa die im Band edierten Stücke numeriert und klarer hervorgehoben werden können. Auch wurde die Gelegenheit versäumt, für die Schriften Bugenhagens einschlägige, praktikabel verwendbare moderne Titel zu prägen, wie sich diese etwa für Luthers Texte eingebürgert haben, z.B. für den Traktat „Von der Freiheit eines Christenmenschen" oder den „Kleinen Katechismus". Diese werden ja gewöhnlich auch nicht mit ihren historischen Titeln zitiert, denn meist sind die authentischen Titelfassungen

überlang und heute kaum exakt wiederzugeben. Warum also historisierende Titelfassungen, deren Zitierung durch die Benutzer anfällig für Fehler ist? Anspruchsvoll und nicht gerade einfach zugänglich stellt sich der textkritische Apparat dar, der auch spätere Varianten nachweist. Ausführlich legen die Editionsrichtlinien (S. XII–XXII) das Vorgehen dar. Der kommentierende Apparat liefert die nötigen Erklärungen von Begriffen und Sachverhalten sowie Daten zu genannten Personen und Orten. Insbesondere bietet er auch die Nachweise der Quellen, also vor allem der Bibelstellen und anderer Zitate – wobei wörtliche Zitate Luthers kaum nachzuweisen waren. Ein Anhang bietet eine Zeittafel (zu Leben und Werk) sowie gesonderte Glossare frühneuhochdeutscher und niederdeutscher Wörter wie Ausdrücke. Auch die Namen von Personen der Bibel und der Kirchen- und Geistesgeschichte werden in getrennten Registern aufgeführt, ebenso die Orte und Landschaften sowie die „Sachen" getrennt nach deutschen, lateinischen, frühneuhochdeutschen und niederdeutschen Begriffen. Schon diese Differenzierungen deuten die Komplexität einer Bugenhagen-Edition an.

Jedem Stück dieser Edition ist eine instruktive Einleitung vorangestellt, die die jeweilige Entstehungssituation prägnant darlegt, den Text charakterisiert, den Inhalt skizziert und die notwendigen Angaben zur Überlieferung und Textgestalt bietet. Die Schriften seien hier aufgeführt: Bugenhagens Grammatikregeln (S. 2–22) und die Murmellius-Edition (1515/16; S. 35–40) zeigt den Pomeranus als vom Humanismus bewegten Reformtheologen, die „Belbucker Klosterpredigt" vom 29. Juni 1517 (S. 42–61) noch sein Interesse an „einer beim Klerus ansetzenden Kirchenreform" (S. 45), wobei er sich bereits fundamental an der Bibel orientiert zeigt.

In seinem Sendbrief (etwas inkonsequent mitunter auch „Sendschreiben" genannt) an die Treptower Schüler von 1521 (S. 62–79) plädiert Bugenhagen vor dem Hintergrund des Luther-Prozesses dagegen bereits entschieden für Luthers theologisch-reformatorische Grundanliegen. Die spätestens 1519/20 in Angriff genommene Passionsharmonie (die auch die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi umfasst) stellt das größte Stück von Band 1 der Edition dar (S. 80–605). Seine komplizierte Genese von der ersten Handschrift über die verschiedenen Stationen der lateinischen sowie hoch- und niederdeutschen Drucke werden akribisch dokumentiert. Der „Sendbrief über die Sünde wider den Heiligen Geist" entstand gegen Jahresende 1523 bereits in Wittenberg. Mit ihm, den er in seiner lateinischen Originalfassung an einen hohen Beamten des Bischofs von Cammin adressierte, versuchte Bugenhagen „die Entwicklung der reformatorischen Predigt" in seiner pommerschen „Heimatkirche" positiv zu „beeinflussen" (S. 607). Der österreichische Geistliche (sowie spätere Hut-Anhänger und mährische Täufer) Leonhard Freisleben (um 1500–vor 1565) besorgte vor dem Hintergrund antievangelischer Maßnahmen in Oberdeutschland – die Edition weist ausdrücklich auf das aufsehenerregende Geschehen im damals kurmainzischen Miltenberg hin – eine Übersetzung ins (Frühneu-)Hochdeutsche und ließ sie drucken.

Bugenhagens Sendbrief an Herzogin Anna von Liegnitz (S. 661–677), die aus dem pommerschen Fürstenhaus der Greifen stammte, versuchte die „Christliche Lehre" von den „guten Werken" und dem Glauben an Jesus als den Seligmacher biblisch darzulegen. Diese Grundsatzschrift zur evangelischen Rechtfertigungslehre wurde 1524 auf Niederdeutsch in Wittenberg und auf Hochdeutsch in Augsburg vermutlich 1525 erstmals gedruckt.

Im Editionsband folgen Abschnitte aus dem Psalmenkommentar (1524) und aus der Pauluskommentierung „Eine schöne Offenbarung des Endchrists" (S. 678–731 bzw. S. 732–765), jeweils lateinisch und hochdeutsch. Die letzten Stücke bilden „Indices in Euangelia Dominicalia" (S. 766–846) zu

den Predigtperikopen und dann, besonders interessant, in einem Anhang eine veritable – und nun maßgebliche – Neuedition (S. 849–881) der programmatischen Schrift „Von der Evangelischen Messe" des Nördlinger Theologen Kaspar Kantz (um 1483–1544), der darin auch Bugenhagens „Ratschlag, wie man das Sakrament empfangen soll" dessen ins Deutsche übersetzten „Ordnung christlicher Messe" und insbesondere dessen Wittenberger Trauformular im Druck veröffentlichte. Diese Publikation unternahm Kantz freilich eigenmächtig, ohne Autorisierung Bugenhagens, was Kantz' Ruf in Wittenberg beschädigen sollte.

Ein schwergewichtiger, inhaltsreicher Band, der auch in Süddeutschland von großem Interesse ist! Dank gebührt im Gedenken an Wolf-Dieter Hauschild seiner langjährigen Mitarbeiterin Dr. Anneliese Bieber-Wallmann.

Wer heute Wollin, Bugenhagens Geburtsstadt, östlich des Stettiner Haffs und Bugenhagens äußerlich untergegangenen ersten Wirkungsort, das Kloster Belbuck, vor den Mauern der so wunderbar erhaltenen pommerschen Landstadt Treptow an der Rega (Trzebiatów) besucht, findet keinen Hinweis mehr auf den neben Luther und Melanchthon dritten großen Wittenberger Reformator. Man muss tatsächlich diesen Band zur Hand nehmen, um dem jungen Bugenhagen zu begegnen. Die Edition der Schriften des ambitionierten Bibelwissenschaftlers und Reformtheologen erweist sich als so ansprechend, dass man sich nun doch auch wieder eine „Volksausgabe" der Schriften Bugenhagens – etwa nach dem Vorbild der Luther-Ausgabe des Insel-Verlags von 1983 oder von Melanchthon deutsch (vgl. Besprechung oben Nr. 1961) – wünschen möchte. **[1965]**

*Wolfgang Huber*

**Gehrt, Daniel / Leppin, Volker** (Hg.): Paul Eber (1511–1569). Humanist und Theologe der zweiten Generation der Wittenberger Reformation. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2014 (= Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 16). – 622 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-03056-9.

Zum 500. Geburtstag des in Kitzingen geborenen Theologen Paul Eber fand auf Schloss Friedenstein in Gotha eine Tagung statt, deren Vorträge in diesem Band der Öffentlichkeit vorgelegt und zur weiteren Diskussion übergeben werden. Die Herausgeber stellen fest: „Entstanden ist, so hoffen wir, damit ein handbuchartiges Ganzes, das das Wirken Ebers auf dem Stand der neuesten Forschung präsentiert" (S. 5). Einleitend rufen *Daniel Gehrt* und *Philipp Knüpffer* in Erinnerung: „Der vergessene Nachfolger Johannes Bugenhagens und Philipp Melanchthons in Wittenberg. Bericht und Ausblick über Forschung zu Paul Eber" (S. 19–40). In diesem Beitrag werden auch die bleibenden Beziehungen Ebers zu seiner fränkischen Heimat und andererseits auch der fränkischen Kirchengeschichte zu diesem ihrem berühmten Sohn klar vor Augen geführt. Auch von den Archivbeständen her ist Eber in unserer Region wichtig, wie eindrücklich deutlich wurde bei der Jahrestagung unseres Vereins 2010 in Kitzingen (vgl. nur den Beitrag von Stefan Rhein, in: ZBKG 80, 2011, S. 239–259). 1843 publizierte der Ansbacher Pfarrer Christian Heinrich Sixt eine Monographie über Eber. Die Korrespondenz mit dem Kitzinger Ratsherrn Friedrich Bernbeck und dem Stadtrat wurde in diesem Buch im Anhang ediert. Paul Eber ist in den Gesangbüchern bis in unsere Gegenwart als Dichter des Liedes „Wenn wir in höchsten Nöten sein" präsent. Aber weit darüber hinaus verdient er es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Der umfassende Überblick über die Forschung bietet gute Orientierung und die Ausgangsbasis

für das, was im nun vorliegenden Band zu entdecken ist.

*Volker Leppin* stellt ihn in Beziehung zu den Lehrkontroversen seiner Zeit dar. „Will man von so etwas wie einer Gruppe von Philippisten ausgehen, fallen einem wohl Namen wie Georg Major und Johannes Pfeffinger weit eher ein als der des fränkischen Gelehrten, der ohnehin erst ab den späten fünfziger Jahren in die vorderste Reihe der Geistlichen und Theologen des Kurfürstentums [=Sachsen] aufgestiegen war" (S. 43f). Er stellt Eber als aufmerksamen Beobachter des Gesamtgeschehens in zwei Phasen dar: „1. Der Begleiter" [Melanchthons], „2. Der Nachfolger". Eber „ging es darum, die gemeinsame Frontlinie gegenüber der päpstlichen Kirche auszudrücken. Als es unausweichlich wurde, wandte er sich überdies auch gegen den Calvinismus. Aber die Vorstellung, dass es auch innerhalb des lutherischen Lagers um die Frage des rechten Glaubens ging, schien ihm auf bloßer Streitsucht zu beruhen und mit der Entdeckung des Evangeliums wenig zu tun zu haben. Zeuge und Beteiligter der innerlutherischen Streitigkeiten wurde er als zutiefst irenischer Mensch" (S. 62f).

*Thomas Töpfer* untersucht die territoriale Bekenntnisbildung der Zeit „am Beispiel des Corpus doctrinae Philippicum". *Daniel Gehrt* stellt die Beziehung zwischen den Universitäten Wittenberg und Jena Mitte der 1560er Jahre mit besonderer Rücksicht auf Paul Ebers Briefwechsel dar. Als Anhang beigegeben sind Verzeichnisse des Briefwechsels Melanchthons und des Briefwechsels Ebers mit Kollegen in Jena sowie die Edition eines lateinischen Briefs von Eber an den Rektor und die Professoren der Universität Jena.

*Meinolf Vielberg* stellt Eber als akademischen Lehrer vor. Hier wird seine Prägung aus der Zeit am Nürnberger Egidiengymnasium herausgearbeitet. Von da aus führte sein Weg nach Wittenberg, wo er zunächst als Professor für Pädagogie und dann vierzehn Jahre lang als Professor für Physik tätig wurde. Erst 1557 trat er in die Theologische Fakultät ein, zunächst mit der Professur für Hebräisch und – damit verbunden – der Tätigkeit als Schlossprediger. Den Theologen Eber stellt dann *Andreas Gößner* vor. Eber wirkte als Stadtpfarrer von Wittenberg, Generalsuperintendent des Kurkreises und Theologieprofessor. Unter der besonderen Fürsorge seines Mentors Melanchthon war er den Weg bis zu diesem Beginn geführt worden. Erst 1558 wurde er durch Bugenhagen ordiniert. Durch den Tod von Bugenhagen rückte Eber in die erste Reihe der Repräsentanten der Wittenberger Reformation. Eber betreute die Stipendiaten im Auftrag seiner Heimat, sowohl des Kitzinger Stadtrats als auch des Markgrafen in Ansbach. *Christian Winter* beschreibt Eber als kirchenpolitischen Berater des Kurfürsten August von Sachsen.

Aus seinen humanistischen Tätigkeitsbereichen beschreibt zuerst *Stefan Rhein* Eber als neulateinischen Dichter. Er fügt der Abhandlung viele Textbeispiele in der Originalsprache und in deutscher Übersetzung bei. *Christoph Bultmann* handelt von „Paul Ebers Gelehrsamkeit". *Hans-Peter Hasse* erläutert Ebers Calendarium Historicum (1550), eine Sammlung von Gedenktagen für die tägliche Memoria. „Wenn im Protestantismus durch die Distanzierung von der täglichen Heiligenverehrung ein Vakuum entstanden war, bot das Caldendarium Ebers eine Alternative, die zeitweise zum Bestseller geriet" (S. 319). Der Astronomie widmet sich der Beitrag von *Klaus-Dieter Herbst*.

*Johannes Hund* stellt Ebers Rolle im Abendmahlsstreit dar. Von seiner Position nahe bei Melanchthon kam es dazu, dass dann der alte Eber die Studenten mahnte, in der Abendmahlsfrage bei der Lehre Luthers zu bleiben. *Robert Kolb* stellt in seinem englischsprachigen Beitrag Eber als Prediger dar. Für die Predigten über Luthers Kleinen Katechismus bietet *Gerhard Bode* einen eigenen – ebenfalls englischsprachigen – Beitrag. Von Ebers Gebrauch Geistlicher Lieder handelt *Stefan Michel*. Eber hat geholfen,

„das Repertoire der Wittenberger Geistlichen Dichtungen zu vervollständigen" (S. 443).

Der Freundschaft mit Friedrich Bernbeck in Kitzingen nimmt sich *Philipp Knüpffer* an. Auch hier wird ein Verzeichnis der Briefe beigegeben, die – das sei an dieser Stelle erwähnt – überwiegend im Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg liegen. Das Epitaph für Paul Eber von Lucas Cranach d.J. – die bekannte Bildtafel in der Wittenberger Stadtkirche – wird von *Doreen Zerbe* einer eigenen Untersuchung unterzogen. „Das Weinbergbild für Paul Eber ist somit nicht nur ein Memorialbild für die Familie Eber, sondern auch ein Erinnerungsbild der ‚Wittenberger Reformation', das deren Protagonisten noch einmal versammelt und damit die Erinnerung an das Ereignis der Reformation in Wittenberg bis auf die heutige Zeit wachhält" (S. 510).

Eine Bibliographie der gedruckten Werke und Beiträge Paul Ebers wird von *Franziska König* vorgelegt. Seine Beiträge in den gedruckten Wittenberger Scripta publice proposita beschreibt *Christiane Domtera-Schleichardt*. Einen Überblick über die Korrespondenzpartner Paul Ebers in den Beständen der Forschungsbibliothek Gotha legt *Paul A. Neuendorf* vor. Ein Personenregister erschließt den Band für den Benutzer.

Ein derartiger Sammelband vereinigt viele Autoren mit ihren je eigenen Ansätzen. Dadurch wird das Bild vielseitig. Angaben zur verarbeiteten Literatur findet man nur jeweils in den Fußnoten. Dass auch Überschneidungen und Doppelungen nicht ganz ausbleiben, braucht nicht zu verwundern. Jedenfalls ist ein Handbuch – wenn schon nicht aus einem Guss – entstanden, das zur Beschäftigung mit Eber weitreichend Hilfe und Klärung zu geben vermag. Die Reihe der Leucorea-Studien ist damit um ein beachtliches Stück reicher. [**1966**]

*Rudolf Keller*

**Wengert**, Timothy J.: Defending Faith. Lutheran Responses to Andreas Osiander's Doctrine of Justification, 1551–1559. Tübingen: Mohr Siebeck, 2012 (= SHMR 65). – XIV + 468 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-151798-3.

Andreas Osiander, der Reformator Nürnbergs, verließ die Stadt wegen Differenzen mit dem Rat in der Folge des Augsburger Interims von 1548 heimlich im November 1548. Sechsundzwanzig Jahre hatte er als Prediger bei St. Lorenz gewirkt. Von Nürnberg ging er nach Königsberg in Preußen, wo ihm sein Gönner, Herzog Albrecht von Preußen, 1549 die Stelle als Pfarrer an der Altstädter Kirche und als Professor primarius an der Theologischen Fakultät der Universität übertrug. In die Königsberger Zeit fällt der Osiandrische Streit über die Rechtfertigungslehre, der sich stark ausweitete und über Osianders Tod im Jahr 1552 hinaus dauerte.

Der amerikanische Reformationshistoriker Wengert untersucht die lutherischen Antworten auf Osianders Rechtfertigungslehre, um die es in diesem Streit ging. Osianders neue Stellung an einer Universität wurde von Kollegen als Affront gewertet, denn Osiander hatte zwar in Nürnberg durchaus respektable theologische Leistungen gezeigt, aber doch nie einen akademischen Grad verliehen bekommen. Herzog Albrecht, ein Sohn des Hauses Hohenzollern in Brandenburg-Ansbach, verdankte dem Nürnberger Prediger aufgrund von Gottesdiensten in Nürnberg 1523 seine Einsicht in die Wahrheit des reformatorischen Verständnisses des Evangeliums. Er hatte aus seinem Ordensland das Herzogtum Preußen gemacht. Osiander stand mit ihm im Briefwechsel. Deshalb machte er sich als Stellensucher auf den Weg zu ihm.

Der Streit, von dem hier die Rede ist, brachte 90 separate Publikationen hervor, die in insgesamt 125 Drucken erschienen sind (S. 353). Wengert, der sich nun diesem Thema gewidmet hat, kommt von der

Melanchthonforschung her. Er lehrt seit vielen Jahren am Lutheran Theological Seminary in Philadelphia und ist durch seine Publikationen international bekannt. „This study focuses on the flurry of published attacks on Andreas Osiander and his supporters, which saw the light of day between 1551 and 1559. Its interest revolves around the theological debates over the meaning of justification, redemption, faith and Christology and the ways in which theologians chose to promulgate and defend their positions to the theological public emerging among Evangelicals during this time." (S. 2)

Unter denen, die sich gegen Osiander positioniert haben, ist Philipp Melanchthon der bekannteste. Matthias Flacius Illyricus, oft unterstützt von Nikolaus Gallus, hat von Magdeburg aus die meisten scharfen Kritiken verfasst. (Der Dank Wengerts an seinen Promovenden, den Flacius-Experten Luka Ilić [vgl. die folgende Buchbesprechung, Nr. 1968] hat hier seinen „Sitz im Leben".) Quer durch die Territorien des Reiches wurden Stellungnahmen zur Lehre Osianders zum Druck gegeben. Auch in Nürnberg hat sich ein neues pro und contra zum ehemaligen Kollegen geregt. Hieronymus Besold, ein Schwiegersohn des einstigen Nürnberger Predigers, war in Nürnberg im Amt geblieben. Leonhard Culmann und Johannes Vetter gehörten mit Besold zu denen, die 1555 genauer beobachtet wurden. In Nürnberg bediente man sich in dieser Frage gerne der Hilfe Melanchthons. Sebald Heyden erhob seine Stimme gegen die Sympathisanten (S. 220–241). Auch Michael Roting in Nürnberg, Lehrer am Gymnasium bei St. Egidien, meldete sich zu Wort, wenn es um die Frage ging, ob Osiander in seiner Selbstdeutung unter Rückbezug auf Luther historisch richtige Einschätzungen vornahm (S. 252–254). Bernhard Ziegler, jetzt in Leipzig, war Osiander ebenfalls in Nürnberg begegnet (S. 254–256). Die Württemberger unter Führung von Johannes Brenz, der Osiander von der gemeinsamen Arbeit an der Kirchenordnung her kannte, versuchten eine vermittelnde Haltung einzunehmen. Diese Namen, die hier in einer auf das heutige Bayern gelenkten Auswahl genannt werden, zeigen auch enge Bezüge zur Kirchengeschichte unseres Gebiets.

Die einzelnen Kapitel dieses Buches sind nach thematischen Aspekten gegliedert. So können gewisse Schneisen geschlagen werden in den großen Wald der Druckschriften. Das achte Kapitel beschreibt noch einmal alle einzelnen Schriften der Gegner und bietet sich als „Bibliographic Essay". Hier wird man über Details zu den einzelnen Schriften informiert. Interessant ist ja, dass zum Beispiel Flacius, der mit Melanchthon in heftigem Streit wegen der Adiaphora-Frage lag, hinsichtlich der Beurteilung Osianders mit Melanchthon Seite an Seite argumentieren konnte. Die Lager im Streit waren nicht so völlig abgedichtet gegeneinander, dass dies nicht möglich gewesen wäre. Vielleicht war die Parteientrennung zwischen Gnesiolutheranern und Philippisten doch nicht so stark, wie man gewöhnlich annimmt und wie es sich vom initiierenden adiaphoristischen Streit her nahelegt. Die Thematik des Streits war immerhin so wichtig, dass sie bis zur Widerlegung in der Konkordienformel 1577 auf der theologischen Tagesordnung blieb, was teilweise darauf zurückgeht, dass da noch die gleichen Akteure am Werk waren.

Das in englischer Sprache geschriebene Buch bietet nur bei wenigen inhaltlich übersetzten oder paraphrasierten Texten auch den originalen deutschen oder lateinischen Wortlaut im Text oder in der Anmerkung. Das macht den Zugang zu den zitierten Quellen nicht einfacher. Wengert hat klar gesagt, auf welchem Zugangsweg er zu diesem Werk gekommen ist. Es war bei der Niederschrift einer Fußnote zu einer größeren Arbeit über Melanchthon (S. 2). Er hat auch die Schilderung der Wurzeln des Streites klar überschrieben: „Why Some Pastors Should Not Become Professors" (S. 10). Damit positioniert er sich selbst. Die Nürnberger Wirksamkeit Osianders nimmt er

eigentlich nicht in den Blick; nur gelegentlich fließt etwas daraus ein. Aber beispielsweise die wenigen Hinweise auf den Nürnberger Streit um die Absolution in den frühen dreißiger Jahren werden schnell mit Zitaten aus Luther- und Melanchthonbriefen als Voten zur Sache abgehandelt und beendet. Ein Versuch einer knappen Darstellung aus den edierten Quellen, worum es bei diesem Streit für Osiander selbst in seelsorgerlicher Hinsicht gegangen ist, wurde m. E. hier nicht gemacht. Auch vermisse ich Hinweise auf die positiven brieflichen Kontakte etwa zwischen Melanchthon und Osiander sowie Luther und Osiander in dessen Nürnberger Zeit. Eine Predigerstelle an St. Lorenz in Nürnberg war damals schon eine sehr angesehene Stellung. Osiander war als Hebraist bei den Wittenbergern geachtet. Immerhin hat ja Melanchthon, als er erfuhr, dass Osiander Nürnberg verlassen hatte, erwogen, ihm zu einer adäquaten Stellung in Wittenberg oder Leipzig zu verhelfen.

Der gut ausgestattete Band wird abgeschlossen mit Verzeichnissen zu Quellen und Literatur sowie hilfreichen Indices. Die mehrschichtige Anlage des Buches, die einen gewissen Reiz hat, macht insgesamt das Studium der hier gewonnenen Erkenntnisse nicht leichter. Man muss für manche Themen mehrmals zur Lektüre ansetzen. Jedenfalls ist klar, dass Osiander in seinen letzten Lebensjahren schwerer zu deuten und zu verstehen ist als in seiner Nürnberger Anfangszeit. Wengert beobachtet, dass die Gegner ihn zum Teil auch in ihrem jeweiligen Argumentationsinteresse überzeichnen. Dass sein abrupter Abschied aus Nürnberg auf schwere Verletzungen zurückging, sollte man nicht übersehen. Er hat vor der persönlichen harten Konsequenz des beruflichen Risikos nicht zurückgescheut. Das kann man mit seiner Eitelkeit begründen. Das ist aber doch auch ein Hinweis auf seine Überzeugungstreue, mit der er an gewonnenen Einsichten festzuhalten bestrebt war. Es waren in süddeutschen Städten nicht wenige, die ähnliche Schritte gegangen sind. Gallus, zu der Zeit Diaconus in Regensburg, hat ebenso seine Stadt wegen des Interims verlassen, wurde aber nach dem Passauer Vertrag als Superintendent wieder zurückgeholt. Der dem Kaiser und seinem Interim hörige Rat der Stadt handelte so, dass auch er – unter anderen Bedingungen als Osiander in Nürnberg – ein Bleiben für unmöglich hielt, bis er dann unter neuen Auspizien an die Donau zurückgeholt wurde. Wengert unternimmt es, eine Nahaufnahme vom Detail zu machen. Das ist verdienstvoll. Der zwischenzeitliche Gebrauch auch eines Objektivs mit weiterem Winkel wäre einem Verständnis Osianders an einigen Stellen gut bekommen. [**1967**]

*Rudolf Keller*

Ilić, Luka: Theologian of Sin and Grace. The Process of Radicalization in the Theology of Matthias Flacius Illyricus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte 225). – 304 S., geb., Festeinband, 11 Abb. – ISBN 978-3-525-10117-9.

Matthias Flacius Illyricus nimmt unter den Schülern Luthers und Melanchthons eine besondere Stelle ein. Er ist ein herausragender produktiver Kopf gewesen, hat freIlićh auch viel Aufmerksamkeit und Kritik auf sich gezogen. Er hat wichtige Orte im deutschen Reich mit seinem Wirken durchwandert. Wie sein Beiname sagt, stammte er aus Labin/Albona in der ehemaligen venetianischen Provinz Illyrien, dem heutigen Kroatien. Luka Ilić hat sich dieses Forschungsgebiets als Landsmann angenommen, was den Vorteil für ihn hat, dass er auch kroatische Texte einarbeiten und örtliche Quellen und Begebenheiten aus der Heimat auswerten kann. Flacius publizierte in Latein und Deutsch. Mit dem Stichwort „Theologian of Sin and Grace“ wird das Zentralthema der Theologie von Flacius genannt, das der Verfasser als solches herausarbeitet.

Das hier vorliegende Buch ist als Dissertation von der Fakultät des Lutheran Theological Seminary at Philadelphia (USA) angenommen worden. Timothy J. Wengert hat die Arbeit als Doktorvater betreut. Dass die Arbeit in Englisch verfasst wurde, ermöglicht hoffentlich einen breiten internationalen Rezipientenkreis. Den hat dies Buch auch verdient. Ilić teilt seine Darstellung in vier Kapitel ein, die zeitlich und inhaltlich umschrieben werden: 1. Formative Years: The Pre-Radicalization Phase, 1536–1548; 2. Phase One: The Shaping of Flacius' Theology through Controversies, 1548–1557; 3. Phase Two: Flacius within the Ecclesiastical and Political Establishment in Ernestine Saxony, 1557–1562; 3. Phase Three: Flacius' Attempts at Rehabilitation and Vindication, 1562–1575.

Ilić kann über bereits bekannte Daten hinaus die Jugendjahre von Flacius klarer belichten und deutliche Einsichten darüber vermitteln. Gegenüber der Biographie von Oliver K. Olson ist seine Forschung von Bedeutung, weil er nicht allein die Jugendjahre deutlicher ins Auge zu fassen weiß, sondern auch weil er in seiner Darstellung den ganzen Weg von Flacius darstellt und nicht nur die Zeit bis 1557. Er will vermeiden, schon bekannte Informationen zu wiederholen, setzt also die bisherige Forschung voraus und führt sie weiter. Durch seine Beobachtungen zur Entwicklung in den Jugendjahren kann er zeigen, wie das Beziehungsgefüge entstanden und gewachsen ist, in dem Flacius sich später bewegt und das ihm in der Ausführung seiner Pläne hilfreich war. Als Beispiel sei erwähnt: Bei seinem späteren Verleger Johannes Oporinus in Basel hat er Griechisch gelernt (S. 50). Die Orte Venedig, Augsburg, Basel, Tübingen und Wittenberg sind der Schauplatz für diesen Weg gewesen. In der Schule Luthers und Melanchthons hat seine eigentliche theologische Laufbahn begonnen. Er wurde Professor der hebräischen Sprache an der Leukorea, erfreute sich guter Beziehungen zu seinen Lehrern. Besonders Luther weiß er sich in großer Dankbarkeit verbunden. Das alles beschreibt dies Buch unter reichen Angaben von Quellen der Lebenszeit wie der späteren Forschungsliteratur. Flacius verließ 1548 Wittenberg im Protest gegen das Interim und begab sich auf Wanderschaft durch verschiedene Orte. Besonders Braunschweig sollte für ihn ein Ort bedeutender Beziehungen werden. Mehrere Jahre hielt er sich in Magdeburg auf, wo er seinen Kampf gegen das Interim führte und das große kirchenhistorische Projekt der Magdeburger Zenturien anstieß und begleitete. 1557 wurde er Professor an der neu gegründeten Universität Jena, musste diese Stelle jedoch 1561 im Streit verlassen.

Er zog mit seiner Familie nach Regensburg, wo der ihm nahestehende Nikolaus Gallus seit 1542 als Superintendent der evangelischen Reichsstadt wirkte. Von Regensburg aus zog er weiter nach Antwerpen, wo er für die Lutheraner eine Kirchenordnung schuf. Von dort zog er über Frankfurt nach Straßburg, von dort wieder nach Frankfurt, wo er 1575 mit 55 Jahren starb. Die Regensburger Epoche und der frühe Aufenthalt in Augsburg betreffen die Kirchengeschichte Bayerns. In Regensburg wollte er eine Theologische Akademie einrichten, griff also der Universitätsgründung des 20. Jahrhunderts weit voraus. Auch für Klagenfurt hegte er einen ähnlichen Plan. Hier zeigt sich noch einmal sein besonderes Interesse an der europäischen Region, zu der im weitesten Sinne auch seine Heimat gehörte. Beide Projekte konnten damals nicht realisiert werden. Auch in einer kryptocalvinistischen Epoche in Nürnberg ist Flacius durch literarische Eingriffe präsent. Eine Bedeutung hat er an vielen Orten durch sein ganzes theologisches und kirchenpolitisches Wirken, durch das er deutschlandweit im Gespräch war. Umstritten war in seiner Zeit seine Heftigkeit im Konflikt um die Adiaphora und sein Verständnis der Erbsünde, wie er es langfristig entwickelt und vor allem in der Weimarer Disputation 1560 vertreten und weiterhin verteidigt hat. Vielfach angeklagt wurde er in der neueren Theologiegeschichte wegen

seines Verständnisses der Verbalinspiration, was jedoch oft mit einer zu schmalen Quellenbasis begründet wurde und deshalb nur schwerlich zutrifft.

Ilić schöpft zur Darstellung dieser reichhaltigen Theologenbiographie aus einer profunden Kenntnis vieler Details und der davon zeugenden Literatur. Die klein gedruckten Anmerkungen nehmen in diesem Buch ungefähr etwas mehr als die Hälfte des bedruckten Papiers ein. Flacius wird aus dem Pro und Contra mit sehr verschiedenen Gesprächspartnern verständlich gemacht und zu Gehör gebracht. Seine Kontroversen mit Kaspar von Schwenckfeld und Andreas Osiander in dessen Königsberger Zeit, mit Philipp Melanchthon, seinem einstigen Lehrer, und Georg Major werden klar beschrieben. Die dritte Phase in Jena war für Flacius leider nur kurz. Ilić stellt die Lage schonungslos dar. In dieser Phase hat die Radikalisierung ihre volle Ausdehnung erreicht. Deswegen musste er Jena verlassen. „He quickly lost his standing…“ (S. 156). Nikolaus Gallus, der als Superintendent in Regensburg wirkte, besorgte für Flacius in alter Freundschaft aus gemeinsamen Magdeburger Zeiten eine Aufenthaltsgenehmigung in Regensburg, wo Flacius mit seiner Familie bis 1566 lebte. Auch die Stadt Regensburg erhielt durch Kaiser Maximilian II. eine Anordnung, das Asyl für Flacius zu beenden. Er musste weiter ziehen, zunächst nach Antwerpen, später nach Frankfurt, Straßburg und wieder Frankfurt, wo er am 11. März 1575 gestorben ist.

Ilić ist spürbar bestrebt, zu all den vielen Einzeldaten genaue Belege zu geben und sorgfältig die wechselhaften Aufenthaltsorte und Beziehungen zu dokumentieren, darin auch über frühere Darstellungen hinaus zu führen. Eine Besprechung kann das reichhaltige Material nicht im vollen Umfang zur Sprache bringen, aber es ist klar, dass dies Buch einen markanten Fortschritt in der internationalen Flaciusforschung bedeutet. Erfreulicherweise hat sich ja in den letzten Jahren manches zum besseren Verständnis dieses Gelehrten, des einsamen Kämpfers aus Überzeugung, von verschiedenen Seiten klären lassen. Ilićs Buch wird einen wichtigen Platz in der Flaciusforschung einnehmen. Das lässt sich klar erkennen. Ich habe gerne in diesem Buch gelesen und dabei viel gelernt.

Natürlich bleiben auch Fragen an den Autor offen: Mir ist unverständlich, warum die frühe Wertschätzung Melanchthons für Flacius so ungebrochen dargestellt und referiert wird (S. 70 mit Anm. 192), als ob es die seit 1984 bekannten quellenkritischen Probleme zu der hier herangezogenen Widmungsvorrede Melanchthons als Referenztext (Melanchthons Briefwechsel 5466 vom 1. März 1549) nicht gäbe. Diese Kritik trifft übrigens auch die von Ilić zitierte Edition dieses Texts in deutscher Übersetzung, in: Melanchthon deutsch, Band 4 (Leipzig 2012), S. 175–184. – Die Arbeit an „Clavis Scripturae Sacrae“ wird in diesem Buch nur kurz im Blick auf Vorwort und den Traktat von der Erbsünde gestreift. Die große Leistung, die in diesem zweibändigen Werk auf dem Gebiet der Bibelauslegung vorgelegt wurde, bleibt weit im Hintergrund. Das hätte in der Darstellung der Regensburger Phase einen Ort haben können. Stattdessen wird man für die infrage kommende Zeit nur über die polemischen Kämpfe informiert. In der kurzen Beschreibung der in der Geschichte viel zu wenig beachteten „Glossa Compendiaria“ von 1570 (S. 213–219) wird darauf dann knapp Bezug genommen. – Die Unterscheidung zwischen wichtig und weniger wichtig bei der herangezogenen Literatur ist immer eine persönliche Entscheidung. Da ließe sich an Randstellen durchaus diskutieren, ob nicht noch die eine oder andere Ergänzung sinnvoll gewesen wäre, weil sie Potential enthält, den Blicken in die Wirkungsgeschichte mehr Farbe zu geben (Beispiele: Die Wirkung der Kirchenordnung für Antwerpen in den Niederlanden und im nordamerikanischen Luthertum. Die Bezugnahme auf die status-confessionis-Frage im Kirchenkampf des Dritten Reiches über

von Hase und Bonhoeffer hinaus.). – Am Ende ein lächelnd beobachteter Tippfehler (S. 283): „www.falcius.net". Wenn man das Stichwort aufruft, erscheint die Frage auf dem Bildschirm: „Meinten Sie: www.flacius.net?" Ja, das war gemeint! **[1968]**

*Rudolf Keller*

Dingel, Irene / Leppin, Volker (Hg.): Das Reformatorenlexikon. Darmstadt: Lambert Schneider, 2014. – 304 S., geb., Lesebändchen, Abb. – ISBN 978-3650-40009-3.

Der Titel weckt bei einem Teil der Leserschaft Erwartungen, die nicht eingelöst werden: Verglichen mit Robert Stupperichs „Reformatorenlexikon" (Gütersloh 1984), das die Kurzbiographien von mehr als 300 deutschen und ausländischen Personen präsentierte, liefert „*Das* Reformatorenlexikon" quantitativ wesentlich weniger: 42 Porträts in 41 Artikeln. Und unter diesen findet sich ein gutes Dutzend Prominente wie Luther (Autor: Albrecht Beutel), Melanchthon (Heinz Scheible), Müntzer (Eike Wolgast), Zwingli (Peter Opitz), Bucer (Christoph Strohm), Calvin (Herman Selderhuis) oder auch Schwenckfeld (Mathieu Arnold), von denen eigentlich schon genügend kürzere und längere Darstellungen vorliegen. „Das Reformatorenlexikon" umfasst also nicht die Fülle seines im Titel bezeichneten Gegenstands, ist also nur sehr eingeschränkt ein Nachschlagewerk. Leider werden auch die Auswahlkriterien für die knapp 30 jedenfalls in Deutschland weniger bekannten Reformatoren nicht dargelegt. Thomas Kaufmann hatte in seinem Büchlein „Reformatoren" (Göttingen 1998), das 26 Namen angeordnet nach dem Geburtsjahr bietet, über den Begriff ausführlicher Rechenschaft abgelegt. Er bezeichnete seine Auswahl als „subjektiv" nach den Gesichtspunkten „einer überregionalen zeitgenössischen Wirkung bzw. einer intensiveren Rezeptionsgeschichte". „Das Reformatorenlexikon" strebt in seinen Artikeln auch nicht äußerste Prägnanz an, sondern bietet Porträts in Essayform (in einem Umfang von 5 bis 10 Seiten), was an die in den 1980er Jahren von Martin Greschat herausgegebene mehrbändige Reihe „Gestalten der Kirchengeschichte" erinnert. Nach Ansicht des Rezensenten wäre daher ein unbestimmterer Titel wie „Reformatoren Europas" zutreffender und weniger missverständlich.

Doch nun endlich das Positive: „Das Reformatorenlexikon" bietet in alphabetischer Reihenfolge prosopographische Essays, denen jeweils ein dreigliedriges Aufbauschema zugrundeliegt: Leben, Werk und Wirkung, Bibliographie. Unter den Vorgestellten finden sich auch Frauen, nämlich die beiden Publizistinnen Argula von Grumbach und Katharina Schütz Zell. Mit drei „Reformatoren" sind sowohl Italien (Bernardino Ochino, Lelio und Fausto Sozzini) und die Niederlande (Guy de Bres, Petrus Dathenus, Menno Simons) vertreten, mit je zwei England (Robert Barnes, William Tyndale), Siebenbürgen (Johannes Honterus, Valentin Wagner), Slowenien (Primus Truber, Pietro Paolo Vergerio der Jüngere) und Spanien (Casiodoro de Reina, Juan de Valdés). Dänemark (Peder Palladius), Finnland (Michael Agricola), Litauen (Andreas Volanus), Polen (Johannes a Lasco), Schottland (John Knox) und Schweden (Olaus Petri), Kroatien (Matthias Flacius) mit nur jeweils einem „Reformator". Die Reformation zeigte internationale Wirkung und ihre Protagonisten und Orte waren miteinander vernetzt, so dass der nationale Bezug nur einer der Aspekte ihrer Realität war. Das gilt auch für die oben genannten prominenten Reformatoren, aber etwa auch für Bugenhagen (Autor: Volker Gummelt), Andreas Osiander (Gerhard Müller), Heinrich Bullinger (Peter Opitz) oder Jakob Andreae (Volker Leppin).

Alle Autoren sind durch einschlägige Forschungen zu den von ihnen Porträtierten ausgewiesen. Z.B. hat Luca Ilić den Beitrag über Flacius verfasst. Die Artikel lassen sich allesamt gut lesen, sind allgemeinver-

ständlich und bieten so, jeder für sich, einen Zugang zur Reformation, die eben auch immer eine durch handelnde Personen geprägte Angelegenheit war. Das Werk ist also kein sprödes Lexikon, sondern ein biographisches Lesebuch der Reformation! Freilich: Das Desiderat eines wirklichen „Reformatorenlexikons", das auch die Protagonisten der dritten und vierten Reihe, also auch der Regionen und Kommunen flächendeckend erfasst und einer breiteren Öffentlichkeit vorstellt, bleibt weiter bestehen. Für die Reformatoren Frankens, Bayerns und Schwabens wird dies – so viel sei verraten – bald in Angriff genommen werden. Denn wer kennt schon z.B. die Reformatoren von Ansbach, Dinkelsbühl, Feuchtwangen oder Nördlingen: Rurer, Abel, Vogtherr, Wurzelmann, Kantz und Billican? Gerade aus regionalgeschichtlicher Perspektive erweisen sich ihre Biographien als hochinteressant und ihre Wirksamkeit schuf das Fundament, auf dem die Reformation sich ausbreiten und dauerhaft etablieren konnte. [**1969**]

*Wolfgang Huber*

## *1.4. 1648 bis 1806 (Nr. 1970)*

Fischer: Macht und Ohnmacht des frommen Mannes [Adam Struensee] (Lückel) (Nr. 1970)

**Fischer**, Ole: Macht und Ohnmacht des frommen Mannes. Religion und Männlichkeit in der Biographie Adam Struensees (1708–1791). Halle: Mitteldeutscher Verlag, 2014 (= Studien zur Geschichte und Kultur Mitteldeutschlands 2). – 446 S., kart. – ISBN 978-3-95462-129-3.

Eine große Herausforderung hat sich der Autor mit dieser Arbeit selbst gestellt, gab es doch bislang keine moderne Monographie über eine der wichtigen Gestalten des Halleschen Pietismus, der auch im Umfeld des sogenannten radikalen Pietismus wirkte. Der 1708 im brandenburgischen Neuruppin geborene Johann Adam Struensee wird oft mit seinem Sohn Johann Friedrich (1737–1772) verwechselt, der Leibarzt in Kopenhagen bei dem dänischen Regenten Christian VII. (1749–1808) wurde und für zwei Jahre die Regierungsgeschicke Dänemarks verantwortete. Unzählige Abhandlungen, Filme und Hörspiele sind über dessen Leben und vor allem seine Rolle als Dänemarks Aufklärer und Geliebter der Königin Caroline Mathilde von Hannover (1751–1775) und seine brutale Hinrichtung erschienen. Fischer untersucht in dieser am Fachbereich Philosophie der Universität Jena entstandenen Dissertation aus dem Jahre 2013 jedoch den Theologen Johann Adam Struensee.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, nähert sich Fischer hier mithilfe der mittlerweile gängigen und etablierten Genderforschung dieser außergewöhnlichen Person. Das ist ein interessanter Ansatz, der sich an der Schnittstelle vieler aktueller Fachrichtungen ansiedelt und ein durchaus differenzierteres Bild auf seinen Protagonisten zeichnen kann. In fünf Kapitel gliedert der Verfasser sein Buch, um diese breit gestreute Thematik zu bewältigen: Die umfangreiche Einleitung führt die Leserschaft in die Begrifflichkeit, den Forschungsstand und die Quellenlage ein, daneben erörtert er auch seine Herangehensweise zu dieser Untersuchung.

Das erste Kapitel (S. 70–112) überschreibt Ole Fischer mit „Religiöse Geschlechterordnung und fromme Männlichkeit". Er erörtert hier anhand einiger Schriften aus der Feder Struensees dessen individuelle Sicht auf Weiblichkeit und Männlichkeit.

Freilich werden auch andere zeitgenössische Pietisten und Theologen herangezogen, so z.B. Ludwig Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700–1760) und Johann Franz Buddeus (1667–1729). Fischer stellt die komplexe Semantik der beiden Geschlechter für das 18. Jahrhundert detailiert und erklärend dar, dennoch erschließen sich hier dem Rezensenten nicht alle Schlussfolgerungen luzid, die der Verfasser zieht.

Das zweite Kapitel (S. 113–211) wird mit „Berufung und Professionalität – Frömmigkeit in der männlichen Arbeitswelt" überschrieben. Hinter der Folie von Struensees Biographie versucht Fischer hier ein Muster zu erkennen und der Leserschaft deutlich zu machen, wie Struensee seine eigene Karriere als Pastor auf- und ausbaute bzw. „sein Streben nach dem Idealbild eines pietistischen Patriarchen" (S. 210) forcierte. Dieses Kapitel erscheint als das Herzstück der Arbeit Fischers, dem es gelingt, Struensee aus Sicht der Genderforschung zu interpretieren und zu verorten. Viele Gedankengänge, die der Verfasser hier anreißt, sind relevant und bieten weitere, vom Verfasser angezeigte Forschungsmöglichkeiten.

Dem „Privatmenschen" Struensee nähert sich Fischer im dritten Kapitel „Der demütige Patriarch – Adam Struensee im familiären Kontext" (S. 212–277). Er erörtert den Stand und die Rolle der lutherischen Pastoren im 18. Jahrhundert und bietet einen exemplarischen Einblick in ihre sozial-familiären Verhältnisse. Dass Struensee die Tochter des radikalpietistischen Mediziners Johann Samuel Carl (um 1677–1757) heiratete, ergibt noch einen weiteren interessanten Gesichtspunkt dieses Forschungsthemas. Er hatte sie während seiner kurzen Amtszeit im (reformierten) philadelphischen Berleburg kennengelernt. In diesem Kapitel geht Fischer auch auf den Aufstieg und jähen Fall seines Sohnes Johann Friedrich Struensee ein und schildert prägnant die Causa Struensee jun. erstmalig aus der Perspektive des Vaters. Eine spannende Recherche, die viele neue Ansätze bringt.

Das ausführliche vierte Kapitel („Fromme Brüder" und „grimmige Wölfe" – Vergemeinschaftung und Konflikte) bildet den umfangreichsten und aus kirchenhistorischer Sicht den wichtigsten Part der Arbeit (S. 278–394). Hier wird – endlich! möchte man sagen – die Biographie mit ihren interessantesten Teilbereichen aus dem Leben Struensees detaillierter dargestellt. Das gilt vor allem für seine Konflikte mit den Zeitgenossen. Der Verfasser beschreibt die innere Hin- und Hergerissenheit Struensees zwischen kirchlichem und außerkirchlichem Pietismus. Die Konflikte mit Johann Konrad Dippel (1676–1734), der philadelphischen Gemeinschaft in Berleburg und vor allem die Auseinandersetzungen mit Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und der Herrnhuter Brüdergemeine werden anhand zahlreicher Schriften ausgewertet und liefern so eine pointierte Analyse des Struenseeschen Denkmodells. Fischer formuliert als Fazit zu diesem Kapitel: „Im Hinblick auf die homosozialen Beziehungen wurde somit deutlich, dass Frömmigkeitspraktiken für Männer sowohl verbindend wirkten als auch Phänomene wie Ausgrenzung, Rückzug und Einsamkeit nach sich ziehen konnten." Dies lässt sich jedoch auch schon auf früher bestehende fromme Lebensformen und Gemeinschaften (monastische Tradition und Beginenwesen) beziehen; man denke beispielsweise an die gründlichen Untersuchungen des amerikanischen Historikers Bernard McGinn (The presence of God. A History of Western Christian Mysticism, Band 2, New York 1998, S. 134f.), der zu einem ähnlichen Ergebnis kam. Dennoch bringt Fischer hier viel Neues zu Struensee und das eben aus unterschiedlicher Betrachtungsweise. Einige neue Mosaiksteine zur Lebensgeschichte hat er entdeckt und sorgsam in die Biographie eingearbeitet, nicht zuletzt die besondere Bedeutung von Johann Franz Buddeus, den er als den wichtigsten Lehrer Struensees identifizieren konnte.

Im abschließenden Kapitel „Entwicklungen, Brüche, Widersprüche: Ein Fazit"

(S. 395–404) unterstreicht der Autor noch einmal seine These, dass der Bedeutungsverlust der Frömmigkeit für das 18. Jahrhundert signifikant war und gerade auch Struensee damit zu kämpfen hatte, wie deutlich doch die Abhängigkeit von Religion und Männlichkeit war und sich hier doch – durch die Aufklärung bedingt – neue Normen und Werte ergaben.

Den Schluss dieses Buches bildet ein umfangreiches Abkürzungs-, Quellen und Literaturverzeichnis. Es fehlen allerdings – dies schmälert den Wert des Buches ungemein – die Register für Personen und Orte!

Ole Fischer hat mit diesem Werk über Adam Struensee eine anregende Studie vorgelegt, die sich mit einer eminent wichtigen Person der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts beschäftigt, die an vielen unterschiedlichen Orten wirkte, u.a. in Mitteldeutschland, Westdeutschland und Norddeutschland. Den Reiz dieser Untersuchung machen mehrere Dinge aus: zum einen ist es die Neugier auf eine bisher viel zu wenig beachtete Person aus dem Zeitalter des Pietismus, zum anderen ist es sein spezieller Zugang über den der Genderforschung.

Das führt allerdings auch zu gewissen Problemen in dieser Arbeit: Es wäre m.E. sachgemäßer gewesen, die Biographie Struensees gesondert voran zu stellen und sie nicht durch die Kapitel 2 bis 4 mit den Analysen unter der Fragestellungen der Genderforschung zu verschmelzen. Der Zugriff auf die Biographie wird so ungemein erschwert. Ist man vor allem an ihr interessiert, zwingt das Fehlen der Register dazu, sich durch allerlei Exkurse und fraglos wichtige Erörterungen durchkämpfen zu müssen. Immerhin gelingt es Fischer durchaus, in den einzelnen Kapiteln Spannung aufzubauen und den Leser für das Leben Adam Struensees zu faszinieren. Gelegentlich vermisst man das Eingehen auf theologische Fragestellungen, Fischers Studie ist freilich keine theologische Dissertation. Doch hätten wenigstens einige Versatzstücke aus Struensees Schriften noch wunderbar ausgewertet werden können, beispielsweise Struensees Vorwort zu Johann Arndts Wahrem Christentum (Halle 1760), wo er im Vorwort explizit auf die Frage des Tausendjährigen Reiches eingeht (S. 13–15). Ebenso wäre es eine reizvolle Aufgabe gewesen, die zuerst im Druck erschienene Predigt Struensees aus Berleburg (Jesus, der Zerstöerer des Reichs der Finsterniß, Fuer uns, und in uns, in einer oeffentlichen Predigt am monatlichen Buß-Tage, den 7. Februar 1731 in der Berleburgischen Stadt-Kirchen vorgestellet, Halle 1733) theologisch einzuordnen und eventuell mit späteren Predigten zu vergleichen.

Diese kritischen Anmerkungen sollen aber den Wert der Arbeit nicht herabsetzen. Seiner Zielsetzung wird Ole Fischer weitgehend gerecht, erweitert er doch den Horizont zur Forschung Struensees erheblich. Seine besondere Perspektive, die Person im Rahmen der Genderforschung neu zu entdecken, ist ein achtbarer Zugewinn – gerade unter dem Aspekt der interdisziplinären Forschung zum Pietismus. Freilich gilt aus theologisch-kirchenhistorischer Sicht, dass mit dieser Studie noch kein Schlusspunkt zu Struensee gesetzt ist. Ein besonders erfreulicher Aspekt ist die lesefreundliche Version des Drucks, weil nämlich von der überkommenen einzeiligen Version auf den viel angenehmeren amerikanischen Standard 1,15 umgestellt wurde. Wer sich intensiver mit Adam Struensee beschäftigen will, kommt an dieser neuen Arbeit nicht mehr vorbei!

[1970]

*Ulf Lückel*

## *1.5. 19. / 20. Jahrhundert / Zeitgeschichte (Nr. 1971–1977)*

Kaminsky: Innere Mission im Ausland [Kaiserswerther Diakonie] (Blaufuß) (Nr. 1971) – Vorländer: Kirche in Bewegung. Die Geschichte der evangelischen Mission in Bayern (Reiner / Blaufuß) (Nr. 1972) – Strehlow: The tale of Frieda Keysser [und Carl Strehlow]: an historical biography (Blaufuß) (Nr. 1973) – Egelkraut: Liebenzeller Mission und Nationalsozialismus (Gronauer) (Nr. 1974) – Weiß: Kulturkatholizismus. Katholiken … 1900 bis 1933 (Unterburger) (Nr. 1975) – Ludwig / Thierfelder (Hg.): Evangelisch getauft. Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des NS (Zeiß-Horbach) (Nr. 1976) – Greschat: Der Protestantismus in der BRD (1945–2005) (Wolf) (Nr. 1977)

**Kaminsky**, Uwe: Innere Mission im Ausland. Der Aufbau religiöser und sozialer Infrastruktur am Beispiel der Kaiserwerther Diakonie (1815–1975). – Stuttgart: Franz Steiner, 2010 (= Missionsgeschichtliches Archiv 15). – 278 S., Abb. – ISBN 978-3-515-09687-4.

Auch noch spät darf auf die vorliegende Arbeit zur Auslandsarbeit eines der großen deutschen Diakoniewerke (Kaiserswerth) hingewiesen werden: sie umfasst im Nahen Osten eine Region höchsten derzeitigen Interesses, ist quellenmäßig sehr gut fundiert und richtet den Blick auf 125 Jahre – wenn auch mit Schwerpunkt 20. Jahrhundert (S. VI Reihen-Herausgeber, S. 14 Verfasser).

Drei unterschiedlich gewichtige Teile führen forschungs- (Teil I) und quellenorientiert durch eineinviertel Jahrhundert Auslandsarbeit im „Orient". Zunächst werden die Aktivitäten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch ‚Porträts' von sieben Wirkungsstätten rekapituliert – vornehmlich aufgrund vorhandenen Schrifttums. Der Abbruch der Tätigkeiten im und nach dem Ersten Weltkrieg bildet den Schwerpunkt des zweiten Teils. Die Gefährdung von Besitz (Liegenschaften) und der drohende Verlust von Mitarbeiterinnen (Diakonissen!) führten zu zum Teil auch hohen persönlichem Einsatz Betroffener. Selbstverständlich bedeutete die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland erhebliche Rückwirkungen auf die Arbeit in Beirut, Kairo, Alexandria, Istanbul, Jerusalem (S. 91–134).

In der Zeit von 1945 bis 1975 gingen entscheidende Modernisierungsschübe nicht spurlos an der Kaiserswerther Auslandsarbeit vorüber. Kirchliche Großorganisation wie der Lutherische Weltbund und ebensolche übergreifende sozialdiakonische Werke wie ‚Brot für die Welt' kamen ins Spiel, auch um politische, rechtliche, aber auch finanzielle Stabilisierung der Arbeit zu gewährleisten. Indes partizipierte Kaiserswerth selbstredend an dem Schwund religiös-konfessioneller Prägung und Motivation der Mitarbeiterschaft. Die „Schere zwischen schrumpfendem konfessionellem Milieu einerseits und expandierenden Mitarbeiterzahlen konfessioneller Einrichtungen andererseits" war eine Folge eines gewaltigen Ausbaus des westlichen Sozialstaates (S. 19).

Der auch hierdurch vorbereiteten „Krise der Kaiserswerther Diakonie" samt dem ihr folgenden Ende der Arbeit auf den Auslandsfeldern gilt ein resümierender vierter Teil (S. 243–249). Voraufgehend werden exemplarisch die Probleme etwa der Krankenhausarbeit in Istanbul thematisiert – bis dahin, dass ‚billige' deutsche Diakonissen den Verlust von nach Deutschland mit besserem Verdienst abwandernden weiblichen Mitarbeiterinnen nicht mehr ausgleichen konnten (S. 220–231, bes. S. 229). Aber auch ein Beispiel aufopferungsvoller Tätigkeit einer ‚Missionsdiakonisse' markiert den verpassten Schritt weg von einem „traditionell-paternalistischen Missionsverständnis" (S. 233–237; speziell S. 234, S. 237, S. 241).

Die Arbeit bedeutet einen realen Fortschritt durch die zugrundeliegende Erschließung eines großen Aktenmaterials in Kaiserswerth, kontextualisiert mit Beständen in Berlin (vielfach), Jerusalem und London (S. 17), sie verzichtet auf Klischees der Missionsgeschichtsschreibung (Kulturkolonialismus u.ä.), beachtet die nötige Distanz zum Gegenstand, berücksichtigt völlig zurecht das unlösliche Ineinander von Innerer, Äußerer Mission und Diakonie (unter Absehung hier erheblicher theologischer Gesichtspunkte) und wahrt schließlich den kritischen Blick auf Gründe für das Ende der Auslandsarbeit als „Bildung einer kulturellen […] Infrastruktur im Ausland". Darstellung hat Vorrang vor interpretatorischen Schnellschüssen! Für die Zwischenkriegszeit bahnt das Buch geradezu den Abschied von der Abwertung dieser Phase als Zeit eines Niedergangs Kaiserswerths an. Einschlägigen komparatistischen Studien z.B. für Deutschland und Nordamerika (etwa Liebenberg, Diakonissen für Amerika, vgl. ZBKG 2013, Nr. 1861, und Cheryl Naumann, In the Footsteps of Phoebe […], St. Louis 2009) empfiehlt sich Kaminskys Studie. [**1971**]

*Dietrich Blaufuß*

**Vorländer, Hermann**: Kirche in Bewegung. Die Geschichte der evangelischen Mission in Bayern. Neuendettelsau: Erlanger Verlag für Mission und Ökumene, 2014. – 328 S., brosch. – ISBN 978-3-87214-546-8.

Das Buch könnte auch ein Handbuch und Führer durch das komplizierte Geflecht der Beziehungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zu großen und kleinen lutherischen Kirchen, aber auch anderen Religionsgemeinschaften in der weiten Welt sein. Die Geschichte dieser Beziehungen wird von ihren Anfängen bis in die Gegenwart verfolgt. Als langjähriger Direktor des Missionswerkes „EineWelt" in Neuendettelsau kann der Verfasser aus einem Insiderwissen schöpfen.

Ein erster umfangreicher Teil (S. 15–239) geht auf die Entstehung und Geschichte des Missionsgedankens in Bayern ein. Missionsfreunde hatten mit manchen Widerständen vonseiten des lutherischen Oberkonsistoriums zu kämpfen, das seinerseits von der Bayerischen Krone abhängig war. Erst Anfang 1843 gestattete Maximilian von Bayern die Errichtung eines protestantischen Missionsvereins. Waren die ersten Missionskreise mehr oder weniger Unterstützerkreise der Baseler Mission (Ausnahme: Hersbrucker Mission), so entstand durch die Arbeit von Wilhelm Löhe und Friedrich Bauer das Zentrum für Mission in Neuendettelsau, die Keimzelle des heutigen Missionswerkes.

Aus der Ausbildungsstätte für „Nothelfer der Lutherischen Gemeinden in USA", die das Versinken der Lutheraner im dortigen Konfessionsgemisch verhindern sollten, ist vor allem durch Friedrich Bauer das Missions- und Diasporaseminar erwachsen. Die „Gesellschaft für Innere Mission […]" wurde so zur Missionsgesellschaft. Ihr Wochenblatt, „Der Freimund", hielt auch die Verbindung zu den missionsinteressierten fränkischen Gemeinden und Familien aufrecht. Die Leser standen der Weimarer Republik zum Teil skeptisch gegenüber und sehnten sich nach dem Bismarckreich zurück. Dass das der Boden auch für nationalistische Tendenzen war, verwundert nicht, wenn aber Wolfgang Sommer auch judenkritische Aussagen findet und deshalb den „Freimund" als Wegbereiter des späteren nationalsozialistischen Antisemitismus sieht (S. 57), so bedarf das wohl der Korrektur. Wer die alten lutherischen Dogmatiker nur ein wenig kennt, weiß, dass dort immer wieder Kritik am Judentum auftaucht, weil die Juden Jesus Christus als Erlöser ablehnen. Dazu kamen regelmäßig kolportierte Berichte über polemische und feindselige Aussagen gegen Christus und das Christentum im Talmud. Die alten Dogmatiker sahen darin eine noch andauernde Verstockung

Israels, die aber mit der Wiederkunft Christi beendet sein würde. Der „Freimund" hatte wohl eine gleiche Position. Damit soll keineswegs geleugnet werden, dass es später auch in der Missionsgesellschaft Nazis gab. Auf Druck der amerikanischen Militärregierung wurde deshalb 1945 Missionsdirektor Dr. Eppelein entlassen (S. 71), obwohl er Mitglied der „Bekennenden Kirche" war. Im Übrigen sind in Neuendettelsau vielen die Augen aufgegangen, als man Behinderte aus den Heimen der Diakonie als „lebensunwertes Leben" abtransportierte.

In den fränkischen Gemeinden wurde die Neuendettelsauer Mission immer mehr mit der Neuguinea-Mission identifiziert, obwohl auch weiterhin Mitarbeiter in andere Länder, vor allem Afrika, Brasilien und die Ukraine ausgesendet wurden.

Im Jahr 1971 wurde in Bayreuth dann das Missionswerk der bayerischen Landeskirche gegründet. Aus der frei aus Gaben finanzierten Mission wurde so das Missionswerk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, die nun auch die Gehälter der Mitarbeiter und sonstige ausgaben übernahm. Vor allem unter Direktor D. Horst Becker wurde Neuendettelsau dann zum Zentrum der vielfältigen Beziehungen zu großen und kleinen lutherischen Kirchen in aller Welt. Zu solchen vielfältigen Kontakten zu den Lutheranern in diesen Ländern führten auch vom Rezensenten durchgeführte erste Süd-Südseminare (Pfarrer aus Papua-Neuguinea, dem Pazifik und aus Afrika) und Ostasien-Seminare (Pastoren aus Korea, China und Japan) unter dem Titel „Theologie Luthers im Lande Luthers". Ein großer Gewinn war es, dass zu den traditionellen Kontakten nach Südamerika seit der Jahrtausendwende auch die Beziehungen zu den lutherischen Kirchen Zentralamerikas gewachsen und immer intensiver geworden sind (San Salvador, Nicaragua, Costa Rica und Honduras).

Im zweiten Teil des Buches „Schwerpunkte und Entwicklungen in der Bayerischen Missionsarbeit im 20. Jahrhundert" (S. 241–287) wird über die konkrete Arbeit des Neuendettelsauer Missionszentrums in Übersee berichtet, aber auch die dahinterstehende Missionstheologie wird untersucht. Vor allem das Buch „Missio Dei" von Georg F. Vicedom (S. 244) hat die Theologie, aus der heraus Mission betrieben wurde, seit den 60er Jahren stark geprägt. Die Hauptthese des Buches lautet zusammengefasst etwa so: Nicht Menschen treiben Mission, sondern Gott selbst ist Begründer und Durchführer der Mission. Er hat seinen Sohn gesandt, um die Welt heimzuholen, und diese Sendung geht weiter. Die Menschen sind nur Mitstreiter.

So hilfreich und befreiend diese Position für das Selbstverständnis der Missionare war, es ist nötig, hier (auch gegen Vorländer) Kritik zu üben. Das theologische Konzept der „Missio Dei" ist nämlich stark von Karl Barth beeinflusst. Und für Barth ist Religion „der frevelhafte Versuch, sich Gottes zu bemächtigen". Christentum aber ist keine Religion, sondern Offenbarung ‚senkrecht von oben'. Eine solche Position verunmöglicht nicht nur jedes ernsthafte Gespräch mit anderen Religionen, es verbietet auch die Rückfrage nach der eigenen christlichen Religion. Die Religionen sind so verstanden etwas zu Überwindendes. Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt in anderen Religionen wird gar nicht mehr gestellt. Ob Gott auch schon eine Geschichte mit den Heiden hat und ob es so etwas wie eine Uroffenbarung gibt, danach auch nur zu fragen, wird als absurd abgetan. So wurde das Konzept der „Missio Dei" zum Antrieb für eine Mission, die nicht mehr nach den Voraussetzungen im Denken und Fühlen der zu missionierenden Völker fragte. Mit anderen Worten: Statt Austausch nur einseitige Überstülpung der eigenen Glaubensauffassungen. Kein Wunder, dass eine spätere Generation den Missionaren Neokolonialismus und Rechthaberei vorwarf.

Im Verlauf seiner Ausführungen kommt Vorländer auch auf das Schicksal der in Australien internierten Missionsfamilien zu sprechen (S. 154–158). Er weist darauf hin,

dass es auch dort Nazis gegeben habe, die sich auch regelmäßig getroffen hatten. Der Rezensent kann dies aufgrund von Zeitzeugen-Berichten bestätigen. Man muss dazu aber folgendes wissen: Informationen aus Deutschland gab es so gut wie gar nicht. Selbst Briefe von Verwandten aus Deutschland waren sehr vorsichtig formuliert, weil man Grund hatte zu fürchten, sie würden von der deutschen Post zensiert und die Verfasser denunziert. Auch Vicedom hat seinen kritischen Brief ins Lager erst nach dem Zusammenbruch geschrieben (S. 78). Und das was man in australischen Zeitungen las, hielt man für Kriegspropaganda. Dem Rezensenten ist berichtet worden, wie Missionar Hans Streicher verächtlich eine Zeitung zuklappte und sagte: „Im ersten Weltkrieg sollen unsere Soldaten belgische Kinder geschlachtet und gegessen haben, und jetzt behaupten sie, wir vergasten die Juden." Es ist richtig, dass nur Missionare, die keine Nazis waren, nach dem Krieg wieder nach Neuguinea durften. Aber jedem, ob Nazi oder nicht, wurde die australische Staatsangehörigkeit angeboten. Als Gustav Bergmann gefragt wurde, ob er Nazi gewesen sei, antwortete er: „Nein". Und auf die Nachfrage, ob er das beschwören würde, sagte er ebenfalls „nein". Und auf die Frage „Warum nicht?" antwortete er: „Die Frage ist mir nicht wichtig genug." Das stand in den Zeitungen, aber man ließ ihn dennoch nach Neuguinea. Vermutlich standen die Amerikaner hinter dem Einreiseverbot für ehemalige Nazis.

Weitere Kapitel dieses Teils wie Mission und Partnerschaft, Geld, Entwicklungsdienst, Kolonialismus, Kultur, interreligiöser Dialog, Missionsland Deutschland, Diakonie (S. 258–288) belegen die vielfältigen Aktivitäten des Missionswerkes heute. Schon die Überschriften zeigen, wie sehr die Beziehungen zu den ehemaligen Missionskirchen sich gewandelt haben zu einem Geben und Nehmen auf Augenhöhe.

Trotz einiger kritischer Bemerkungen ist das Buch eine wichtige und gelungene Neuerscheinung. Sein Charakter als Führer durch ein enges Netzwerk wird unterstrichen durch einen Anhang mit Namen, Jahreszahlen, Kirchen aller Kontinente und Namen wichtiger Personen und ihrer Ämter, sowie gängiger internationaler Abkürzungen. **[1972 a]**

*Hermann Reiner*

Zur Ergänzung seien (in Absprache mit dem Rezensenten Hermann Reiner) einige weitere inhaltliche und formale Bemerkungen angefügt.

Der Titel des Buches ist 1968 (durch Erich *Beyreuther*) und 1977 (durch Hartmut *Schmidt*) bereits verwendet – freilich Löhe abgelauscht. Der Untertitel hätte den behandelten Schwerpunkt der „in Bayern" organisierten Mission, die Neuendettelsauer Organisation (neben zehn weiteren; S. 107–125) nennen können.

Beginnt wirklich „mit August Hermann Francke […] die Geschichte der protestantischen Mission in Deutschland" (S. 15)? In Neuendettelsau wusste man zu *Löhes* Zeiten von der weit frühere Zeiten betreffenden Missionsgeographie Philipp Nicolais (Drei Bücher von der Kirche", Neuedition Neuendettelsau 2006, S. 78,2 mit Anm. 4 Nachweise zur Rezeption). Werner Elerts „Morphologie des Luthertums" (I, 1931, Kap. 28) enthält im Missionskapitel zum 16./17. Jahrhundert sehr Bedenkenswertes.

Für die Neuendettelsauer Mission in der Zeit des Nationalsozialismus besteht ein Überhang an Umfang (S. 53–79; demgegenüber nur knapp vier Seiten für den Zeitraum 1945 bis 1972): ein auch als Handbuch beurteiltes Werk lebt auch von angemessenen Umfängen der Kapitel. Auch hat Vorländer zur Sache bereits votiert (blick in die welt 2011/Heft 3). Sodann hätte man sich einen vergleichenden Blick in weitere „Missionsorganisationen in Bayern" (S. 107–125) denken können (S. 126 „Nordamerika" hat sich hierher verirrt).

Wolfgang Sommers einst größerem Zusammenhang zugedachter *Beitrag* über die Zeitschrift „Freimund" (ZBLG 2013,

S. 809–882) hat dieses erstaunlich verbreitete Organ der „Gesellschaft für Innere (und Äußere) Mission im Sinne der lutherischen Kirche" ausdrücklich gerade *nicht* „analysiert" (gegen S. 57), sondern von ca. 1918 bis 1941 beschreibend abgeschritten (nachgewiesen wird Sommers Text erst über 200 Seiten später!) – und dies *nur für eine Sparte* dieses Wochenblattes, was das Urteil zum „Freimund": „insgesamt [?] dem Regime gegenüber freundlich gesinnt" (S. 270), nicht zulässt.

Kann man das Verhältnis W. *Löhe* – F. *Bauer* unter den Stichwörtern „Initiative" und „Ausführung" beschreiben (S. 39; im Anschluss an Literatur)? Vorländer übergeht rücksichtsvoll auch hier manches inzwischen bekannte Detail von Spannungen zwischen beiden großen Neuendettelsauern – wie das auch für Johannes *Deinzer* und Karl *Steck*/Friedrich *Eppelein*/Adam *Schuster* zu zeigen wäre. Wie kommt es zur Verfasserzuweisung des S. 23 zitierten Textes an Löhe? Intensive Forschung (Curt *Schadewitz*, aber v.a. Christian *Weber*) weiß ausdrücklich nichts davon. (Hier krass der unverständliche Zitatnachweis; gemeint ist: NN: Gibt es keine Theologen für Nordamerika? In: *Kirchliche Mittheilungen aus und über Nord-Amerika 10, S.* [!] *1844.* [recte:] 2, 1844, Nro. 10, Sp. [4]–[6], hier Sp. [6]) (nur das *hier kursiv* Gesetzte bei Vorländer).

Ärgerlich ist der wiederholte Hinweis, Löhe habe einen „Vorschlag zu einem lutherischen Verein[!] für apostolisches Leben" „veröffentlicht" (S. 107; S. 249, Anm. 12; auch S. 84, Anm. 138). Genau das tat ihm erst Klaus *Ganzert* 1954 an, und das war auch 1999 noch Stand der Kenntnis. Inzwischen ist klar: Gewiss wohlmeinende Freunde haben im Herbst 1848 die nicht geringe „vereins"-kritische Einstellung Löhes (gar mit ein wenig ‚Druck'?) zu nutzen gewusst und für die Veröffentlichung (nicht nur) eine Titeländerung herbeigeführt – in der 2011 erschienenen kritischen Edition des „Vorschlags zur Vereinigung lutherischer Christen […]" (S. 11,1 Apparat; S. 149–151; S. 152–159) ist dies leicht zugänglich nachgewiesen. (An die Stelle der angegebenen Quelle „Jubiläumsschrift der *Gesellschaft* von 1999" [so unauffindbar, meint „Aufbruch aus Tradition – 150 Jahre Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche – Presse-Informationen –"; ungedruckt] könnte veröffentlichte Literatur treten.)

Gerade weil nicht ein wissenschaftliches Lesepublikum im Blick ist, sind Übersichtlichkeit, Eindeutigkeit, Klarheit, wissenschaftlich verantwortete Mitteilungen besonders wichtig und notwendig. Hier kann in einer neuen Auflage oder einer Übersetzung gut einiges nachgearbeitet werden. Viel geholfen ist mit der Zuordnung der Kontinente-/Länder-Steckbriefe („Chronologien"; S. 295–314) zu den Passagen, in denen die Kontinente/Länder jeweils behandelt sind. Ein Sachregister sollte nicht fehlen.

Und ganz wichtig ist ein Schrifttumsverzeichnis. Das gibt schnellen Einblick in verwendete Literatur (Georg *Pilhofer* etwa scheint stark genutzt zu sein). Vollständige, korrekte Nennung würde *Mroßko 1986* (übrigens mit einem langen Untertitel und der Kennzeichnung „Maschinenschrift") als *Veröffentlichung des Missionskollegs im Missionswerk*[!] der ELKB (73 S.) und in der BSB München und in der UB Erlangen entleihbar nennen, *Kittel* 2000 als für Westmittelfranken 1918–1936 wichtig kennzeichnen und bei *Mensing* 2001 (3.Aufl.) nicht den auf die ELKB verweisenden Untertitel fortlassen – um nur drei Beispiele zu nennen (S. 56 Anm. 78). Auch würde der Leser bei Kurztitelnennungen immer zielsicher an die angegebene Literatur gelangen und nicht wie z.B. S. 269, Anm. 36 alleingelassen auf die ‚weite Reise' (hier nach S. 56, Anm. 78) geschickt werden. Vollständigkeit ist selbstredend unmöglich. Das Löhe-Literaturverzeichnis Roland *Liebenberg*s von 2011 z.B. verzeichnet an die 50 Titel! Der wichtige Bericht zur problematischen Schließung des Missions- und Diasporaseminars (S. 87–90) aus der Feder Oswald *Henke*s ist publiziert und nicht nur „im Besitz des Vf."

(S. 90, Anm. 147; Concordia 1985:3, S. 13–33 und 64, Titel des hochreflektierten Aufsatzes; Zitat 16a; s. schon ebd. 1985:2, S. 32–33). – Vorstellung des Inhaltes verdienen mehr Sammelbände als nur der vom Verfasser mitherausgegebene Reader zu Friedrich Bauer (mit z.T. Drittdrucken; S. 32–33). Zu der 1914 bis 1995 erschienenen Neuendettelsauer Vierteljahresschrift „Concordia" sind die Angaben hinsichtlich Erscheinungszeitraum, Redakteuren und Zielgruppe fehlerhaft (S. 38 und 108).

Solche – nochmals: als Randbemerkungen zu verstehenden – Hinweise können hier nicht vollständig ausgebreitet werden. Gegenüber Äußerlichkeiten waltet Nachsicht: So ist nur der Text der Darstellung, nicht aber der der Fußnoten im Blocksatz gedruckt. Auch scheinen die Bilder nicht immer in der bestmöglichen Qualität wiedergegeben (S. 139, S. 146, S. 269 u.ö.). Schwererwiegend sind unterlassene Präzisierungen und vorenthaltene Nutzungshilfen. Zu korrigieren aber sind Irrtümer verschiedener Art. Jeder Verweis als solcher mag gering erscheinen. In der Summe indes könnte ihre Beachtung das Werk schon ein Stückchen verlässlicher, ‚runder', beständiger gemacht haben. Allgemein interessierte Leser werden ja durch höchst präzise, korrekte Informationen nicht belastet! Das Thema der von (Bayern) Neuendettelsau ausgegangenen Missionsbemühungen seit dem 19. Jahrhundert ist es wert. [**1972 b**]

*Dietrich Blaufuß*

Strehlow, John: The tale of Frieda Keysser. Frieda Keysser & Carl Strehlow. An historical biography. Investigations into a forgotten past. [Volume] 1: The tale of Frieda Keysser. 1875–1910. London: Wild Cat Press, 2011. – XXXII + 1198 S., [52] Bl., geb., Leinen, zahlreiche Abb. – ISBN 978-0-95675580-3.

Dies Buch kann man nicht (kurz) rezensieren – es bedürfte eines gründlichen Rezensionsaufsatzes. Der liegt vor aus der Feder des guten Kenners der Missionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Hartwig F. Harms, in: Jobst Reller (Hg.): Frauen und Zeiten. Frauen in der Hermannsburger Mission […]. Münster 2013, S. 147–158. Hier soll und kann auf das schon 2011 erschienene Buch Strehlows noch aufmerksam gemacht werden, auch weil es für „Die Geschichte der evangelischen Mission in Bayern" (H. Vorländer 2014) in vielen Details höchst einschlägig ist.

Der Titel sagt weniger als geboten wird: Die Missionars(-Doppel!)-Biographie ist so „detailfreudig und genau" wie schwerlich sonst eine. Offiziell über des Verfassers (* 1946) Großmutter Frieda, ist es „auch eine komplette Biographie des Großvaters Carl Strehlow" (so H. F. Harms, privat). Auch thematisch greift das Werk weit aus in die Familiengeschichte Frieda Keysser (1875–1957), der Schwester Christian Keyssers, und der Strehlows – beide Familien mit vielen Problemen (z B. nur der Entfremdung von Kindern – Eltern) belastet. Insgesamt liegt eine Geschichte der Mission von Hermannsburg [II]/Australien vor, die Station 1877 gegründet, ab 1894 von Carl Strehlow geleitet († 1922). (Die Nachfolger waren 1926 bis 1962 Friedrich und Minna Albrecht.) Die 27 Jahre auf einer Missionsstation mit 2000 km Entfernung vom nächsten Arzt und Zahnarzt, hier sechs Kinder geboren – ohne Arzt und Hebamme: das sind Bedingungen, die heute schwer vorstellbar sind.

Wichtig ist hier der Hinweis auf höchst ‚bayerische' Bezüge – ob es sich um eine eigenes Kapitel zu Johannes Deinzer handelt (mit einem bislang unbekannten Bild des Toten im offenen Sarg) oder um vielfältigen Bezug auf Löhe, Flierl I und II usw. Auch zu Hermannsburg [I], später Bethesda, findet man manches – immerhin Flierls I erste Wirkungsstätte. Das Werk muss in jeder Darstellung der bayerischen Missionsgeschichte seinen Platz, seinen Niederschlag finden!

Ein dreifaches: Frieda Keyssers Beitrag zur Stärkung des Überlebenswillens der

Aborigines im Umfeld von Hermannsburg [II] wird hoch veranschlagt. Carl Strehlow, der Leiter der Mission, hat sich auch um den Fortgang der ethnologischen Forschung verdient gemacht. Und zuletzt ist das Werk mit vielen guten Eigenschaften anglikanischer Publikationen versehen: knappe Darstellung im einzelnen, zurückhaltender Endnotenapparat und eine Fülle von Erschließungshilfen (Index ohne Seitenhalden, sondern mit Kurznotiz des jeweiligen Inhalts; Abbildungen; Karten; Zeitleiste; Kurzviten, usw.).

Das Buch möge im Kontext weiterlaufender Strehlow-Forschungen gesehen werden: Anna Kenny, Andrea Badenhauer, Maria Veber, Ortrud Gutjahr, David Moore seien genannt. Ein 1991 ins Leben gerufenes *Strehlow Research Center* in Alice Springs verdankt sich v.a. dem Erbe des Vaters des Verfassers, Ted Strehlow, einem bedeutenden Anthropologen in Australien. John Strehlow arbeitet nach 18 Jahren Recherche etc. für Band I weiter an Band II über 47 bzw. 12 Jahre von Frieda und Carl Strehlow.

[**1973**]

*Dietrich Blaufuß*

Egelkraut, Helmuth: Die Liebenzeller Mission und der Nationalsozialismus. Eine Studie zu ausgewählten Bereichen, Personen und Positionen. Mit einer Stellungnahme des Komitees der Liebenzeller Mission. Berlin – Münster – Zürich – London: LIT Verlag, 2015 (= Reihe: Interkulturalität & Religion / Intercultural & Religious Studies. Liebenzeller Impulse zu Mission, Kultur und Religion 3). – 531 S., kart. Abb. – ISBN 978-3-643-12980-2.

Nach Erscheinen dieser Studie ist klar: Die Geschichte der „Liebenzeller Mission“ (LM) muss neu geschrieben werden. Die 1899 als deutscher Zweig der „China-Inland-Mission“ entstandene Vereinigung wurde 1906 unter dem gegenwärtigen Namen zu einer rechtlich selbstständigen Missionsgesellschaft, die bis heute ihrer pietistisch-evangelikalen Prägung treu geblieben ist. Sitz ist das baden-württembergische Bad Liebenzell. Der 1933 innerhalb der LM gegründete „Liebenzeller Gemeinschaftsverband“ (LGV) wurde Anfang der 1990er Jahre juristisch ausgegliedert, ist aber nach wie vor eng mit der LM verbunden. Zum LGV trat zwischen den 1930er und 1950er Jahren eine Reihe von „Landeskirchlichen Gemeinschaften“ im westlichen Bayern bei (Colmberg, Dinkelsbühl, Ebern, Feuchtwangen, Heidenheim am Hahnenkamm, Neu-Ulm, Nürnberg, Oettingen, Wassertrüdingen und Weidenbach), weil diese schon vorher die LM unterstützt hatten. Der Einfluss der LM reichte also auch in die bayerische Landeskirche hinein.

In einer mir vorliegenden Jubiläumsschrift aus dem Jahr 1974 wurde die Rolle der LM während der NS-Zeit noch so zusammengefasst: „Unser Liebenzeller Werk selbst blieb in dieser Zeit der Verwirrung und Verführung in seiner geistlichen Substanz bewahrt“ (Wilhelm Steinhilber: In aller Welt am Netz. Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum der Liebenzeller Mission, Bad Liebenzell 1974, S. 46). Bis vor kurzem lebten Mitarbeiter und Freunde der LM in dem beruhigenden Bewusstsein, dass die eigene Missionsgesellschaft ohne große Verstrickung durch die NS-Zeit gekommen wäre. Doch dieses Bewusstsein basierte darauf, dass die Vergangenheit entweder verharmlost (wie in obigem Zitat) oder ganz totgeschwiegen wurde. Vor mir liegt auch eine Festschrift anlässlich „75 Jahre Liebenzeller Gemeinschaftsverband“ aus dem Jahr 2008. Obwohl die Gründung des LGV gerade im Schicksalsjahr 1933 erfolgt war, ging die Jubiläumsschrift mit keiner Silbe darauf ein, wie sich der Verband zum NS-Staat verhielt.

Diese Situation erschien dann auch dem Komitee der LM unerträglich. Im Jahr 2012 beauftragte es den Theologen im Ruhestand Helmuth Egelkraut, die noch unsortierten Archivalien zu sichten und daraus die Rolle der LM während der NS-Zeit zu eruieren.

Der 1938 im unterfränkischen Hofheim geborene Egelkraut hatte einst selbst am Theologischen Seminar der LM studiert und wurde in den USA mit einer neutestamentlichen Arbeit promoviert. Nach einigen Jahren Dozententätigkeit in Bad Liebenzell lehrte er ab 1990 an der „Akademie für Weltmission" in Korntal. Obwohl Egelkraut ein Insider ist, wussten vor der Begutachtung der Archive weder er noch das Komitee der LM, auf welche Details man da stoßen würde. Deshalb ist es den Verantwortlichen der LM hoch anzurechnen, dass sie selbst die Initiative zur Aufarbeitung ergriffen haben. Das Buch „ist keine rein akademische Arbeit" (S. 28), räumt Egelkraut bereits zu Beginn ein. Deshalb nimmt er für sich Freiheiten in Anspruch, die in der Fachwelt nicht üblich sind, wie das häufige Zitieren aus Wikipedia, die inhaltliche Redundanz oder das Einordnen der aufgedeckten Erkenntnisse in einen dezidiert theologisch-geistlichen Rahmen. Seine primären Adressaten sind ja auch die Mitarbeiter der LM heute.

Egelkraut vergleicht die Haltung der LM zur NS-Ideologie mehrmals mit der anderer Missionsgesellschaften, insbesondere mit der Neuendettelsauer Mission. Dabei zitiert er *Hermann Vorländer* [vgl. Besprechung, oben Nr. 1971]. Angesichts der Erkenntnis, dass sich dort Missionsdirektor Dr. Friedrich Eppelein und Missionsinspektor Christian Keyßer als „Bahnbrecher des Nationalsozialismus" und des „Antijudaismus" erwiesen hätten (S. 17, vgl. S. 143), scheint für den Leser die LM noch besser wegzukommen. Egelkraut will dies aber nicht als Entschuldigung für die LM verstanden wissen, sondern sieht darin lediglich eine Einordnung in die damalige Zeit.

Aber was Egelkraut aus dem Archiv der LM zu Tage fördert, erschüttert sowohl ihn als auch das Komitee der Missionsgesellschaft. Letzteres hat im Frühjahr 2015 eine Stellungnahme veröffentlicht, die dem Buch beigegeben ist (S. 485f) und ein ehrliches und klares Schuldbekenntnis darstellt. Dessen Abschnitte beginnen mit Formulierungen wie „Wir sind erschrocken" – „Wir bereuen aufrichtig" – „Wir bitten um Vergebung" – „Wir sind beschämt".

Besonders die Missionare der LM in China traten wie die anderen Chinadeutschen fast geschlossen der NSDAP und anderen NS-Auslandsorganisationen bei. Um die Missionsarbeit aufrecht zu erhalten und den Devisenverkehr nicht zu gefährden, hielt man eine Annäherung an das NS-Regime allein aus praktischen Gründen für notwendig. Der China-Missionar Heinrich Witt folgte gegenüber den NS-Behörden dem Grundsatz: „Ja, es ist a[m] besten, man hält sich i[m] Hintergrund u[nd] drückt sich durch, so gut ma[n] kann, wie auch Stilling … empfiehlt" (in einem Brief 1934, zitiert S. 110). Egelkraut urteilt, dass nach außen hin „die ganze Liebenzeller Mission … dieser Devise" folgte (ebd.).

Auf einem solchen Prinzip, das hier mit Jung-Stilling begründet wird, ist es ja zurückzuführen, dass pietistische Kreise bis heute als politisch uninteressiert gelten. Das kann aber von den Leitungspersonen der LM während der NS-Zeit nicht behauptet werden. Am deutlichsten ist das bei Pfarrer Ernst Buddeberg zu erkennen, der von 1934 bis 1946 als Missionsdirektor nach dem – wörtlich – „Führerprinzip" amtierte: „Der Direktor … hat überall die Entscheidung und keine Mehrheit im Council kann ihn gegen seine Einsicht oder seinen Willen bestimmen" (so Witt 1934, zitiert S. 98). Buddeberg konnte nichts damit anfangen, dass einfache pietistische Gläubige und Angehörige der Schwesternschaft in der Gegenwart etwas Dämonisch-Endzeitliches erblickten: „Man sieht diese ganze Zeit nur im Lichte des Antichristen. Es ist einem das Auge genommen für die gigantische Größe dieser Zeit, die auf unser deutsches Volk Aufgaben legt, so groß und unerwartet, wie in keinem Jahrhundert zuvor" (in einem Rundbrief 1941, zitiert S. 192 und 290). In einem Rundbrief an die Schwesternschaft im Sommer 1941 bezeichnete Buddeberg den Zweiten Weltkrieg als „heiligen Krieg" gegen „den

Erzfeind Bolschewismus“ und parallelisierte den Gefallenentod seines Sohnes mit dem Opfer Jesu Christi am Kreuz (S. 193).

Buddeberg vertrat einen Antisemitismus, der sich in nichts von der Judenfeindschaft seiner Umwelt unterschied. Die Schuld am verlorenen Ersten Weltkrieg hätten neben Sozialdemokraten und Zentrumspartei die Juden. Letztere seien der „Macht des Goldes“ verfallen und hätten nur „das Ihre“ gesucht, nicht aber dem Volk gedient (in einer Veröffentlichung 1925, zitiert S. 266). Eine von Buddeberg verantwortete, aber vom gesamten Komitee der LM Ende 1934 verabschiedete und für die Öffentlichkeit bestimmte Erklärung drückte weitgehende Loyalität zur NS-Regierung aus („Die Stellung des Liebenzeller Missionswerkes in der heutigen Zeit“, dokumentiert S. 331f). Die Loyalität beinhaltete auch den Antisemitismus: „Wir sind damit einverstanden, dass der Einfluss der Juden in unserm Vaterland in der kräftigsten Weise unterbunden wird. Denn wir glauben, dass das unter dem Fluch des Messiasmordes stehende Volk für die andern Völker der Erde ein Fluch ist. So urteilen wir nicht erst seitdem Adolf Hitler auf den Plan getreten ist, sondern das war längst unsere Stellung“ (S. 332). Das Alte Testament sei „keine Judenbibel“, sondern „das Zeugnis Gottes wider die Sünde des Volkes Israel“ (ebd.) Für Egelkraut steht fest, dass das die Haltung war, mit der die Leitung der LM in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden wollte.

Die Annäherung an das NS-Regime ging dann soweit, dass die Leitung Missionare jüdischer, sog. „nichtarischer“ Herkunft aus dem Werk entließ und dadurch der Verfolgung preisgab. Davon war beispielsweise Samuel Ostrer betroffen, der 1930–32 die Ausbildung in Bad Liebenzell absolvierte und danach als Gemeinschaftsprediger – auch in Nördlingen – gewirkt hatte. Dessen Spuren verlieren sich im Ghetto Lodsch; er kam entweder dort oder in einem KZ ums Leben. Nach dem bisher Gesagten ist klar, dass es nicht nur pragmatische Gründe waren, die zum Ausschluss von Christen jüdischer Herkunft führten. Hinzu kam der rassistische Vorbehalt gegen Missionare „nichtarische[r] Abstammung“, die als wesensfremd galten. Buddeberg charakterisierte die dann 1938 ausgeschiedene Missionsärztin Dr. Vilma Lasser mit den Worten: „Sie hat ja auch kein arisches Blut, sondern mehr südliches Blut“ (in einem Brief 1935, zitiert S. 122).

Angesichts dieser Sachverhalte kann ich nicht zustimmen, dass Egelkraut abschließend Buddeberg ein „Handeln aus Verantwortung und Umsicht für das Gesamtwerk“ bescheinigt, das einer „Verantwortungsethik“ geschuldet sei (S. 467). Natürlich wollte Buddeberg die LM mit ihren vielen Mitarbeitern sicher durch die Kriegszeit bringen. Aber das Stichwort ‚Verantwortungsethik‘ klingt da verharmlosend und bringt Egelkraut in Widerspruch zu den unzähligen Details, die er selber aufgedeckt hat. Denn dem Quellenmaterial zufolge war der Missionsdirektor eben nicht nur ein Leiter, der sein Werk pragmatisch durch eine unruhige Zeit führen wollte. Auch wenn Buddeberg theologisch nichts mit den „Deutschen Christen“ (DC) gemein hatte, so war er in politischer Hinsicht ein entschiedener Nationalsozialist, der seine Mitarbeiter auch politisch prägen wollte. Dafür sprechen die rassistischen Vorbehalte gegenüber „Nichtariern“, die er in Briefen an Mitarbeiter äußerte. Und dafür sprechen auch die Rundbriefe, in denen er die Schwesternschaft aktiv im nationalsozialistischen Sinn belehrte.

Etwas differenzierter als Buddeberg pflegte nur Missionsinspektor Heinrich Hertel zum NS-Staat Stellung zu beziehen. Der aus dem oberfränkischen Theta bei Bindlach stammende Pfarrer hatte 1926 die bayerische Landeskirche verlassen und wurde von der LM angestellt. Der eigenwillige Hertel, der als einziger dem „Führerprinzip“ widersprach und den Anweisungen des Missionsdirektors öfters nicht Folge leistete, sah bereits im aufkommenden Nationalsozialismus etwas Satanisches. In einem

Vortrag warnte er 1933 die Politik vor den Folgen des Antisemitismus für die Verfolger, indem er Sacharja 12,3 so aktualisierte: „Die Nationen versuchen die Judenfrage zu lösen und schneiden sich daran" (S. 206). Von 1938 an fiel allerdings auch Hertel der Faszination Hitlers anheim und schrieb 1940 die deutschen Kriegserfolge der „große[n] gewaltige[n] Hand Gottes" zu (S. 210).

Als Leser bekomme ich den Eindruck, dass es lediglich der Zweireichelehre zu verdanken war, dass die Sonntagsverkündigung nicht auch noch völlig nationalsozialistisch ausgerichtet wurde. Nach anfänglicher Zugehörigkeit zu den „Deutschen Christen" (DC) erklärte die Missionsleitung in Folge der berüchtigten Sportpalastkundgebung vom 13.11.1933 eine scharfe Trennung zu den DC. Darin folgte die LM dem Gnadauer Gemeinschaftsverband sowie der Bekennenden Kirche. Buddeberg wollte in der Regel zwischen seinen politischen Einstellungen und der inhaltlichen Verkündigung klar unterschieden wissen.

Auch deshalb lässt die Werkszeitschrift „Chinas Millionen" – abgesehen von einigen Ausgaben im Jahr 1941 – keine Rückschlüsse auf die Haltung der LM zum Nationalsozialismus zu. Der andere Grund für diese apolitische Ausrichtung des Blattes war die Rücksichtnahme auf die ausländische Leserschaft. Doch die politische Abstinenz nahmen die NS-Behörden zum Anlass, die Einstellung der Zeitschrift zu fordern. Die Schriftleitung versuchte Anfang 1941 dagegenzusteuern, sodass sich jetzt „überraschend deutschnationale Töne" (S. 63) im Blatt häuften und der Bezug auf China im Titel fallengelassen wurde. Doch weder diese Neuausrichtung noch Buddebergs massiver Protest konnten verhindern, dass die Werkszeitschrift im Juni 1941 zuletzt erscheinen durfte.

Nach 1945 knüpfte die LM relativ rasch an den Vorkriegsaktivitäten an – abgesehen davon, dass China als Missionsfeld nicht mehr zur Verfügung stand. Mit dem Eingeständnis einer Schuld tat sich das Komitee der LM noch schwerer als die Kirchenleitungen insgesamt. Nur nach langem Zögern machte man sich vor dem Forum des „Internationalen Missionsrates" das Stuttgarter Schuldbekenntnis zu eigen. Dann fielen die Positionen während der NS-Zeit einer großen Verdrängung anheim. Das Erschrecken und Bedauern, das 2015 vom jetzigen Komitee der LM Besitz ergriff und auch viele Mitarbeiter des Werkes bis heute umtreibt, halte ich für ehrlich und aufrichtig, die schonungslose Enthüllung für mutig. [**1974**]

*Gerhard Gronauer*

**Weiss**, Otto: Kulturkatholizismus. Katholiken auf dem Weg in die deutsche Kultur 1900–1933. Regensburg: Pustet, 2014. – 312 S., kart. – ISBN 978-3-7917-2615-1.

Die Studie ist eine „abschließende Zusammenfassung verschiedener, in den letzten zwölf Jahren erschienener, zum Teil nur schwer greifbarer Veröffentlichungen des Verfassers" zum Spannungsfeld Katholizismus und Kultur in Deutschland und Österreich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Otto Weiß ist dabei sicherlich einer der kenntnisreichsten und kompetentesten Spezialisten der Thematik, so dass eine mit Gewinn zu lesende Synthese entstanden ist. Sie ist gleichsam eine Überprüfung der These, dass der Katholizismus seit Ende des Kulturkampfes die Diastase zur modernen Kultur sukzessive überwunden habe und aus dem „Ghetto" und der Bildungsinferiorität des 19. Jahrhunderts aufgebrochen sei. Zugleich fällt neues Licht auf das vieldiskutierte Jahr 1933 und die Frage, was zum Brückenbau prädestinierte und was sich als Potential für Resistenz oder Widerstand in Bezug auf die neuen Machthaber bewährte.

Ausgangspunkt ist die von Georg von Hertling und anderen angestoßene Inferioritätsdebatte um 1900 und die Diagnose, dass die Katholiken in Deutschland an den modernen Wissenschaften, vor allem aber an der modernen Literatur, kaum Anteil

hatten. Um 1900 kam es zu Neuaufbrüchen, etwa den reformkatholischen Ansätzen eines Herman Schell oder Franz Xaver Kraus. Aber auch die völkischen Nationalkonservativen Julius Langbehn (der „Rembrandtdeutsche", der schließlich konvertierte) und Paul de Lagarde übten einen faszinierenden Einfluss auf intellektuelle Katholiken aus. Nun wurden zwei unterschiedliche Strategien entwickelt, verbunden mit zwei konträren Diagnosen, die mit zwei Namen verbunden waren: Karl Muth (1867–1944) und Richard von Kralik (1852–1934).

Muth hatte die künstlerische Rückständigkeit der katholischen Literatur diagnostiziert; er gründete im Oktober 1903 die Zeitschrift „Hochland". So wollte er, der die konservative deutsche Nationalkultur bejahte, diese Diastase zu schließen helfen; katholische Tendenzliteratur lehnte er ab. Von seinen Gegnern wurde ihm daraufhin „literarischer Modernismus" vorgeworfen. 1911 kam es zur Indizierung des Hochland, die dann nicht promulgiert wurde.

Anders Richard Kralik Ritter von Meyerswalden mit seiner Gegengründung 1906, dem „Gral", der – anders als das Hochland – sich ausschließlich auf Literatur beschränkte. Eine Rückständigkeit müsse nicht aufgeholt werden, da der Katholizismus schon immer der Gipfel wahrer Kultur sei. Literarisch war er der Romantik verpflichtet; voller Selbstbewusstsein fand er Orientierung an einer streng hierarchischen, auf den unfehlbaren Papst ausgerichteten Kirche, die sich eben gar nicht reformieren müsse.

Kennzeichnend für den katholischen literarischen Antimodernismus, der sich auch gegen den Franziskaner Expeditus Schmidt und seine Zeitschrift „Über den Wassern" richtete, war ein aggressiver, breit vertretener Antisemitismus. Dabei schließt sich Weiß der These von Maria Cristina Giacomin an, dass aber selbst dem Hochland die Überwindung der Inferiorität nicht gelungen sei; die von Friedrich Lienhard inspirierte „Heimatkunst" sei vorherrschend gewesen. Politisch sympathisierten die katholischen Zeitschriften im Vorfeld und zu Beginn des Weltkriegs mit einem deutschnationalen Kurs; gerade im Gral erschienen zahlreiche chauvinistische Gedichte. Eine Wende bedeutete hier für das Hochland die Friedensinitiative des Papstes 1917: Statt des bisherigen patriotisch-nationalen Standpunkts wurde nun eher ein christlich-abendländisches Ideal bestimmend. Immer wichtiger wurde für den intellektuellen Katholizismus der 1912 gegründete „Katholische Akademikerverband". Er wurde bald vom strengkirchlichen Generalsekretär Franz Xaver Münch und vom Kloster Maria Laach auf einen antidemokratisch-rechtskatholischen Kurs gelenkt.

Nach dem verlorenen Krieg deuteten katholische Intellektuelle die Zeitenwende um als Niederlage von Protestantismus und neuzeitlichem Subjektivismus. Peter Wust und Erich Przywara sahen mit der „Wende zum Objekt" und zur „Metaphysik" nun die Zeit des Katholizismus gekommen. Wust glaubte 1924 die „Rückkehr des deutschen Katholizismus aus dem Exil" bevorstehen. Vor allem in München, Wien, Frankfurt und Köln würde sich eine neue katholische Kulturfront formieren, wobei diese vier Städte jeweils v.a. für Zeitschriften standen: Neben der Kölnischen Volkszeitung (Wust dachte bei Köln aber wohl vor allem an Max Scheler) und der linkskatholischen Rhein-Mainischen Volkszeitung in Frankfurt waren die Hauptprotagonisten also wiederum das Münchener Hochland und in Wien nun die Zeitschrift „Das Neue Reich" des Schwaben Joseph Eberle (1884–1947).

Muth tat sich mit seiner Zeitschrift schwer mit der neuen Demokratie. Viele Autoren vertraten die Idee einer berufsständischen Ordnung oder erstrebten ein starkes neues deutsches Reich mit einem katholischen Monarchen; anders der Redakteur Friedrich Fuchs, der von Muth bis zum Zerwürfnis als sein Nachfolger aufgebaut wurde und der zahlreiche katholische Denker neu für die Mitarbeit gewinnen konnte. Auch Muth bekannte sich aber nach einigen

Jahren dann doch zur Republik. Das Hochland legte Wert darauf, dass die Autoren unabhängig von ihrer Konfession auch literarisch Bedeutendes leisteten.

Besonders der französische „Renouveau catholique" galt als vorbildlich, wobei hier vor allem der Gymnasiallehrer und Bonner Honorarprofessor Hermann Platz (1880–1945) als Kenner und Vermittler fungierte. Doch auch Peter Wust und Luzian Pfleger waren von der katholischen französischen Literatur stark beeinflusst. Anders die Situation in Wien: Eberles „Neues Reich" war strikt antidemokratisch, verklärte die Vergangenheit der Donaumonarchie, der eine providentielle Sendung für das christliche Abendland zukomme. Kralik wurde zu einem der wichtigsten Mitarbeiter Eberles, Othmar Spann einer der wichtigsten Vordenker. Zentral waren der „Reichsgedanke" und das „Autoritätsprinzip". Für Kralik war die Demokratie ihrem Wesen nach „Demagogie". Der Ruf Wusts jedenfalls von der Rückkehr der Katholiken aus dem Exil fand im katholischen deutschsprachigen Raum ein breites Echo, wobei Weiß zeigen kann, dass die Reaktionen ein breites Spektrum zwischen Zustimmung und Ablehnung abdeckten.

In den 1920er Jahren wurde die Haltung der Katholiken zur modernen Kultur Gegenstand einer intensiven innerkatholischen Debatte: Kralik vertrat weiterhin den Standpunkt, dass wahre Kultur nur im ultramontanen Katholizismus zu finden sei. Theodor Haecker (1879–1945), der 1921 konvertiert war, vertrat seine Sicht mit intransigenter Schärfe gegen Andersdenkende: Die Protestanten seien zur Liebe gegen das Hl. Römische Reich und so zu wahrer christlicher Kultur unfähig. Heute sei eine christliche Kultur nicht mehr möglich. Der Kärntner Priester Franz Zach war Vertreter eines reaktionären politischen Katholizismus: Nach dem Zusammenbruch der Diesseitskultur 1918 erhoffte er sich ein Wiederanknüpfen an die christlich-germanische mittelalterliche Kultur, die durch Reformation und Renaissance zerstört worden sei. Andere setzten der modernen Kultur nicht wie Zach die „Deutschheit", sondern die „Romanitas" entgegen: Herman Hefele und Hermann Platz erstrebten die „lateinischen Form"; Georg Moenius war deshalb auch ein Bewunderer Mussolinis. Bei Romano Guardini klang in den 1920er Jahren – weitgehend apolitisch – bereits die spätere Neuzeitkritik an.

In der Weimarer Zeit vertraten in Deutschland mit der Görres-Gesellschaft und dem Akademikerverband zwei Großorganisationen ein unterschiedliches Kultur- und Wissenschaftsverständnis: Während für erstere die meisten Wissenschaften religiös neutral waren, so dass Katholiken an den staatlichen Universitäten versuchen sollten, sich zu bewähren und die Inferiorität zu überwinden, konnte es nach dem Akademikerverband keine neutrale Wissenschaft geben. Er stand hinter der Gründung der katholischen Universität in Salzburg 1928; wahre Wissenschaft könne nur von einem katholischen Standpunkt aus gelingen.

Recht eindrucksvoll zeigt Weiß' Analyse der wichtigsten Kulturzeitschriften im katholischen Bereich Deutschlands und Österreichs, dass der Katholizismus doch in sich recht differenziert war. Die „Seele" Alois Wurms etwa setzte sich für einen christlichen Pazifismus und eine Erneuerung der Kultur aus religiöser Innerlichkeit ein; in den „Schildgenossen", dem Organ des Quickborn, blieb Guardini in großer Distanz zu tagespolitischen Fragen, während andere Autoren doch den Parlamentarismus kritisierten. Ein recht breites Spektrum umfasste auch das österreichische Pendant „Neuland", wie der gesamte dortige Katholizismus freilich einschließlich eines stärkeren Antisemitismus. Die jesuitischen „Stimmen der Zeit" überwanden durch Autoren wie Lippert, Pribilla und Przywara zumindest teilweise ihre antimodernistische Enge in diesen Jahren. Interessant die 1910 in Innsbruck gegründete Zeitschrift „Der Brenner", die Georg Trakl entdeckte

und veröffentlichte, nach dem Krieg aber immer exklusiv „katholischer" wurde, auch unter dem Einfluss Theodor Haeckers. Pazifistisch war die „Friedenswarte" (seit 1928 der „Friedenskämpfer") des Dominikaners Franziskus Stratmanns, während die „Gelben Hefte" des Münchener Historikers Max Buchner einen nationalistisch-revanchistischen Rechtskatholizismus propagierten.

Jedenfalls ist es vor diesem Hintergrund verständlich, dass von einer einheitlichen katholischen Kulturfront nicht die Rede sein kann, vielmehr Kontroversen fortwirkten oder auch neu entstanden, etwa um angeblichen Modernismus anlässlich der Festschrift zu Muths 60. Geburtstags oder um die Kritik Ernst Michels an einer konstantinisch-römischen Rechtsinstitution Kirche, die den einzelnen in Unmündigkeit belasse. Vor allem aber waren unterschiedliche Konzepte von „Reich" und/oder „christlichen Abendland" zentral. Hier fanden sich jene Anknüpfungspunkte, die ab 1933 vielfach bestimmend werden konnten.

Dabei wird man differenzieren würden. Von einem reformkatholischen Antiromanismus konnten auch Wege in den Nationalsozialismus führen, nicht nur von einem antiliberalen, antimodernen Ultramontanismus. Widerstand wiederum ist eine ganz andere Kategorie, die sich nicht unbedingt aus ideologischer vorheriger Ferne zum Nationalsozialismus entwickelt hat. Dennoch hat die gelehrte und kompetente Studie von Otto Weiß ein Ergebnis, das er selber explizit nicht einmal herausarbeitet: Es waren die antiliberalen, antidemokratischen Implikationen der Reichsgedanken, die häufig mit massivem Antisemitismus einhergingen, die die eigentliche, breite Brücke zum Nationalsozialismus bauten; ein konservativer Ultramontanismus bedeutete hier also eine wichtige Disposition. [**1975**]

*Klaus Unterburger*

**Ludwig**, Hartmut / **Röhm**, Eberhard / **Thierfelder**, Jörg (Hg.): Evangelisch getauft – als »Juden« verfolgt: Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch. Stuttgart: Calwer: 2014. – 473 S., geb., zahlr. Abb. – ISBN 978-3-7668-4199-2.

„Er ist erstanden, Halleluja!" (EG 116) – Es gibt wohl kaum einen Pfarrer, eine Pfarrerin, die dieses schwungvolle Osterlied nicht schon für einen ihrer Ostergottesdienste ausgewählt haben. Dass die Melodie aus Tansania stammt, dürfte recht bekannt sein. Wer sich aber hinter dem Autor verbirgt, wissen wohl die wenigsten. Ulrich Leupold, geboren 1909 in Berlin, seit 1932 promovierter Musikwissenschaftler im Bereich Liturgiewissenschaft, wurde 1945 Professor für Neues Testament und Kirchenmusik am Waterloo College (heute Wilfried Laurier University) in Kanada. Dass ihn sein Lebensweg von Deutschland über die USA nach Kanada führte, war jedoch nicht einfach nur eine Folge seiner herausragenden Fähigkeiten, sondern hing mit der Ideologie des Nationalsozialismus zusammen, die dem Theologen und Kirchenmusiker als „Halbjude" schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg legte.

Die einschneidenden Auswirkungen nationalsozialistischer Ideologie und Politik auf das Leben von evangelischen Theologen, Pfarrvikarinnen und Pfarrern wie Ulrich Leupold beleuchtet das 2014 erschienene Gedenkbuch für Theologen jüdischer Herkunft, das Hartmut Ludwig und Eberhard Röhm in umsichtiger Weise erstellt und herausgegeben haben. Es kann über den Bereich der Kirchengeschichtsforschung hinaus allen Pfarrerinnen und Pfarrern nur empfohlen werden.

180 evangelischen Theologinnen und Theologen jüdischer Herkunft bewahrt dieses Gedenkbuch ein Andenken. Die Lebensdarstellungen gehen jeweils über zwei Seiten und sind zumeist mit einem Foto versehen, was zur Lebendigkeit und Anschaulichkeit

beiträgt. Den Herausgebern liegt nach eigener Aussage daran, in einer Gesamtschau den Umgang der Kirchen in Deutschland mit ihren rassisch verfolgten Theologinnen und Theologen aufzuzeigen. Erfüllt wird dieses Anliegen für den Bereich der protestantischen Landeskirchen sowie hinsichtlich einzelner Theologen aus Freikirchen. Im Geleitwort rät der damalige Ratsvorsitzende der EKD, *Nikolaus Schneider*, sich Zeit für dieses Gedenkbuch zu nehmen. Es brauche Mut, sich dem zu stellen, was hier geschildert wird. Blickt man auf das Schicksal der Betroffenen und erkennt man darüber hinaus das Versagen der evangelischen Kirche, so erkennt man, wie berechtigt sein Rat ist, gerade wenn man sich als Glied einer evangelischen Kirche oder als kirchliche Mitarbeitende der Thematik stellt.

Das Gedenkbuch überzeugt in mehrfacher Hinsicht. So wurde die Auswahl der Theologinnen und Theologen und ihrer Angehörigen bewusst breit angelegt. Neben den aufgrund ihrer jüdischen Herkunft Verfolgten finden sich auch Personen, denen aufgrund der nationalsozialistischen Gesetzgebung das Theologiestudium vor 1945 verweigert worden war. Diese Grundsatzentscheidung bewährt sich insbesondere mit Blick auf die Theologinnen, die dadurch in dem Gedenkband in durchaus beachtlicher Anzahl vertreten sind. Auch Personen, die zunächst in einem anderen Beruf (häufig als Juristen) tätig waren und sich unter dem Druck der politischen Entwicklung der Theologie zuwandten, nach England emigrierten und teilweise anglikanische Geistliche wurden, wurden aufgenommen. Dazu kommen diejenigen, die wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt wurden, jedoch selbst keine Gegner des Nationalsozialismus oder der Deutschen Christen waren – eine, wie die Herausgeber vermerken, unter ihnen umstrittene Entscheidung. Auch österreichische Theologen, die die Herausgeber mit der Besetzung Österreichs im Jahr 1938 zu den deutschen Theologen rechnen, finden sich.

Im einleitenden Kapitel stellt *Hartmut Ludwig* den Leserinnen und Lesern orientierende Informationen zur Verfügung, die zum tieferen Verständnis der Biographien beitragen. Klar benennt er das Versäumnis der Institution Kirche, für ihre Pfarrer und Vikarinnen, ihre Theologinnen und Theologen in der Stunde der Not einzustehen. Er berichtet von den Versuchen Dritter, die Kirchenleitungen zu einem deutlichen Wort für die Verfolgten zu bewegen, und erwähnt hier und dort erkennbare Aktivitäten von Kirchenleitungen zur Hilfe für die verfolgten „christlichen Nichtarier“. Auch die Nachkriegszeit war nach Ludwig eine für die Christen „jüdischer Herkunft“ schwierige Zeit. Umfangreiche ausländische Hilfe blieb ihnen versagt. Die Theologen unter ihnen konnten in ihrem früheren Tätigkeitsfeld nicht unbedingt mit Verständnis und Einsicht rechnen. Ludwig sieht in dem „traditionellen Antijudaismus und Antisemitismus“ den Grund dafür, dass sich die „christliche Mehrheitsgesellschaft“ die Stuttgarter Schulderklärung des Rates der EKD vom 19. Oktober 1945 nicht zu eigen machte. Erst spät setzten sich die Kirchen auf breiterer Ebene mit dieser Thematik ernsthaft und selbstkritisch auseinander.

Im Anschluss an die 180 Biographien findet sich eine kleine Auswertung unter dem Titel „Biographien im Überblick“. Hier werden zu bestimmten Themen wie „Diskriminierung und Demütigung durch Deutsche Christen in den Gemeinden“ oder „KZ-Haft nach Novemberpogrom 1938/1939 (als Druckmittel zur Emigration)“ die Namen der jeweils Betroffenen angeführt. Das erleichtert eigene, weiterführende Recherchen. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Stichwort „Vom ‚Arierparagraphen‘ betroffene Geistliche in Freikirchen“, eine Thematik, die leider in dem einleitenden Kapitel zum Umgang der evangelischen Kirche mit ihren Theologen nicht erwähnt wird. Wenigstens kurz hätte man hier gerne etwas Grundsätzliches zur Orientierung gelesen. Der Quellennachweis ist vorbildlich,

mit Ausnahme weniger Personeneinträge, bei denen lediglich auf die Literatur, nicht aber auf die archivalischen Quellen verwiesen wird. Dies betrifft beispielsweise die Angaben zu Ursula von Mangoldt-Reibold, geb. Andreae.

Wie wichtig die Regionalkirchengeschichtsforschung ist, zeigt die Feststellung der Herausgeber, dass sich entgegen ihrer Erwartung in den jeweiligen Landeskirchen keine ausgewiesenen Kenner fanden. So verfassten die Herausgeber viele der Biographien selbst. Dies ist ein Hinweis auf eine auch sonst zu beobachtende Problematik: Aufwändige, quellenbasierte regionalgeschichtliche Untersuchungen erhalten im Vergleich zu allgemeiner angelegten Studien häufig eine geringere Anerkennung und zudem eingeschränkte Möglichkeiten der Veröffentlichung in angesehenen Fachzeitschriften. Doch sind gerade sie die Basis für größer angelegte Studien. Mit Freude kann man in diesem Zusammenhang konstatieren, dass aus dem Bereich der bayerischen Landeskirche gleich mehrere Autoren gefunden werden konnten. Dies dürfte zumindest zu einem Teil auf die seit etlichen Jahren erkennbar vermehrten Bemühungen der bayerischen Landeskirche zurückgehen, Forschungen in diesem Bereich zu fördern. Die Auslobung des Wilhelm-von-Pechmann-Preises ist hierfür ein Zeichen.

Alles in allem betrachtet, geben die Herausgeber den Leserinnen und Lesern eine kleine Schatztruhe an die Hand, die unter den verschiedensten Blickwinkeln geöffnet werden kann. Neben der Betroffenheit über das Schicksal der Verfolgten und dem Erschrecken, das sowohl dem staatlich angeordneten Unrecht wie dem kirchlichen Versagen gilt, tritt als weitere starke Empfindung das Erstaunen darüber hervor, wie reichhaltig das Leben dieser evangelischen Theologinnen und Theologen war. Sie gingen ihren eigenen Weg im Umgang mit den ihnen aufgenötigten Lebenshindernissen und wurden dabei in der Regel in ihrem christlichen Glauben eher gestärkt als geschwächt. Als Antwort auf das ihnen widerfahrene Böse entwickelten manche von ihnen eine Kraft, die die Mitmenschlichkeit im Sinne der Nachfolge Christi ins Zentrum stellte. In diesem Zusammenhang seien zum Schluss Wilhelm und Lisbet Baermann erwähnt, die zunächst nach Mailand, dann nach England emigrierten. In der Nachkriegszeit wurde das 1943 eröffnete „Wistow Training Centre for Post-War Christian Service“ unter der Leitung von Wilhelm Baermann, in tatkräftiger Zusammenarbeit mit seiner Frau, zu einem Zentrum christlicher Versöhnung und Völkerverständigung. Nach Hartmut Ludwig ließen sich ca. 25.000 Menschen von dieser Versöhnungsarbeit ansprechen. Eine von ihnen war die bayerische Theologin und spätere Pfarrerin Helga Kern, geb. Rüdel, die davon in einem autobiographischen Bericht über ihre Zeit als Pfarrvikarin erzählt (in: 40 Jahre Frauenordination, hg. von der Frauengleichstellungstelle der ELKB, 2015, 42; vgl. Besprechung unten Nr. 2002). [**1976**]

*Auguste Zeiß-Horbach*

Greschat, Martin: Der Protestantismus in der Bundesrepublik Deutschland (1945–2005). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2010 (= Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen IV/2). – 245 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-02498-8. [andere, seitenidentische Paperback-Ausgabe:] Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2011. – 245 S., brosch. – ISBN 978-3-374-02828-3.

Hat Martin Greschat (emeritierter Professor für Evangelische Kirchengeschichte und Kirchliche Zeitgeschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen) in seiner umfangreichen und exzellent geschriebenen Veröffentlichung von 2002 „Die evangelische Christenheit und die deutsche Geschichte nach 1945. Weichenstellungen in der Nachkriegszeit“ (Besprechung Nr. 1391, in: ZBKG 72/2003, S. 222–228) den Schwerpunkt auf den Neuaufbau der Kirchen

im Kontext der Besatzungszonen gelegt, so skizziert er hier den Protestantismus im Spiegelbild der politischen und gesellschaftspolitischen Ausrichtungen und Tendenzen und dann die kirchenpolitischen wie ethischen Probleme und Stellungnahmen, Debatten und Entscheidungen bis an die Schwelle zum 21. Jahrhundert. Dabei greift er nur im ersten Kapitel („Die Nachkriegszeit", S. 9–26) auf seine größere Arbeit zurück.

Im zweiten Kapitel („Die Ära Adenauer", S. 27–79) thematisiert Greschat die vom ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland betriebene Westintegration auf der Grundlage eines „traditionellen, aber niemals konfessionalistischen Katholizismus" (S. 28). In der Frage der Wiederbewaffnung und im Demokratieverständnis unterschied sich der für die Aussöhnung mit Frankreich plädierende und als Präses der Synode der EKD wirkende Gustav Heinemann von Adenauer. Auch betonte er, dass nichts geschehen dürfe, was den gefährdeten Zusammenhalt der beiden Teile Deutschlands weiter schwächen könnte. Auf der EKD-Synode in Berlin-Weißensee sprach sich Niemöller für ein kompromissloses Nein zu Krieg und Kriegsvorbereitung aus, während die Friedensresolution ein „Zeugnis tiefer politischer Ratlosigkeit" blieb (S. 36). Bischof Hans Meiser erklärte einige Monate später, dass Niemöller nicht mit dem Standpunkt der bayerischen Landeskirche im Einklang stehe. Die Positionen der im Anschluss daran sich ergebenden konträr agierenden Lager werden von Greschat wohltuend sachlich-nüchtern und auf das Wesentliche konzentriert abgehandelt.

Repräsentanten der evangelischen Kirche bemühten sich, Voraussetzungen für gesamtdeutsche Gespräche zu schaffen, die immer auch das sensible Problem der Nicht-Anerkennung der DDR mit einbezogen. Im Wahlkampf 1953 gehörte die Wiederbewaffnung mitsamt der Westintegration zu den wichtigsten Themen im Protestantismus.

Greschat stellt dann besonders die Evangelischen Akademien heraus, die das Bild des Protestantismus in der Öffentlichkeit stark prägten. Sie boten einen offenen Raum für Gespräche über aktuelle und grundlegende Themen. Demselben Grundanliegen war der Evangelische Kirchentag verpflichtet, den Gustav Heinemann im Juli 1949 als „Institution in Permanenz" proklamierte. Diese neue Organisation stieß zunächst auf Widerstand, weil sie das „spannungsreiche Gefüge der theologischen und insbesondere kirchenpolitischen Gegensätzlichkeiten in der EKD zusätzlich zu belasten" drohte (S. 53).

Das Problem der atomaren Bewaffnung trat mit dem „Göttinger Manifest" (April 1957) ins Bewusstsein und wurde mit Helmut Gollwitzers Broschüre „Die Christen und die Atomwaffen" (Ende 1957), in der er die These vertrat, dass in der Gegenwart kein Krieg gerechtfertigt werden könne, in der Öffentlichkeit heftig diskutiert. Besonders gewürdigt wird Heinemanns Bedeutung für die „Heranführung evangelischer Christen an die parlamentarische Demokratie" (S. 77).

Das Jahrzehnt zwischen 1962 und 1973 charakterisiert Greschat im dritten Kapitel (S. 80–133) mit dem Stichwort „Umbrüche" – Rüstungspolitik, Außenpolitik, Bildungsreform waren die Hauptthemen. Die „Ostdenkschrift" ergab als Ergebnis in protestantischen Kreisen eine Pattsituation: Weder der Verzicht auf die Ostgebiete noch der Rechtsanspruch auf sie lassen sich theologisch begründen. Diese Denkschrift leistete einen wesentlichen Beitrag zur Durchsetzung der neuen Ostpolitik unter Willy Brandt. Innerprotestantische Probleme konzentrierten sich auf die Nachwirkungen von Bultmanns Programm der Entmythologisierung des Neuen Testaments in den theologischen Fakultäten, kirchlichen Hochschulen und in den Gemeinden in der Auseinandersetzung mit den Vertretern von „Kein anderes Evangelium".

Die „Studentenrebellion“ (1967/68) und die mit ihr verbundenen Bemühungen um Reformen an den Universitäten hin zur Politisierung der Gesellschaft wird exemplarisch an Verhalten und Äußerungen von Studentenpfarrer im Raum der Evangelischen Landeskirche des Rheinlandes illustriert, während die Probleme der „Dritten Welt“ von der Ökumene und ihren Verbänden aufgegriffen wurden.

Neben dem FDP-Papier (von 1973), das zum Überdenken der Beziehungen zwischen Staat und Kirche herausforderte, kristallisierte sich in den 80er Jahren die „politische Theologie“ zu einem gesellschaftsrelevanten Problem heraus (Kap. 4, S. 134–194). Demonstrationen, wie z.B. gegen Flugplatzerweiterungen, bei denen auch evangelische Pfarrer involviert waren, führten zu einer „Auflösung der spezifisch protestantischen Ethik in ein allgemeines progressives Engagement für Umweltschutz und Frieden, Völkerverständigung, Toleranz und soziale Gerechtigkeit“ (S. 160). Der Kampf der Friedensbewegung gegen die Nachrüstung, der auch die Debatten auf dem Kirchentag in Hannover bestimmte, fand im Jahre 1983 statt.

Im abschließenden fünften Kapitel („Im vereinten Deutschland“, S. 195–221) verfolgt der Kirchenhistoriker die einzelnen Etappen der Friedensbewegung in der DDR bis zum Jahre 1989.

Der besondere Vorzug vorliegender Veröffentlichung besteht darin, dass Greschat. die wichtigsten Ereignisse und Debatten im Nachkriegs-Protestantismus im Kontext politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen präzis und in Einzelbeurteilungen sicher darzustellen versteht. Das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 225–241) regt zur vertiefenden Beschäftigung mit einzelnen Aspekten an. Beachtenswert ist am Schluss das nicht oft von einem Kirchenhistoriker vernehmbare Votum im Blick auf die Zukunft der Kirche. Es gelte „auf dem Evangelium zu beharren und allen Versuchen steif und fest zu widerstehen, die etwas anderes als Gottes Wort theoretisch und mehr noch praktisch in den Mittelpunkt des kirchlichen Denkens, Redens und Handelns stellen möchten.“ (S. 221). [**1977**]

*Gerhard Philipp Wolf*

## 2. Außerbayerische Territorial-(Kirchen-)Geschichte (Nr. 1978–1979)

St. Gallen, Stiftsbibliothek (Hg.): Der St. Galler Klosterplan (Jan Huber) (Nr. 1978) – Buske u.a. (Hg.): Die Marienkirche in Grimmen (Blaufuß) (Nr. 1979)

**St. Gallen**, Stiftsbibliothek (Hg.): Der St. Galler Klosterplan. Faksimile, mit einem Beitrag von Ernst Tremp. St. Gallen: Verlag am Klosterhof, 2014. – Mappe mit Karte [115x79,5 cm: Faksimilie] und Begleitheft [Begleittext, Beischriften und Übersetzung] (51 S.). – ISBN 978-3-905906-05-9.

Der wegen seiner einzigartigen kulturhistorischen Bedeutung und Anschaulichkeit faszinierende Plan aus dem frühen Mittelalter ist im Internet digital verfügbar per www.e-codices.unifr.ch. Er wird mit dieser Veröffentlichung nochmals – verglichen mit früheren Ausgaben – in verbesserter Qualität und größerer Originaltreue ganz traditionell „auf Papier“ zugänglich gemacht. Im Begleitheft bietet Ernst Tremp, der ehemalige Klosterarchivar, dazu alle notwendigen historischen Informationen. Der über die Jahrhunderte im Kloster St. Gallen auf-

bewahrte Plan wurde vermutlich im Kloster Reichenau angefertigt. Er möchte die architektonischen „Voraussetzungen für ein regelrechtes Klosterleben" (S. 18) nach der Regula Benedicti vor Augen stellen. Die gelungene, schöne Ausgabe bietet sich besonders für die Interessierten an, die über den visuellen Eindruck vom Computer-Bildschirm hinaus eine handgreiflichere Vorstellung von diesem wichtigen Dokument abendländischer Kultur erhalten möchten.

[**1978**]
*Jan Huber*

**Buske**, Norbert / **Porada**, Haik Thomas / Schmidt, Wolfgang (Hg.): Die Marienkirche in Grimmen und ihre Gemeinde. Beiträge zur Kirchengeschichte einer pommerschen Stadt. Kiel: Ludwig, 2015. – 480 S., geb., Großformat, zahlreiche, auch farbige Abb. – ISBN 978-3-86935-261-9.

Eine ganz ungewöhnliche Gemeindegeschichte ist hier anzuzeigen: an Format (H 31,5, B 22,5), Umfang (480 S.), Gewicht (satte 2 kg), Ausstattung und Gehalt sprengt sie den normalen Rahmen von Orts-Kirchengeschichten. Hinzu kommt, dass das Werk in einem sensationell kurzen Zeitraum erschienen ist: Sommer 2014 bis Spätsommer 2015 (S. 9a). Wer je das Entstehen von Mehrverfasser-Bänden auch nur von ferne zu beobachten oder zu begleiten hatte, ahnt die hier erbrachte Leistung des Organisierens und Koordinierens.

Der Kontext ist die Übernahme einer von fünf Institutionen geförderten Wanderausstellung des Deutschen Historischen Museums „Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses" 2013/2014, in Berlin „bereits ein großer Erfolg", in Grimmen einen Monat im September/ Oktober 2015 präsentiert (Plakat S. 458). Hierfür wurde vorliegendes Werk sozusagen als Begleitband erarbeitet. Indes darf man dessen gewiss sein, dass es weit über diesen Anlass hinaus Bestand haben wird und hoffentlich – auf verschiedenen Ebenen – rezipiert wird.

Vier Abschnitte wenden sich einer in der Tat „komplexen Materie" zu Der Altmeister der pommerschen Kirchengeschichte, Norbert Buske, gibt einen Überblick über das Kirchspiel Grimmen vom Mittelalter bis in die jüngste Zeit der Bildung der Evang-Luth. Kirche in Norddeutschland (S. 21–55; 38; S. 462f. 19 Titel von N. B.). Hier kommen die historische Verlaufsgeschichte ebenso wie Kunstgeschichte (Ausstattung der Stadtpfarrkirche) zu ihrem Recht.

Der zweite Abschnitt hat die Bau- und Kunstgeschichte zum Thema (S. 56–111). Die Dachsanierung unter Aufnahme von architekturhistorischen Forschungen sowie die Geschichte kirchlicher Gebäude um die Kirche werden dargestellt. Zu letzterer siehe besonders die hier wichtige Farbtafel 9, Karte „Sakraltopographie […] Grimmen um 1500", die am Leibniz-Institut für Länderkunde (ifl) durch den Profi auf dem Gebiet der historischen Kartographie Haik Porada angefertigt wurde. Auch die Orgelgeschichte und Pastorenbildnisse sind die Themen gründlicher, meist reich illustrierter Studien.

Der umfangreichste (dritte) Abschnitt (S. 112–287) wendet sich natürlich der Kirchen- und Stadtgeschichte zu. Diese elf Beiträge werden in Haik Poradas wichtiger „Einleitung" einzeln vorgestellt (S. 11–19; 14). Die Beiträge sind z. T. grundlegend (Wappen und Siegel von Grimmen, S. 241–263, mit wunderbaren Abbildungen im Farbtafeln-Teil dokumentiert, S. 429–444, Farbtafel 80–136). Biographik, Geschichte der ältesten Karten der Stadt, Finanzgeschichte, Photographiegeschichte (!) u.a. sprengen entschieden den Rahmen von Kirchengeschichte, eigentlich auch den (Unter-) Titel des Buchs. Hier aus weitreichenden Forschungen vorgetragenes Material möge Eingang finden in fortsetzende Bemühungen: reichlich Impulse werden gegeben!

Gut, dass der vierte Abschnitt keine Schatten musealer Liebhaberei auf den Band

fallen lässt: „Aus der Zeitgeschichte und zur Gegenwart kirchlichen Lebens in Grimmen" (S. 288–381). Diese knapp 100 Seiten belegen aufs beste Sinn und Absicht historischer Ausstellungen wie der genannten des Deutschen Historischen Museums (DHM) Berlin – samt ihres ‚Exportes' an mehrere Orte, in Grimmen auf mutige Weise zugreifend exzellent aufgegriffen und weitergeführt. Man merkt schnell das vitale Interesse an den Gegenständen der Ausstellung und der Geschichte von Kirche und Stadt bei dem derzeitigen Ortspfarrer Wolfgang Schmidt: er hat sich nicht nur in das arbeitsame Geschäft der Herausgabe des Bandes mithineinbegeben. Seinen Bericht „Zur aktuellen Situation der […] Gemeinde […]" zeugt von hoher kybernetischer (gemeindeleitender) Kompetenz (S. 324–361). Ich bewerte den Text geradezu als ein Muster-, Lehrbeispiel, als ein Modell dafür, wie ein Geistlicher seine Gemeinde pastoral(theologisch) wahrnimmt und dabei um den Nutzen der historisch-kirchengeschichtlichen Kenntnisse weiß. Hier zeigt sich der Sinn, die Wichtigkeit von Kirchengeschichte für das Wirken des Pfarrers. Der unbestechliche Spiegel des Faktischen in Vergangenheit und Gegenwart ertüchtigt nicht nur zur Wahrnehmung der Realität, sondern provoziert auch die Frage nach Lösungen (s. nur zu „Gottesdienstbesuch" bis 2014, S. 331f). – Natürlich spielen auch Kirchenkampf, Zusammenbruch nach 1945 und die Zeit danach in unterschiedlichen, z.T. „beklemmenden" Zeitzeugnissen eine Rolle. Ein Stück DDR-Kirchengeschichte wird sozusagen unter dem Brennglas sichtbar. Und über den Tellerrand hinaus wurde geblickt auf Freikirchen, katholische Gemeinde und den jüdischen Friedhof. Eine Liste der Geistlichen 1270 bis 2011ff unterstreicht den Charakter des Bandes als Nachschlagewerk (S. 363–368) – was natürlich auch für den großen Beitrag zu den Marienkirche-Inschriften von Jürgen Herold gilt (S. 112–177 mit Farbtafel 56–66 auf S. 414–418).

Das Geleistete ist noch einmal höher zu veranschlagen angesichts der Lage des Archivs des Pfarramts Grimmen – eine „schwierige", „mehr als jämmerliche Situation" (S. 15a und 344b u.). Man kann Ausführungen H. Poradas zum jüngeren und jüngsten Geschick dieser Archivalien nur noch als Trauerspiel lesen (S. 15–17) und auf nachhaltige Rettung des Vorhandenen hoffen (s. nur als Beispiel Farbtafel 67, S. 419) – mitbedenkend, was bis in neueste Zeit durch Vandalismus, absichtlichen Verlust und ebensolche Vernachlässigung verlorenging (Farbtafel 156, S. 451 mit S. 334 Abb. 5; S. 104, 107f. Abb. 1, 7, und 10; S. 173f mit Tafel 65 auf S. 417: Bildnis des Außerordentlichen Professors, Unterbibliothekars, dann Pfarrers und Superintendents Carl Wilhelm Johann Bindermann, 1814–1878; Farbtafeln 20a–b mit dass. 19, S. 396f: Kapelle Kaschow, Inneneinrichtung; S. 350–351: Die alte Kirchenbude). Erfreulicherweise ist mit der Restaurierung des Bindermann-Bildes die Rettung der vier Pastorenbilder erfolgreich eingeleitet. Glücklicherweise sind vorhandene Archiv-Parallelüberlieferungen in Greifswald, Stralsund genutzt (neben mannigfachen weiteren Materialien im In- und Ausland). Zwei Beiträge des Bandes thematisieren ausdrücklich auswärtige Materialien (S. 179ff, S. 279–283). Dabei ist noch das Archiv eines alteingesessenen Geschäftes „Foto Kraehmer Grimmen" zu nennen, das interessante Zeitdokumente beitragen konnte (S. 287).

Die Ausstattung des Bandes lässt eigentlich keine Wünsche offen. „Bimedial" wird die Publikation durch die im Internet bereitgestellten Personen- und Ortsregister. Druckbild, Bildqualität, Übersichtlichkeit, Buchverarbeitung befinden sich auf hohem Standard. Ein breiter Interessentenkreis ist im Blick. Der sensationelle Seitenpreis von erkennbar unter 0,10 Euro verdankt sich gewiss der stattlichen Zahl an Zuschussgebern (S. 4 und 9) und dürfte dem Verkauf förderlich sein. Ein Gemeinschaftswerk von Autoren und Institutionen (s. S. 9/10) gelang, das sich als „bleibende Dokumentation" verstehen kann. Aber: Ober- und Untertitel sind

gewiss zu bescheiden gewählt (nicht nur wegen der Einbeziehung von Stoltenhagen, Kaschow und Klevenow). Es werden entschieden der Horizont der Landes-, aber auch der allgemeinen Kirchengeschichte abgeschritten – von den oben genannten Disziplinen zu schweigen. Kunst-, Sozial-, Stiftungsgeschichte, Hymnologie erhalten ihr Recht – kurz: eine höchst empfehlenswerte, informative, ansprechende Veröffentlichung aus der Kirchengeschichte Pommerns in einem weiten Rahmen. **[1979]**

*Dietrich Blaufuß*

## 3. Bayerische (Kirchen-)Geschichte (Nr. 1980–2002)

### *3.1. Übergreifend (Nr. 1980–1988)*

Jahrbuch für fränkische Landesforschung 2013 (von Campenhausen) (Nr. 1980) – Hartmann: Bayerns Weg in die Gegenwart (Wolf) (Nr. 1981) – Wendehorst: St. Burkard in Würzburg (Urban) (Nr. 1982) – Schwaiger (Hg.): Kloster Weltenburg (Unterburger) (Nr. 1983) – Barth: Kulmbach (Historischer Atlas von Bayern I/38) (Weber) (Nr. 1984) – Kießling (Hg.): St. Anna in Augsburg (Huber) (Nr. 1985) – Schneider: Gräfenberg. Ein fränkisches Dekanat (Herz) (Nr. 1986) – Haller (Hg.): Kraftshof (Herz) (Nr. 1987) – Bärsch / Trollmann (Hg.): Gotteslob und Menschenwerk [Pfarrgemeinde Buxheim bei Ingolstadt] (Jan Huber) (Nr. 1988)

Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Band 73 (2013), hg. vom Zentralinstitut für Regionenforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg – Sektion Franken: Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg (Wiss. Kommissionsverlag Stegaurach), 2014. – X + 293 S., geb., Festeinband, Abb. – ISBN 978-3-940049-18-6.

Das Jahrbuch gewährt mit seinem gleich anfangs gebotenen Überblick über die laufenden Arbeiten zur fränkischen Landesforschung (S. V–X) Einblick in die aktuelle Forschung. Es versammelt sodann acht durchweg gut lesbare Artikel.

*Rainer Braun* behandelt die „Kontinuität im bayerischen Hinterland des rätischen Limes“ (S. 1–21) und fragt nach der Entwicklung entlang des ehemaligen römischen Limes im Blick auf die Siedlungs-, Bevölkerungs- und Kulturkontinuität nach dem Ende der römischen Herrschaft.

*Michael Zieg* beleuchtet in seinem Beitrag über die Fehden des Martin Ziech gegen Frankfurt und Fulda im 15. Jahrhundert (S. 23–46) die Situation des fränkischen Niederadels im Spätmittelalter. Er entfaltet die Lebensgeschichte des Martin Ziech, soweit in Quellen belegbar, und bietet beinahe bedrückende Einblicke in ein Leben voller Regelverstöße eines Menschen, der Fehden zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat.

Der umfangreiche Beitrag von *Otto Spälter* über „Die handschriftlichen Schatz-, Reliquien- und Heiltumsverzeichnisse des Bamberger Domstifts bis zur Heiltumsweisung 1479 und die gedruckten Bamberger Heiltumsbücher von 1493, 1495 und 1509“ (S. 47–153) zeigt einen Wandel auf: Während die zunächst handschriftlichen, dann gedruckten Verzeichnisse von Reliquien und anderen Kirchenschätzen zunächst vor allem die äußeren und materiellen Werte zur wirtschaftlichen Absicherung des Domstiftes im Vordergrund stehen, geht es später vor allem um die ideellen Werte der Reliquien, um ihre Präsentation und ihre Bedeutung für die Frömmigkeit. Der Artikel enthält einen umfänglichen Quellenanhang

mit sehenswerten Abbildungen aus den gedruckten Heiltumsbüchern (S. 117–152). Spälter kommentiert die im Anhang wiedergegebenen Quellen bis hin zu Merkmalen der Handschrift, die auf bestimmte Herkünfte schließen lassen.

Der Beitrag von *Simon Hamper* „St. Sebald, Heiliger und Nürnberger Stadtpatron" (S. 153–173) fällt insofern aus der Reihe, als er ausschließlich aus der Sekundärliteratur heraus die Entstehung der Legenden um den Nürnberger Stadtpatron St. Sebald nachzeichnet. Das tut der Lektüre jedoch keinen Abbruch. An St. Sebald lässt sich besonders schön zeigen, wie die Entwicklung einer Stadt und die ihres Stadtpatrons sich gegenseitig bedingen. Dass die absichtsvoll gelenkte Legendenbildung um einen Heiligen einen ätiologischen Charakter hat, dürfte auf viele Heilige zutreffen. Dass dies aber so unverhohlen und öffentlich geschehen konnte, verblüfft doch.

*Regina Hindelang* berichtet über „Das Waisenhaus in Ansbach. Eine pietistische Gründung nach dem Vorbild von Halle" (S. 175–196). Das Waisenhaus in Ansbach (1709–1801) wurde durch Sophia Magdalena von Crailsheim gegründet und dann vielfältig aufgestiftet und unterstützt. Der Pietismus in Ansbach hatte es zwar schwerer als in Halle oder z.B. in Württemberg, fand aber offenbar genügend Förderer. Regina Hindelang vergleicht immer wieder die Waisenhäuser in Ansbach und Halle im Blick auf die Ausstattung, pädagogische Zielsetzung und daran angeschlossene Unternehmungen wie z.B. den Buchhandel, der in Ansbach kaum nachweisbar ist.

*Ute Feuerbach*, Archivarin der Stadt Volkach, schreibt über „Schloss Klingenberg … und die Familie … von Zandt" (S. 197–217). Ihr Beitrag ist mit Farbbildern ausgestattet. Zuvor und immer wieder beklagt sie den Niedergang historischen Wissens durch halbrichtige Informationen im Internet. Sie hält es für wichtig, die Geschichte z.B. eines Schlosses und einer Familie auf wissenschaftlichem Niveau zu bieten. Dabei übersieht sie, dass der Buchmarkt ebenso wie das Internet eine amorphe Ansammlung von guten und schlechten Informationsquellen darstellt. Hier wie dort muss der Leser auswählen und bewerten. Zudem wäre es schlichtweg unmöglich, alle Informationen von der Geschichte Klingenbergs vergleichbarer Relevanz gedruckt zu publizieren. Z.B. sollte man das Onlinelexikon „Wikipedia" als Quelle wissenschaftlicher Forschung nicht akzeptieren, als Erstinformation zu zahllosen Themen bietet es eine Hilfe, die durch gedruckte Medien nicht realisierbar wäre. Immerhin nimmt die Autorin unter www.deutsche-digitale-bibliothek.de einen Silberstreif am Internet-Horizont für die kulturelle Forschung wahr. Der Versuch zeigt allerdings, dass Artikel auch Beiträge dieser Website gerne mit Wikipedia verlinkt werden.

Einen weiteren Beitrag bietet *Judith Sandmeier*: „Reflexionen einer nervösen Epoche? Bauliche und konzeptionelle Analyse der heil- und Pflegeanstalten Kutzenberg und Lohr am Main im Kontext medizinischer, gesellschaftlicher und stadtbaukünstlerischer Reformbewegungen um 1900" (S. 219–258). Sie beschreibt den Einfluss der Städtebaureformer und gesellschaftlicher Ideale auf die Errichtung einer Heil- und Pflegeanstalt. Im Wesentlichen werden die Wege, Straßen, Platzräume, Bewegungsräume, architektonische Ausstattung der Gesamtanlage diskutiert, mit großem Interesse auch an der optischen Wirkung des Ganzen.

*Stephan Link* geht in seinem Artikel über „Koloniale Träume. Interessenskonflikte am Beispiel eines fränkischen Ansiedlungsprojektes in Deutsch-Ostafrika 1913" (S. 259–293) auf die Entwicklung der Kolonialpolitik des deutschen Reiches ein. Ausgangspunkt ist ein Vortrag vor den Mitgliedern des Bamberger Gartenbauvereins im Jahr 1913 durch den Großgärtnermeister Robert Mayer. Link schildert parallel die soziale und wirtschaftliche Lage der Gärtner im Bamberger Land und die deutsche Kolonialpolitik seiner Zeit. Das Projekt wurde nicht umgesetzt, und es

fragt sich, ob die Verbindung, die Link zwischen den beiden Themenkreisen knüpft, mehr als ein Stilmittel ist. Immerhin erfährt man viel über die Unwägbarkeiten der Auswanderung und Kolonisierung der Zeit.

Das Jahrbuch enthält anregende Beiträge. Statt einer leeren letzten Seite wünschte man sich ein Personen- und Ortsregister. **[1980]**

*Lorenz von Campenhausen*

Hartmann, Peter Claus: Bayerns Weg in die Gegenwart. Vom Stammesherzogtum zum Freistaat heute. 3., überarb. und ergänzte Aufl. Regensburg: Pustet, 2012. – 741 S., geb., zahlreiche sw. Abb., Karten und Tabellen. – ISBN 978-3-79171875-0.

Eine einbändige Geschichte Bayerns im großen Bogen vom 6. bis zum beginnenden 21. Jahrhundert zu schreiben, stellt den Verfasser vor eine doppelte Herausforderung: zum einen gilt es, angesichts der riesigen Stofffülle Schwerpunkte zu setzen und auch durchzuhalten. Zum andern ist eine den raschen Überblick fördernde Darstellungsweise vonnöten. Der Autor (Ordinarius für Neuere Geschichte und Bayerische Landesgeschichte an der Universität Passau und von 1988 bis 2005 an der Universität Mainz) hat sich angesichts dieser Herausforderungen dafür entschieden, die Entwicklung der drei Räume, die erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts zum neuen Bayern zusammengewachsen sind und bis dahin eine eigene Geschichte hatten – (Alt)-Bayern, Ostschwaben und Franken – in den Blick zu nehmen. Neben der Politik finden gesellschaftliche Entwicklungen, Religion, Kunst und Geistesleben in Grundzügen Berücksichtigung, wenn auch das Mittelalter zugunsten der Gegenwart summarischer abgehandelt wird. Die zahlreichen Überschriften (vgl. das detaillierte Inhaltsverzeichnis, S. 7–40) verweisen oft auf kompendienhafte Unterkapitel, dienen aber primär der schnellen Orientierung, unterstützt durch ein sehr sorgfältig erarbeitetes und informatives Register (S. 691–738). Besonders hervorzuheben sind die vielen Fotos und Skizzen zur Illustration des Textes. Die letzten 100 Seiten des Werkes sind der differenzierten Präsentation der Regierungen und politischen Vertreter seit der Nachkriegszeit gewidmet, der Parteiengeschichte wie der Zusammensetzung der Landtage und skizzieren sehr sachkundig Bayerns Strukturwandel nach dem Zweiten Weltkrieg vom agrarisch bestimmten Land zum Hochtechnologiestaat.

Zur Erstinformation hat der Verfasser ein sehr lesenswertes und sachdienliches Kompendium vorgelegt, dessen ausgezeichneter bibliographischer Anhang (S. 657–690) zur vertiefenden Beschäftigung mit einzelnen geschichtlichen Themenbereichen und Detailfragen anregt. **[1981]**

*Gerhard Philipp Wolf*

Wendehorst, Alfred: Das Bistum Würzburg, Teil 6: Die Benediktinerabtei und das adelige Säkularkanonikerstift St. Burkard in Würzburg (= Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz, Germania Sacra NF 40). Berlin – New York: Walter de Gruyter, 2001. – XI + 474 S., geb., Leinen, 5 Bildtafeln, 2 Karten. – ISSN 0435-5857.

Schon länger zurückliegend war 2001 in der Reihe der Germania Sacra ein Band erschienen, der sich mit der Geschichte eines aus einem Adelskloster hervorgegangenen Stiftes befasst. Trotz der Zeitspanne zwischen Erscheinen auf dem Buchmarkt und der Rezension soll das Buch kurz vorgestellt werden, auch weil dieser Band von dem am 3. September 2014 verstorbenen Nestor der Fränkischen Landesgeschichte und Landeskirchengeschichte, Alfred Wendehorst, erarbeitet wurde.

Als Sitz für den Domklerus von Würzburg gründete der erste Bischof Burghard (gest. 753) auf dem linken Mainufer das Domkloster St. Maria, Andreas und Magnus, während die Marienkirche auf dem

sich darüber erhebenden Bergvorsprung die Kathedralkirche war. Schon unter Burghards Nachfolger Megingoz (abgedankt 768) kam es zur Spaltung unter der Klostergemeinschaft wegen unterschiedlicher Auffassung monastischer Lebensform als Folge der Klerikalisierung des Mönchtums. Spätestens 788 nach der Translation der Gebeine des hl. Kilian (gest. 686) und seiner Gefährten in den Salvatordom (heute Neumünster) auf der rechten Mainseite zog auch ein Teil des Domklerus von St. Andreas dorthin. Der verbliebene Teil der Klerikergemeinschaft war in ein Chorherrenstift umgewandelt worden. 1803 fiel es als kirchliche Einrichtung und als Versorgungsstätte des katholischen Adels der allgemeinen Säkularisation zum Opfer.

Wie weit verzweigt und damit intensiv die Darstellung dieser Institution mit allen dazugehörigen personellen, künstlerischen, architektonischen und kulturellen Fragestellungen geworden ist, zeigt bereits das sich über mehr als vier Druckseiten erstreckende Inhaltsverzeichnis, unterteilt in sieben Hauptgruppen mit insgesamt 50 Paragraphen. Allein 26 Archive, Bibliotheken und Institutionen in regionaler und internationaler Streuung (Archiv des Campo Santo Teutonico, Rom; Bibliotheca Apostolica Vaticana, Cittá del Vaticano; Deutschordenszentralarchiv Wien; Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien; Kriegsarchiv Wien) wurden konsultiert und deren Quellen ausgewertet. So ist auch die Liste an gedruckten Quellen und an Literatur (S. 3–16) beachtlich, denen der Autor eine Bestandsaufnahme der „Denkmäler" der Stifts- und Pfarrkirche von Altären bis zum Opferstock, der Skulpturen und Grabdenkmäler bis zu den liturgischen Büchern, Glocken und der erst 1588 aufgestellten Orgel, der Klosteranlage und den Kapellen, und der innerhalb und außerhalb des Stiftsbezirks liegenden Gebäude folgen lässt.

Die kurzen Beschreibungen dieser Themen vermitteln kompakt wichtige Sachverhalte, auch zu Besonderheiten. Im Sinne des pars pro toto seien die noch heute unter dem Chor durchführende Straße und der seit 1266 bezeugte Friedhof genannt.

Die unmittelbaren geschichtlichen Ereignisse, die das Leben von St. Andreas/St. Burkard ausmachen, sind in den Kapiteln 3 bis 7 (3 Historische Übersicht, 4 Verfassung und Verwaltung, 5 Religiöses und geistiges Leben, 6 Der Besitz, 7 Personallisten) erarbeitet. Vor allem die Personallisten mit den Biogrammen der zum Stift gehörenden Personen vom Abt bis zum Kämmerer und Vikar, das die Hälfte des Buches ausmacht, sind für die zunehmende biographische Erforschung des geistlichen Lebens von großer Wichtigkeit.

Auf diese fünf Kapitel sind 43 der insgesamt 50 Paragraphen verteilt, die in jeder Hinsicht ein interessantes und vielschichtiges Bild vermitteln, das hier, abgesehen von der Referierung einiger geschichtlicher Grundfakten, nicht weiter skizziert werden soll. So werden in Kapitel 3 „Historische Übersicht" (S. 38–71) die Frühzeit der Gründung am Main und die inneren Reformen bis zur Umwandlung in ein adeliges Chorherrenstift 1464 behandelt. Als „reine Konstruktion" (S. 41) wird dabei die dem Kloster bei der Reform Ende des 10. Jahrhunderts zugeschriebene Aufgabe der Priesterausbildung für das Kolonialland, der Aufbau der Pfarreiorganisation im Osten der Diözese Würzburg und die Berufung von Mönchen aus Hirsau aufgedeckt.

Weder vom Benediktinerorden noch von der Würzburger Bürgerschaft war die Umwandlung des Klosters 1464 akzeptiert, von Papst Pius II. sogar widerrufen und die Herstellung des status quo ante verlangt worden. Doch 1472 setzte der übernächste Papst die Umwandlungsurkunde erneut in Kraft, ein Akt, der vom regeltreuen Mönch und seit 1506 Abt von St. Jakob in Würzburg, Johann Trithemius (1462–1516) „geschmäht" wurde: Aus schlechten Mönchen sind noch schlechtere Kanoniker geworden (S. 46). So wurde bald geklagt, dass es bei den Stiften der Stadt „keine roheren, frecheren und ungezogene-

ren Vikare gebe“ als in dem aus der fränkischen Ritterschaft rekrutierten und der Reformation Luthers aufnahmebereitem Stift St. Burkard (S. 53).

Es soll noch auf Bezüge des Stiftes zu Orten und Ereignissen in Diözese und Hochstift Bamberg hingewiesen werden, da diese nicht von vornherein vermutet werden. Anhand des ausführlichen 48-seitigen Registers sind u.a. Bamberg, Banz, Buttenheim, Forchheim, Hollfeld, Nürnberg, Pottenstein, Reuth und Uetzing zu nennen. Letzteres wurde 1144 gegen einige Güter an das Kloster Michelsberg zu Bamberg vertauscht. An Frömmigkeitsformen sind die Wallfahrten von Stiftsmitgliedern nach Gößweinstein, Marienweiher und Vierzehnheiligen hervorzuheben.

Das Buch ist für die fränkische Kirchengeschichtsforschung unentbehrlich und eine Bereicherung für jede private oder öffentliche Bibliothek. [**1982**]

*Josef Urban*

Schwaiger, Georg (Hg.): Kloster Weltenburg. Geschichte und Gegenwart. Weißenhorn: Anton H. Konrad, 2014. – 521 S., geb., Leinen, Festeinband, 248 großteils farbige Tafelabb. – ISBN 978-3-87437-472-9.

Die lange angekündigte Gesamtgeschichte des Klosters Weltenburg ist endlich erschienen. Dem Vorwort des Herausgebers ist zu entnehmen, der Grund der Verzögerung habe in der Erarbeitung „der Anfänge und der ganzen Frühgeschichte gelegen“, die bekanntlich umstritten ist – Aventin erklärte Weltenburg zum ältesten Kloster Bayerns – und zu zahlreichen Spekulationen Anlass gegeben hat: Nach dem Tod von Friedrich Prinz im Jahre 2003 habe *Gertrud Diepolder* (Jahrgang 1925) sich „mit großem Einsatz dieser Frühgeschichte angenommen, konnte aber diesen umfangreichen Teil noch nicht druckfertig abschließen“. Er werde „demnächst gesondert erscheinen“ (S. 10). So ist der vorliegende Band gewissermaßen ein Torso geblieben, da er erst mit dem Hochmittelalter einsetzt. Ob die Entscheidung richtig war, anstatt einen anderen Bearbeiter zu beauftragen, den Band in der vorliegenden Form nun zu veröffentlichen und auf den Separatband zu warten, wird also die Zukunft zeigen.

Die historischen Beiträge beginnen mit der Darstellung der in Weltenburg quellenarmen hoch- und spätmittelalterlichen Geschichte durch *Franz Fuchs*. Er greift auf die umfangreichen historischen Vorarbeiten des letzten Abtes vor der Säkularisation (1786–1803), *Benedikt Werner* (1748–1830) zurück, dazu aber auch auf die Urkundenüberlieferung; für das 15. Jahrhundert liegen auch Heberegister und Ausgabenverzeichnisse vor. Nach einem Intermezzo mit Kanonikern hat Bischof Cuno (1126–1132) das Kloster 1128 wieder *monachis regularibus* anvertraut. Im Diplom ist Besitz in der Umgebung verzeichnet, etwa die Kirche in Staubing. Der Verfasser kann bis zum frühen 13. Jahrhundert ein leistungsfähiges Skriptorium plausibel machen. Wie in anderen Klöstern wurden im 13. Jahrhundert neue Dignitäten unter dem Abt eingeführt. Ab etwa 1300 scheint es zu einer wirtschaftlichen Krise gekommen zu sein; 1440/41 wurde die Kastler Reform eingeführt. Bei einer Visitation 1489 stand das Kloster dann doch kurz vor dem wirtschaftlichen Ruin, was zwei Mal zu Vorsteherabsetzungen führte, ehe man den Prüfeninger Mönch Ulrich Varenberger (1492–1507) zum Abt wählen ließ, dem eine Konsolidierung gelang.

Der nachfolgende Beitrag von *Manfred Heim* beschränkt sich weitgehend auf die ausgiebige Zitation und Paraphrase des freilich grundlegenden ungedruckten Werks von Werner. Dazu finden sich geradezu kuriose Fehler: Tegernsee sei ein Reformzentrum der Kastler (!) Reform gewesen (S. 38), Pfalz-Neuburg sei 1529(!) zur Reformation übergegangen (S. 40); im Norden hätten sächsische(!) Gebiete zum Bistum Regensburg gehört (S. 40). Dies ist umso erstaunlicher, da der Beitrag als Aufsatz schon in der

ZBLG nahezu identisch erschienen ist; doch fand er wohl auch dort keinen Korrektor. Ob man die Angabe Werners, dass 1517(!) angeblich erstmals Kartoffeln verzehrt wurden, nicht kritisch kommentieren müsste (S. 51)? Der Wechsel zwischen Äbten und herzoglich verordneten Administratoren im 16. Jahrhundert müsste doch mehr aus der landesherrlichen Klosterpolitik heraus erklärt werden; auch ist fraglich, ob der wirtschaftliche Erfolg wirklich derart monokausal auf die Fähigkeiten der Klostervorstände zurückgeführt werden kann, wie es die ältere Klosterchronistik tat. Nach Werner existierte bereits im 16. Jahrhundert der Brauch, dass bei Klostereintritt immer dieselben neuen Vornamen vergeben wurden.

Die Zeit zwischen 1600 und 1803 ist auf drei Beiträge des Herausgebers aufgeteilt: Im Jahre 1975 war zur Geschichte des Klosters 1626–1803 die von ihm betreute Dissertation von *Otmar Rieß* erschienen, die 514 Seiten umfasst. Im Vorwort erfährt man: Rieß habe „wegen anderweitiger Arbeitsüberlastung" nicht selbst „die Ergebnisse seiner Forschungen in vorliegenden Band" einbringen können (S. 10). Die Beiträge *Schwaigers* sind jedenfalls Paraphrase und Zusammenfassung dieser Dissertation; teilweise werden Sätze beinahe identisch übernommen, jeweils am Ende eines Absatzes aber mit Verweis auf den Schüler. Einige markante Äbte seien erwähnt:

Unter Matthias Abelin (1626–1659) – bedrückt durch die Kriegsabgaben, Plünderungen und schwedische Besatzungen – gelang es 1630/33, neben Ring und Stab auch die Mitra zu erlangen. Ab 1637 kam es zum Wiederaufbau: Das Restaurationswerk wurde bis Kriegsende immer wieder durch Truppendurchmarsch, Abgaben und Flucht gefährdet. Abelin gelang trotzdem – auch durch seine erheblichen Einkünfte aus Landschaftsämtern – eine rasche Konsolidierung der Finanzen nach Kriegsende. Auch verfasste er einen Äbtekatalog. Unter Abt Maurus Bächel (1713–1743) setzte dann eine umfangreiche Bautätigkeit ein. Nach der Wallfahrtskirche auf dem Frauenberg/Arzberg wurden die Klostergebäude erneuert. Ab 1718 baute Cosmas Damian Asam, den Bächel von seiner Zeit als Prior in Ensdorf her kannte, die Klosterkirche neu; unterstützt wurde er von seinem Bruder Egid Quirin. Auch viele Wirtschafts- und Nebengebäude ließ Bächel instandsetzen und verbesserte die wirtschaftliche Grundlage des Klosters durch Kauf der Hofmark Affecking bei Kelheim. Unter ihm kam es aber auch zu Parteiungen und Opposition im Konvent, die immer wieder im 18. Jahrhundert auftraten.

Die Asamkirche deutet sachkundig *Robert Stalla* als dezidiert an römischen Vorbildern (v.a. Pantheon, Borromini und Bernini, Pozzos Il Gesù) und Eindrücken orientierten Kirchenbau, dem so in der süddeutschen Barockarchitektur eine „Schlüsselposition" (S. 191) zukomme; die Lichtregie, in Rom auf Altäre und Kapellen beschränkt, habe Asam auf den gesamten Kirchenbau übertragen, der von römischer *gravità* geprägt sei. Borrominis in Rom hochumstrittene *corintia alla borrminiana*-Säule griff Cosmas Damian etwa bewusst auf. Außer Fest- und Leichenpredigten scheint das Kloster im 18. Jahrhundert keine schöne Literatur hervorgebracht zu haben.

Unter Abt Rupert Walxhäuser (1778–1786) – der Schule und Bildung förderte – kamen immerhin Theaterstücke zur Aufführung: vor allem kam es damals aber zu einer beachtlichen musikalischen Produktion: Für die Zeit vor 1600 kann *Bernhold Schmid* nur wenige Hinweise auf die musikalische Praxis in Weltenburg finden: Man sang ausschließlich Choral, eine Orgel scheint es bereits im Mittelalter (14. Jahrhundert) gegeben zu haben. Nach Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas baute der Regensburger Caspar Sturm 1597 eine neue Orgel; mit dem Neubau der Klosterkirche unter Bächel wurde zunächst eine kleines Instrument von Franz Schleich angeschafft, die dann 1729 durch eine größere Johann Conrad Brandensteins ersetzt wurde. 1908

wurde hinter dem Hochaltar ein neueres Instrument eingebaut. 1710 wird – so *Robert Münster* – erstmals Figuralmusik erwähnt, 1727 ist erstmals von „Singknaben" die Rede. Während die Kompositionen P. Bernhard Klaibas nicht erhalten blieben (Chorregent Jais ließ in den 1770er Jahren die älteren Musikalien vernichten), kam es unter den Äbten Walxhäuser und Werner – letzterer verfasste eine umfängliche Geschichte der Musik – ab 1778 zu einer Blüte: P. Benno Gru(e)ber (1759–1796), der in Weyarn Unterricht erhalten hatte, komponierte zahlreiche Singspiele und Kantaten und war sicher der bedeutendste Klosterkomponist, besonders im Zusammenspiel mit Texten des Prüfeninger Abtes Kornmann, für dessen Kloster er viel verfasste. Seine künstlerischen Leistungen wurden durch übermäßigen Alkoholkonsum erkauft, so Werner. Unter den Singknaben Weltenburgs erlangte Paul Rothfischer Berühmtheit, der von Mozart für die Salzburger Hofmusik empfohlen wurde; Johann Simon Mayr wurde zu einem der erfolgreichsten Opernkomponisten der Zeit; zu seinen Schülern in Bergamo zählte Gaetano Donizetti.

Unter Abt Werner und Bibliothekar Ildefons Hefele kam es auch zu einem erheblichen Ausbau der bislang kleinen Bibliothek, nach *Christoph von Aretin* gab es 1803 eine große Sammlung vor allem zur deutschen Geschichte. 1803 entschlossen sich die zehn Patres und der eine Frater gegen eine Pension auszutreten, so dass Abt Werner nach München zog und von dort aus seine gelehrten Studien betrieb. Lokalkommissär Wolfgang Scharzer verhinderte in der Folge den Abbruch der Abteikirche, nachdem sich die Klostergebäude wegen ihrer abgelegenen Lage als unverkäuflich erwiesen; die Brauerei wurde verpachtet, dann verkauft, schließlich aber 1812 der Pfarrsitz von Staubing nach Weltenburg verlegt.

Die Wiedererrichtung des Klosters, zunächst 1842 als Priorat, schildert *Michael Kaufmann*. Die Neuerrichtung von Klöstern unter Ludwig I., die 1830 mit Metten begann, gestaltete sich bekanntlich schwierig. Dass die Wahl dann auf Weltenburg fiel, hatte nicht nur den Grund, dass die Gebäude in Staatsbesitz geblieben waren, sondern auch, dass die Landschaft des Donaudurchbruchs durch private Steinbrüche massiv bedroht wurde. In Metten hätte man eher die Neugründung von Kloster Mallersdorf bevorzugt, entsandte für das Priorat dann aber zwei Patres und zwei Laienbrüder. Brauerei und Klosterökonomie wurden zurückgekauft, doch blieb die finanzielle und personelle Ausstattung (Abhängigkeit von Metten) über Jahrzehnte prekär, eine Konsolidierung erfolgte erst ab der Jahrhundertwende. Ein Erfolg wurde zunächst die 1904 gegründete ländliche Fortbildungsschule mit Internat, 1913 wurde Weltenburg wieder zur selbstständigen Abtei erhoben.

Die Klostergeschichte des 20. Jahrhunderts zeichnet *Georg Schwaiger* nach. Die Zeit unter dem lange regierenden Emmeram Gilg (1923–1968) kann er durch Jugenderinnerungen bereichern. Allmählich überalterte freilich der Konvent, die Landwirtsschule geriet in eine Krise. Mit der 1969 gegründeten „Weltenburger Akademie" wurde ein neues Standbein in der Erwachsenenbildung erfolgreich aufgebaut. 1973 wurde der Ettaler Thomas Niggl zum Prior (seit 1976) Abt gewählt. Dessen fragwürdige Verstrickung in das sektiererische Engelwerk wird ebenso wenig näher thematisiert wie die zahlreichen Austritte nach dessen Resignation 1995. Dem abschließenden Beitrag von Abt *Thomas Freihart* ist zu entnehmen, dass gegenwärtig mehr als 500.000 Touristen das Kloster besuchen. Das Pfingsthochwasser 1999 zwang nicht nur zu umfangreichen Restaurations-, sondern auch zu neuen Schutzmaßnahmen. Der Band ist durch zahlreiche und schöne, in Blöcken beigefügte, Fotographien ausgestattet. Er wird abgerundet durch Gertrud Diepolders Beschreibung dreier Zeichnungen (1568, 1608 und 1726) des Klosters, die vor allem eine Vorstellung der vor-Asam'schen Klosteranlage ermöglichen. Auf einer Karte „altbayerischer

Prälatenklöster“ (S. 507) vermisst man die Klöster in Michelfeld und Weißenohe.

[**1983**]

*Klaus Unterburger*

**Barth**, Rüdiger: Kulmbach. Stadt- und Altlandkreis [2 Teilbände]. München: Kommission für bayerische Landesgeschichte, 2012 (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken I/38). – XXXIX + 894 S., kart., 2 Kartenbeilagen. – ISBN 978-3-7696-6554-3.

Dieses Werk beschreibt, wie im Vorwort angekündigt, Bildung und Vielfalt des Phänomens Herrschaft im Altlandkreis Kulmbach. Die Entwicklung in Mittelalter und Früher Neuzeit stehen im Mittelpunkt des ersten Teilbandes. Der zweite umfasst den Zeitraum zwischen 1792 und heute.

Die Entstehung der einzelnen Orts- und Kirchengemeinden im Mittelalter und ihre Geschichte in der frühen Neuzeit unter den Vorzeichen von Besiedlung, späterem fürstlichem Landesausbau und Reformation werden detailreich und präzise herausgearbeitet.

Das Nebeneinander von Markgraf, Stadt, Adel und Kirche zeigt exemplarisch, wie in der Frühen Neuzeit mittelalterliche Rechtsstrukturen weiterbestanden und die Landesherrschaft im 17. und 18. Jahrhundert Stückwerk blieb. Daher rührt die Vielfalt der unterschiedlichen Herrschaftsrechte, die oft genug noch in kleinen Dörfern und Weilern auf mehrere Träger verteilt waren. Das Fortbestehen alter Grundrechte erklärt auch den noch nach der Reformation fortbestehenden Einfluss des nicht landständigen Klosters Langheim und des Bistums Bamberg im ansonsten evangelisch-lutherischen Landkreis.

Die genaue Beschreibung der reichsrechtlich komplexen Gemengelage der Markgrafenherrschaft neben den Institutionen der fränkischen und vogtländischen Ritterschaft und dem fränkischen Grafenkolleg (Adelsherrschaft Thurnau) ergänzt das facettenreiche Bild. Die beiden Karten erweisen sich als sehr hilfreich. Um so markanter tritt der Umbruch um 1800 und die Integration in das neue Königreich Bayern mit seinen modernen Verwaltungsprizipien hervor.

Das Untersuchungsgebiet hat mit diesem Werk eine Darstellung auf dem Stand der neuesten Forschung gefunden. Der Historische Atlas ist so für das westliche und mittlere Oberfranken abgeschlossen. Er empfiehlt sich für alle, die ein kompaktes regionales Nachschlagewerk nutzen wollen, insbesondere für lokale Forschungen zu einzelnen Orts- und Kirchengemeinden. [**1984**]

*Wolfgang Weber*

**Kiessling**, Rolf (Hg.): St. Anna in Augsburg. Eine Kirche und ihre Gemeinde. Augsburg: Wißner, 2013. – 880 S., geb., Festeinband, zahlreiche Abb. – ISBN 978-3-89639-940-3.

Die seit der Römerzeit besiedelte und seit dem frühen Mittelalter als bischöfliche Kathedralstadt herausgehobene Augusta wurde zu einer Hauptstadt der Reformation und mit der Kirche St. Anna in ihrem Zentrum zu einem Erinnerungsort des Protestantismus. Dieser stattliche Band bietet tatsächlich, wie der Herausgeber im Vorwort (S. 9) ankündigt, eine „umfassende Gesamtgeschichte“, die nicht nur das „Gesamtkunstwerk St. Anna“, sondern auch das „Schicksal der ‚Gemeinde‘“ nachzeichnet. Anlässlich der im Jahr 2007 in Angriff genommenen umfassenden Sanierungsmaßnahmen war Rolf Kießling, der auch in seinen historischen Studien immer wieder die Perspektive der „Gemeinde“ thematisiert hatte, von der amtierenden Stadtdekanin zu diesem Werk angeregt worden. Es bietet 24 Einzelbeiträge von bestens ausgewiesenen Autoren und Autorinnen (und einen Anhang von über 100 Seiten), auf dem neuesten Stand der Forschung. Die letzte Monographie zu St. Anna hatte im Jahr 1938 der (bis 1937) amtierende Augsburger Stadtdekan Wilhelm Schiller (1870–1947) vorgelegt.

*Kießling* macht selbst den Anfang mit der bis zum Vorabend der Reformation reichenden historischen Skizze „Das Karmelitenkloster und die Bürgerschaft" (S. 13–40). Daran schließen sich die Studien von *Bernhard Brenner* („Der Konvent der Karmeliten und seine Prioren – Wissenschaft und Spiritualität", S. 41–76), *Barbara Baumeister* („Fürsorge im Schatten der Kirche – Das Hirnsche Seelhaus", S. 77–92) und von *Hans Heinrich Häffner* über „Die Baugeschichte des Klosters" (S. 93–120) an. *Brigitte Sölch* äußert sich eingehend „Zu Kunst und Raumbeziehungen der Grabkapellen" (S. 121–156), während *Anja Grebe* „Albrecht Dürers Entwürfe für die Fugger-Epitaphien" (S. 157–177) thematisiert.

Der zweite Teil des Werks „Die evangelische Gemeinde in einer bikonfessionellen Stadt" wird wieder durch einen Beitrag des Herausgebers eröffnet: er skizziert die „Gemeindebildung im Pluralismus der Reformation" (S. 181–218). Die Fortsetzung bietet *Andreas Gößner* mit seinem Überblick „Zwischen Religionsfrieden und Dreißigjährigem Krieg: die Prädikanten im Spannungsfeld der theologischen Orientierungen" (S. 219–238). Nach dem Interim sahen sich die Augsburger Protestanten zunehmend bedroht, auch wenn seit 1580 eine gewisse Konsolidierung der Strukturen festzustellen ist. Der Beitrag des Herausgebers „St. Anna im Dreißigjährigen Krieg: die Geburt eines Traumas" (S. 239–269) schildert, welchen Drangsalen die evangelische Gemeinde ausgesetzt war, bis endlich der Westfälische Friede 1648 die Parität der „Religionen" festlegte. Der Geschichte von St. Anna unter dem hochbedeutenden (freilich zunächst intern angefeindeten) Halleschen Pietisten Samuel Urlsperger widmet sich in einer eingehenden Studie Alt-Dekan *Rudolf Freudenberger* (S. 271–307). Auf „Die Fugger und ihre Kapellenstiftung bei St. Anna" geht *Franz Karg* ein (S. 309–326).

*Meinrad von Engelberg* und *Gode Krämer* schildern sodann „Reparationsbau von St. Anna 1747–1748" (S. 329–365), die auszierende Umgestaltung der Kirche im Zeitalter des Rokoko, der der Wille zur „konfessionellen Selbstbehauptung in Stuck und Fresken" vor allem im Gegenüber zur römisch-katholischen Fugger-Kapelle programmatisch zugrundelag. *Barbara Rajkay* stellt unter dem Titel „Evangelisches Bekenntnis und profane Memoria" die Elemente protestantischer Sepulkralkultur in St. Anna vor (S. 367–409), während *Andreas Link* die „Entwicklung, Akteure, Hintergründe" der Ausstattung mit Tafel- und Leinwandgemälden nachzeichnet (S. 411–450). Den bis ins Jahr 1536 zurückgehenden kostbaren Bestand an evangelischem Abendmahls- und Altargerät würdigt *Christoph Emmendörfer* (S. 451–488). *Günther Grünsteudel* geht der „Geschichte der Musikpflege bei St. Anna" nach (S. 489–536), die das Zentrum der reichsstädtischen Kirchenmusik bildete. Unter der Überschrift „Erinnerungstrias im Evangelisch-Augspurgischen Zion – Kirche, Gymnasium und Kolleg als Zentren der Jubiläumskultur" beschreibt *Stefan W. Römmelt* (S. 537–570), wie die verschiedenen Reformations-, Konfessions- und Friedensjubiläen vom 17. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts begangen wurden.

Im Beitrag „Von der Reichsstadt zum Königreich Bayern" bedenkt *Rolf Kießling* den „Weg der Gemeinde in Zeiten des Umbruchs um 1800" (S. 573–601), bevor *Gerhard Hetzer* mit den Stichworten „Stadt – Monarchischer Staat – Landeskirche" die politischen „Bezugspunkte der Kirchengemeinde 1818 bis 1871" markiert (S. 603–633). Ins 20. Jahrhundert schließlich führt der Beitrag von *Karl-Heinz Fix* „St. Anna im Kaiserreich 1871 bis 1918" (S. 635–654), und *Werner K. Blessing* würdigt die Augsburger Diakonissenanstalt, die er als „karitatives Zentrum für Bayern im Gemeindesprengel" charakterisiert (S. 655–686). Einen spannenden Höhepunkt des Sammelbandes stellt gewiss *Georg Seiderers* Beitrag über die „Evangelische Kirche in Augsburg in der Weimarer Republik und unter dem Nationalsozialismus" dar (S. 687–715). Dabei

rückt Seiderer Dekan Wilhelm Bogner (1897–1946), der aus dem kleinen Bauerndorf Fünfbronn bei Spalt stammte, in den Fokus. Dessen Tagebücher erweisen sich als aufschlussreiche Quelle und werden hier erstmals eingehend ausgewertet. In die Gegenwart schließlich führt *Helmut Baier:* „Die Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg" (S. 717–747).

Fazit: Ein eindrucksvolles Buch über die Geschichte einer kunst- und kirchenhistorisch bedeutenden Kirche. Der Beitrag von Dekanin *Susanne Kasch* widmet sich der aktuellen Gemeindewirklichkeit (S. 749–773). Er verbindet soziologisch-kybernetische Analyse und tiefschürfende theologische Überlegungen. In ihm liest man eine angesichts der „großen" Vergangenheit nachdenklich machende Information: Von den 50 Kindern der Kindertagesstätte bei St. Anna sind 21 muslimisch, 5 römisch-katholisch, nur 3 evangelisch und 14 bekenntnislos. Bei allem Glanz, der bis in die Gegenwart strahlt und den dieses Buch bei allen Prüfungen in der Geschichte auch widerzuspiegeln sucht, stellt sich bedrängend die Frage nicht nur an St. Anna, sondern überhaupt an die Kirche Augsburgischer Konfession: Quo vadis?

[**1985**]

*Wolfgang Huber*

Schneider, Bernhard: Gräfenberg. Ein fränkisches Dekanat. [Nürnberg:] Verein für bayerische Kirchengeschichte, 2014. – 616 S., geb., 45 Abb., Festumschlag. – ISBN 978-3-940803-12-2.

Das von einem promovierten Kirchenhistoriker und Gymnasiallehrer vorgelegte Werk ist „vor allem für die Gemeindeglieder im Dekanat gedacht" (S. 15) und will dessen Geschichte von seiner offiziellen Errichtung im Jahr 1810 bis in die Gegenwart zeichnen, wobei der „Hauptschwerpunkt […] deutlich auf den Geistlichen [liegt], die in Gräfenberg das Amt des Dekans innehatten" (S. 16). Schneider setzt mit „Anmerkungen zur vorbayerischen Geschichte der Pfarreien des Dekanats Gräfenberg" ein (S. 21–38), um dann im ersten Kapitel die Entstehung der evangelischen Kirche in Bayern zu behandeln (S. 39–62). Darauf folgt ein umfangreiches Kapitel über den „Dekanatsbezirk Gräfenberg", das der Geschichte der einzelnen Kirchengemeinden gewidmet ist (S. 63–224). Anschließend wird in vier weiteren Kapiteln die Dekanatsgeschichte „bis 1866" (S. 225–356), „im zweiten deutschen Kaiserreich" (S. 357–386), „von 1919 bis 1945" (S. 387–418) und „nach dem zweiten Weltkrieg" (S. 419–489) abgehandelt. Es folgen das Resümee des Autors (S. 490–496), ein Ausblick der amtierenden Dekanin (S. 497f), einige Textdokumente (S. 499–549), ein Anhang mit Glossar und Verzeichnis der Abkürzungen, Abbildungen, Quellen und verwendeten Literatur (S. 550–583) sowie das Register, das Bibelstellen, Sachen und Begriffe, Orte und Personen auflistet (S. 584–616).

Die Arbeit basiert auf einer insgesamt soliden Quellenbasis, ist flüssig geschrieben und sorgfältig redigiert und gut zu lesen. Sie bietet dem Leser zum Thema eine Fülle von Informationen, die zudem durch ein sorgfältig gestaltetes und differenziertes Register erschlossen werden. Allerdings ist ein solches Register, vor allem der Sachen und Begriffe, auch dringend erforderlich, will man sich als Leser einen schnellen, aber doch umfassenden Überblick über bestimmte Sachverhalte verschaffen. Denn die von Schneider gewählte Gliederung seiner Arbeit ist durchaus problematisch: Einerseits stellt er in einem Kapitel der Reihe nach die Geschichte von zwölf Kirchengemeinden des Dekanats jeweils von 1810 bis zur Gegenwart dar, was häufig zu Doppelungen und Wiederholungen führt. Außerdem werden zahlreiche in diesem Zusammenhang schon relativ erschöpfend dargestellte Ereignisse und Themen dann nochmals bei der Präsentation der Geschichte des Dekanats von 1866 bis 2012 erneut aufgegriffen und wiederholt. So weiß selbst der kirchenhistorisch bewanderte Leser anhand der Gliederung oft nicht,

wenn er sich für ein bestimmtes Thema interessiert, wo er sich zuerst zu informieren hat. Immer wieder wird er gezwungen, zwischen verschiedenen Kapiteln hin und her zu springen. Auch die von Schneider bewusst gewählte und konsequent durchgehaltene Untergliederung der Kapitel seiner Dekanatsgeschichte (ab S. 225) nach den vor Ort amtierenden Dekanen erscheint dem Rezensenten nicht unproblematisch. Hier liegt aus der Sicht des Rezensenten ein zu großes Gewicht auf dem Wirken von Einzelpersonen, wohingegen zeitrelevante Sachthemen bisweilen etwas kurz kommen.

Diese Kritik sei am Beispiel der Behandlung des Nationalsozialismus ansatzweise erläutert: Zum einen finden sich relevante Informationen nicht kompakt, sondern verstreut, teils bei der Geschichte einzelner Kirchengemeinden, teils bei der des Dekanats. Probleme ergeben sich außerdem noch, wenn die Amtszeit eines Dekans nicht mit historischen Zäsuren zusammenfällt, sondern über diese hinweggeht – was üblicherweise der Fall ist. Hier wäre eine an Sachthemen orientierte Darstellungsweise sicherlich von Vorteil gewesen. Verstreut vorliegende Informationen erschweren eine Gesamtschau auf das jeweilige Phänomen und dessen Bewertung und Einschätzung und damit einen gewichtigen Aspekt historischen Arbeitens. So vermisst der Rezensent zusammenfassende kritische, analytische Aussagen zu den Ursachen der NS-Anfälligkeit vieler Pfarrer und Laien, auch im Dekanat Gräfenberg, zur anfänglichen NS-Begeisterung, zum Umfang der Zusammenarbeit bzw. zur Resistenz gegenüber dem Regime von 1933 bis 1945, zur Stärke und Bedeutung des Wirkens der Deutschen Christen im Dekanat, zum kirchlichen Antisemitismus – hier hätte die hochinteressante Biographie von Georg Börner, dem Pfarrer von St. Helena zu Großengsee, die von Schneider auch dargestellt wird (S. 123–126), hervorragende Anknüpfungspunkte geboten – oder zur Entnazifizierung und Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. Oft unterbleibt der analytische Blick hinter die Kulissen. Es entsteht der Eindruck, dass mehrfach für die Kirche aus heutiger Sicht problematische Sachverhalte ausgespart oder nur kurz im Vorbeigehen erwähnt werden. So sucht man etwa Begriffe wie „Antijudaismus“ oder „Entnazifizierung“ in dem durchaus ausführlichen Sach- und Begriffsregister vergeblich.

Symptomatisch für die eher deskriptive und ermittelte Fakten systematisch nicht hinreichend auswertende Darstellungsweise ist das Interview, das der Verfasser mit dem von 1995 bis 2007 amtierenden Dekan Engelhardt geführt hat. Es findet sich auf insgesamt 17 Seiten (S. 445–462) im Wortlaut abgedruckt und dient der Darstellung der zwölfjährigen Amtszeit des Dekans. Indem Schneider die Aussagen seines Interviewpartners wörtlich übernimmt und auf jegliche eigene Auswertung oder die Ergänzung durch zusätzliches Material verzichtet, bleibt er hier zwangsläufig an der Oberfläche. So hätte man sich z.B. über das Verhalten der Kirche angesichts der massiven Neonaziaufmärsche weiteres, aussagekräftiges Material und dessen Analyse gewünscht. Breit dargestellt wird im Interview die Biographie Engelhardts bis zu seiner Bewerbung um die Dekanatsstelle (über acht Seiten!). Hier wäre eine stringentere Beschreibung hilfreicher gewesen, die die Persönlichkeit Engelhardts und die Leitlinien seines Wirkens als Pfarrer mehr in den Vordergrund stellt. Entsprechendes gilt auch für andere biographische Skizzen von Gräfenberger Dekanen, bei denen die „Vorgeschichte“ ähnlich opulent dargestellt wird und sich nur bedingt relevant für deren Wirken in Gräfenberg erweist.

Überhaupt hätten Kürzungen dem Werk gutgetan, nicht nur bei den Biographien einzelner Dekane oder durch die Vermeidung von Überschneidungen (vgl. oben). Auch der Verzicht auf manche Anekdote, z.B., dass der Dackel des Dekans von der Sakristei aus durch sein Bellen einmal den Gottesdienst störte oder dass im Hause des Dekans wohnende Vikare, um den Fragen der

energischen „Frau Dekan“ zu entgehen, ihr Zimmer lieber durch das Fenster verließen (S. 423), hätte dieser Dekanatsgeschichte nicht geschadet, genauso eine entschiedenere Selbstbeschränkung des Autors bei manchen Punkten, etwa bei der an und für sich hochinteressanten Darstellung der Reformationsfeierlichkeiten der Jahre 1817 und 1917 (S. 319–329 und S. 377–386). Denn zum einen teilt der Verfasser hierzu mit, dass dazu von Seiten des Oberkonsistoriums genaue Anweisungen zur Durchführung an die einzelnen Dekanate und Pfarreien ergingen, zum andern hindert ihn dies aber nicht daran, den tatsächlichen Verlauf der Feierlichkeiten in den einzelnen Pfarrgemeinden der Reihe nach zu beschreiben – mit zwangsläufigen Wiederholungen.

Insgesamt bietet sich dem Leser eine eher theologisch ausgerichtete, bisweilen langatmige, den historischen Kontext mehr beschreibende, denn kritisch auswertende Darstellung, deren Gliederung, inhaltliche Schwerpunkte und Interpretationsansätze den Rezensenten nur bedingt überzeugen.

[**1986**]

*Ulrich Herz*

Haller, Berthold Frhr. von (Hg.): Die St. Georgskirche in Kraftshof 1315–2015. Geschichte eines Nürnberger Baudenkmals und seiner Ausstattung. Lauf/Pegnitz, hg. vom Ev.-Luth. Pfarramt St. Georg Kraftshof. [Lauf an der Pegnitz] 2015 (= Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft 53). – 392 S., geb., Festeinband, etwa 275 Abb. – ISBN 978-3-00-049972-2.

[Biographie-Heft:] Weißt du noch…? Menschen der St.-Georgsgemeinde erinnern sich, hg. vom Ev.-Luth. Pfarramt St. Georg Kraftshof. [Kraftshof] 2014. – 101 S., brosch., zahlreiche Abb. – [ohne ISBN].

Das vorliegende Buch bietet viel mehr als der eher bescheiden gewählte Titel erahnen lässt. Denn hier werden nicht nur 700 Jahre Kirchengeschichte von St. Georg erzählt, sondern es wird die überregional bekannte Kraftshofer Kirchenburg als Ensemble mit all ihren Bestandteilen behandelt. Die Historie des fünfeckigen Mauerrings mit seinen Türmen wird ebenso beschrieben wie die des Friedhofs, des ehemaligen Schulhauses, ja selbst des etwas außerhalb gelegenen Pfarrhauses. Daneben richtet sich der Blick auch auf die Menschen, die im Laufe der Jahrhunderte in St. Georg eine wichtige Rolle gespielt haben. Das waren einerseits die Pfarrer, deren Biogramme vom 15. Jahrhundert an Eingang in dieses Werk fanden. Aber auch die Familie der Freiherren Kreß von Kressenstein war für die St. Georgskirche von großer Bedeutung: Sie hat seit dem 15. Jahrhundert die Geschicke des Gotteshauses und des Dorfes Kraftshof entscheidend mitbestimmt, außerdem lange Zeit das Kirchenpatronat ausgeübt. So richtet sich bei der Lektüre immer wieder der Blick auf die Historie Kraftshofs, ja sogar teilweise seines Umlands. Dadurch wird die Geschichte dieser mittelalterlichen typisch fränkischen Kirchenburg gut in den historischen Kontext eingebettet, so dass sich dem Leser insgesamt ein sehr informatives, äußerst schlüssiges, inhaltlich hervorragendes Werk bietet.

Dies ist in erster Linie den 15 Autorinnen und Autoren zu verdanken, die Aufsätze zu dieser Festschrift beisteuerten. Deren Inhalt gliedert sich in insgesamt fünf Teile: Teil 1 (S. 13–121) thematisiert in vier Beiträgen 700 Jahre Geschichte, d.h. die wechselvolle Historie von St. Georg, Teil 2 (S. 123–159) widmet sich dem befestigten Friedhof und seinen Bauten, nämlich der Geschichte der Kraftshofer Kirchenburg, dem alten Kraftshofer Friedhof und dem Schul- und Gemeindehaus Nürnberg-Kraftshof von 1821. Die künstlerische Ausstattung der St. Georgskirche behandeln in Teil 3 (S. 130–253) fünf Aufsätze. Dabei geht es um Retabeln und Epitaphien, Skulpturen und Gemälde, die

Taufsteine in Kraftshof, die liturgischen Geräte, die Glasmalereien in St. Georg und in der Gruftkapelle und – natürlich – um die Kirchenglocken. Drei Beiträge entfalten in Teil 4 (S. 254–305) die Rolle, die die Familie Kreß für die St. Georgskirche spielte. Teil 5 (S. 306–381) fasst in drei Aufsätzen Pfarrei und Gemeinde ins Auge. Hier finden sich die oben bereits angesprochenen Biogramme der Kraftshofer Geistlichen vom 15. bis zum 21. Jahrhundert, ferner der Blick auf die Historie des Pfarrhauses und auf die 1957 eingeweihte Tochterkirche von St. Georg in Almoshof. Kurzbiografien der Autoren sowie eine Literaturübersicht und das Abkürzungsverzeichnis runden den Band ab.

Alle Beiträge stehen auf einer fundierten, äußerst breiten, akribisch recherchierten Quellenbasis, zeichnen sich somit durch eine streng wissenschaftliche Arbeitsweise aus, sind gleichzeitig aber auch allgemein verständlich und gut lesbar. Viele fast durchweg farbige und sehr anschauliche Abbildungen sind gut mit dem jeweiligen Text verknüpft und in den Band integriert. Bestechend sind ihre durchwegs hohe Druckqualität und die sinnvolle Auswahl, die von Detailansichten bis zum allgemeinen Luftbild reicht. Die einzelnen Aufsätze sind gut aufeinander abgestimmt und immer wieder durch erhellende Querverweise miteinander verknüpft. Der sorgfältigen Endredaktion sind kaum irgendwelche Druckfehler entgangen. Auch die graphische Gesamtgestaltung vom Buchdeckel bis zur letzten Seite erweist sich als sehr gelungen, der Band kann durch eine hochwertige Bindung und gutes Papier überzeugen.

Insgesamt übertrifft das Werk in jeglicher Hinsicht den Standard landläufiger Jubiläumsfestschriften bei weitem und dürfte für lange Zeit das Standardwerk zur Geschichte der Kirchenburg Kraftshof bleiben. Dem Rezensenten bot sich ein Lesegenuss der besonderen Art, den er auch jedem historisch Interessierten wärmstens ans Herz legt!

[Biographie-Heft:]

700 Jahr Kirche Kraftshof war der Anlass für eine Arbeitsgruppe von fünf Frauen aus den fünf Dörfern der Gemeinde (Almoshof, Lohe, Buch, Kraftshof, Neunhof), diese Broschüre zu erstellen. Sie basiert auf *oral history,* indem sie die Erinnerungen von Mitgliedern des Seniorenkreises und anderer älterer Gemeindeglieder sammelt und diese in folgenden Themenbereichen zusammenfasst: Ein kleines Alphabet des früheren Gemeindelebens in Bildern, Alltag im Laufe der Jahreszeiten vor und nach dem Krieg, Hochzeiten und Hoch-Zeiten, Knappheit und Hunger = glückliche Kindheit?, Kriegsgeschehen und Wiederaufbau 1939–1952, Schulunterricht, Konfirmation, Gottesdienst – Glaube – Gebet. Texte und Bilder halten sich in etwa die Waage. So bietet dieses Bändchen einen zwar gelegentlich unsystematischen, von individuellen Erinnerungen geprägten und bisweilen auch alltägliche Belanglosigkeiten enthaltenden Überblick vor allem über die 1930er bis 1950er Jahre, jedoch ist der Anspruch hier auch ein ganz anderer: Es geht darum, dass „die Nachkriegskinder eine Vorstellung von einer Kindheit bekommen können, die ihnen heute fremd und kaum vorstellbar ist" (S. 4). Diesen Zweck erfüllt das Biographie-Heft und ist damit eine gute Ergänzung zur wissenschaftlichen Darstellung der Historie der St. Georgskirche. **[1987]**

*Ulrich Herz*

**Bärsch, Jürgen / Trollmann, Johannes** (Hg.): Gotteslob und Menschenwerk. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart einer Pfarrgemeinde. – Buxheim: St. Michael, 2012. – 222 S., geb., Festeinband, zahlreiche Abb. – ohne ISBN.

Die schöne Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der römisch-katholischen Pfarrkirche St. Michael in Buxheim bei Ingolstadt (Landkreis Eichstätt) beschreibt detailliert die Baugeschichte und die Aus-

stattung. Sie bietet eine Pfarrerliste seit dem 16. Jahrhundert und widmet sich in kleineren Beiträgen Einzelthemen wie den vier Ortspfarrern des 20. Jahrhunderts (bis 1981) oder dem Wirken der Abenberger Ordensschwestern, die nach dem Zweiten Weltkrieg den Kindergarten führten. Ein reich bebilderter Beitrag dokumentiert „Bildstöcke und Andachtskapellen in Buxheim". Über das lokalgeschichtliche Interesse weit hinaus führt schließlich der Beitrag des Eichstätter Liturgiewissenschaftlers *Jürgen Bärsch* „'Wenn sich Gottes Volk versammelt …' Ein Streifzug durch die Geschichte des Pfarrgottesdienstes in St. Michael, Buxheim" (S. 99–177). Die Feier der Ortsgemeinde wird auf eindrucksvolle Weise in den großen Zusammenhang der Liturgie der katholischen Kirche gestellt. [**1988**]

*Jan Huber*

### *3.2. Bis 1517 (Nr. 1989–1990)*

Hien: Das Beginenwesen in fränkischen und bayerischen Bischofsstädten (Tkocz) (Nr. 1989) – Fuchs/Wagner (Hg.): Würzburger Ratsprotokolle 1432–1454 (Eberl) (Nr. 1990)

**Hien**, Hannah: Das Beginenwesen in fränkischen und bayerischen Bischofsstädten. Würzburg: Gesellschaft für fränkische Geschichte, 2013 (= VGFG IX/59). – 432 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-86652-959-5.

Die auf ihrer Dissertation basierende, um neueste Forschungsergebnisse erweiterte Studie befasst sich mit der vielschichtigen Entwicklung des Beginenwesens vom 13. Jahrhundert bis zum Beginn der Frühen Neuzeit in sechs unterschiedlich strukturierten Städten, den fränkischen Würzburg, Bamberg und Eichstätt und den bayerischen Regensburg, Passau und Freising. In diesen Städten war – die „Großstadt" Regensburg mit ihrem einflussreichen Patriziat ausgenommen – der Bischof zugleich Stadtherr. Bettelordensklöster fehlten in der reichen Handelsstadt Passau und in dem ärmeren Freising. Die vergleichend angelegte Untersuchung gliedert sich in drei Hauptteile und verdeutlicht die Heterogenität der beginalen Lebensweise ohne Klausur, Gelübde und Ordensregel, zu der sich religiös gesinnte Frauen aus freien Stücken als Alternative zum Ehe- oder Klosterleben zusammenfanden.

Zum Inhalt. Im ersten Teil ihrer Untersuchung geht Hannah Hien auf die Entstehung des Beginenwesens ein. Angeregt durch die religiöse Aufbruchsbewegung des Mittelalters wurden in Anlehnung an das Armutsideal der Bettelordensklöster die ersten informellen Kleinstgemeinschaften, daneben Inklusinnen oder Einzelbeginen anders als späterhin zu Frauenklöstern beziehungsweise in bereits vorhandene eingegliedert. So gingen den Dominikanerinnenklöstern Heilig Kreuz in Regensburg und St. Marx in Würzburg Gruppierungen religiöser Frauen voraus. In diesen mit reicher Sakrallandschaft ausgestatteten Städten sind auch die ersten Gemeinschaften frommer, aus allen sozialen Schichten stammenden Frauen sowie die Begriffe ‚begina', ‚conversa' oder ‚sorores pauperes' belegbar. Beginnende Institutionierung ist in Würzburg nachweisbar, wo der Weltpriester Friedrich von Gelhausen den ‚Beginen' ein Anwesen stiftete, wobei er sie anwies, hierin auf Lebenszeit (perpetuo) zu wohnen, um die Beständigkeit des Hauses zu sichern, und sie zu der für alle späteren Gemeinschaften geltende Aufgabe zum Seelgebet verpflichtete. In Bamberg konzentrierte sich das frühe Beginenwesen um St. Martin nahe dem Katharinenspital.

Hier wird in dem Pottensteiner Seelhaus (hinter St. Martin) der aus höheren Kreisen stammenden Adelheid Merder 1346 sogar die Erlaubnis zum Unterricht junger Mädchen erteilt. Da einzelne Gemeinschaften in enger Beziehung zu dem Spital standen, ist eine Tätigkeit der Schwestern im Krankendienst zwar denkbar, doch gibt es hierfür keine sicheren Belege. In Passau sind erst Mitte des 14. Jahrhunderts Beginenhäuser nachweisbar. Zwischen guten und schlechten Beginen unterschied man in der Bischofsstadt Eichstätt. Indes stand man hier wie in den anderen untersuchten Städten den in der Welt wirkenden religiösen Frauen allgemein wohlwollend gegenüber. In Freising, der Nachbarstadt Münchens, ist eine feste Etablierung einer Gemeinschaft von Seelfrauen erst am Ausgang des Mittelalters festzustellen.

Nach der frühen, facettenreichen Entwicklung des Beginenwesens zeichnen sich im 14. Jahrhundert durch vermehrte Institutionierung und rege Stiftertätigkeit verstärkt Vereinheitlichungsbestrebungen ab. Detaillierte Hausordnungen in Würzburg wie die 1322 für das Haus Leinach erlassene, dann von dem Haus Huchbar und dem Fuchsschen Ordenshaus im Wesentlichen übernommene regelten eine geordnete Lebensweise ihrer Bewohner. Doch während für das Haus Leinach Armut als Aufnahmekriterium galt, war z.B. im Haus zum Kleinen Löwen diese Forderung nicht bekannt. In Regensburg dienten Seelhäuser in erster Linie den Repräsentations- und Memorialbestrebungen ihrer Stifter. Das erste, bei der St.-Albans-Kapelle gelegene, mit dem bedeutenden Geschlecht der Ingolstädter verbundene Seelhaus ist seit Mitte des 14. Jahrhunderts belegt. Eine Hauptaufgabe der in kleineren Gruppen gemeinschaftlich lebenden Frauen bestand in der Jenseitsfürsorge für Verstorbene. Man betete in Kirchen, Hauskapellen und auf Friedhöfen an und über den Gräbern. In Bamberg, wo auch einzelne Frauen als Stifterinnen auftreten, ist das Beginenwesen durch Wandel, Vielfältigkeit und Unbeständigkeit geprägt. Hier brach die Stiftungstätigkeit nicht wie in Würzburg um die Mitte des 14. Jahrhunderts oder wie in Regensburg zu Beginn des 15. Jahrhunderts ab, sie setzte sich bis ins 17. Jahrhundert fort, wobei verschiedene Häuser aufgelöst oder umbenannt wurden. Aus der städtischen Führungsschicht sind die Familien Zollner und Hutwan hervorzuheben, von denen Kunigunde Hutwan und ihre Nichte Katharina Zollner vor Mitte des 14. Jahrhunderts überdies das Klarissenkloster gründeten.

Im 15. Jahrhundert passten sich die Beginengemeinschaften den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen an. Einerseits strebte man im Zuge der um die Mitte des 15. Jahrhunderts einsetzenden Observantenbewegung nach Verklösterlichung oder nahm vermehrt die Drittordensregel an. Andererseits zeigte sich eine Abschwächung des religiösen Elements, indem die Beginenhäuser zunehmend als städtische Fürsorgeeinrichtungen fungierten. In Bamberg war es Staudigels Nonnenhaus, welches mithilfe der Franziskaner wirkungsvollere monastische Regulierungen vornahm, jedoch nur eine Tertianerinnengemeinschaft blieb. Dagegen gelang in Würzburg der St. Ulrichsklause die Umwandlung in das rund 100 Jahre lang bestehende Benediktinerkloster St. Scholastika. Indessen steigerte sich in Würzburg und Regensburg die städtische Einflussnahme auf die Begineneinrichtungen. Die Bewohnerinnen wurden zu Kranken- und Totendienst herangezogen, ihre Häuser schließlich der städtischen Armenfürsorge eingegliedert. In Regensburg kam es, bedingt durch die Annahme der Reformation, zu einer Aufspaltung in eine städtisch-protestantische und eine kirchlich-katholische Armenfürsorge. Einen Sonderfall bildete Bamberg, wo der Rat nur bedingt die Beginenhäuser an sich zu binden vermochte.

Die Abhandlung Hannah Hiens zeichnet sich durch eine außerordentliche Quellendichte aus. Auf Grund sorgfältiger und kritischer Auswertung zahlreicher Manuskripte, Urkunden, Akten, Rechnungsbücher und

Testamente sowie vorliegender Forschungsergebnisse gelingt es der Autorin, lokale Besonderheiten aufzuzeigen und zu klären und dabei doch ein gewisses Kontinuum in der Entwicklung des Beginenwesens herauszuarbeiten. Deutlich wird die Änderung des Tätigkeitsbereichs der in das urbane Umfeld wie auch in sakrale Institutionen eingebundenen religiösen Frauen. War bis zum 15. Jahrhundert das Seelgebet ihre Hauptaufgabe, so forderten späterhin städtische Vertreter verstärkt den Einsatz im Krankendienst. Als anschauliches Beispiel sei die Stadt Würzburg genannt, welche am Ende des 15. Jahrhunderts an Syphilis Erkrankte in das Fuchssche Ordenshaus einquartierte. Entscheidende Neuregelungen erfolgten am Ausgang des Mittelalters, als die Beginenhäuser entsprechend den gesellschaftlichen Wandlungen zu Fürsorgeeinrichtungen umstrukturiert wurden. Die beiden im Anhang abgedruckten Listen bieten dem Leser unter Angabe der jeweiligen Quellen einen komprimierten Überblick über die Beginen und Inklusinnen mit den ihnen zugehörigen Bezeichnungen und deren Einordnung in den familiären und lokalen Zusammenhang sowie über die einzelnen Frauengemeinschaften in den untersuchten Städten.

Hannah Hien hat die Thematik ihrer Arbeit, die sich auf einen informativen Anmerkungsapparat stützt, erschöpfend dargestellt und zudem einen beträchtlichen Beitrag zur Stadt- und Frömmigkeitsgeschichte des Mittelalters geleistet. [**1989**]

*Elke Tkocz*

**Fuchs**, Franz / **Wagner**, Ulrich (Hg.): Würzburger Ratsprotokolle 1432–1454, bearb. von Antonia Bieber, unter Mitwirkung von Anna Marika Fersch und Katharina Räth. Würzburg: Ferdinand Schöningh, 2014 (= Fontes Herbipolenses 9). – XXIV + 543 S., geb., Festeinband, 13 Farbtafeln, 1 Karte. – ISBN 978-38771-7715-0.

Die vorliegende Edition stellt den ersten Band einer wissenschaftlich-kritischen Edition der Würzburger Ratsprotokolle des 15. und 16. Jahrhunderts dar. Die Stadt Würzburg greift damit ein solches Programm relativ spät auf.

In Würzburg lief die kommunale Verwaltung im 14. Jahrhundert noch überwiegend mündlich ab. Sie war so kaum zu kontrollieren, sondern von den jeweiligen Personen abhängig, die die Verwaltung leiteten. An der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert gestalteten sich die Verwaltungsvorgänge in der Ratskanzlei immer differenzierter, so dass man Amtsbücher und die sich daraus entwickelnden Amtsbuchserien anlegte. Zuerst wurde die Rechnungsführung verschriftlicht, was wohl aus der kaufmännischen Praxis abgeleitet wurde. In den größeren Städten, aber auch in den Territorialherrschaften, wobei die Reichsstädte mit an der Spitze standen, begann sich in der Verwaltung im 14. Jahrhundert die Verschriftlichung durchzusetzen. Die Entwicklung scheint von den norditalienischen Kommunen beeinflusst worden zu sein. Dazu kam in dieser Zeit auch die Einführung des Papiers, das nur noch einen Bruchteil des bislang verwandten Pergaments kostete. In Würzburg hat sich im Stadtarchiv als erste eine Ungeldrechnung – aus dem Jahr 1392 erhalten. Es folgt das sog. Seldenerbuch, das zwischen 1395 und 1397 angelegt wurde und die zur Steuer veranlagten Hausbesitzer bzw. Haushaltsvorstände und die Hausgenossen, d.h. Mieter, enthielt, die durch ein h gekennzeichnet sind. Der Stadtschreiber hatte bereits um 1382 das erste Bürgermeisterzinsbuch angelegt, das die Gülten und Zinse aus den städtischen Gebäuden verzeichnete. Wie in den übrigen Verwaltungen von Städten und Territorialherrschaften setzte sich die Verschriftlichung sehr schnell allgemein durch. Die erste Ungeldrechnung des 15. Jahrhunderts hat sich aus dem Jahr 1408 erhalten. Damit ist anzunehmen, dass das 1392 erstmals feststellbare Rechnungswesen des Ungelds bereits kontinuierlich fortgeführt worden ist.

Die heute als Ratsbuch 3 verzeichnete Quelle stellt ein zwischen 1409 und 1432 geführtes Kopialbuch dar. Es listete die von der Stadt zu leistenden Abgaben auf, ebenso die verordneten Sätze von Bischof und Domkapitel, aber auch Vorlagen von Eidestexten, ferner die Aufwendungen für Kriegszüge, Anstellungen von Bediensteten usw. Dieser Band wird von den Herausgebern als Vorläufer der 1432 beginnenden Ratsprotokolle angesehen. An das Ratsbuch 3 schließen die Ratsbücher 4 bis 7 an, die diesem bereits in der äußeren Darstellung weitgehend gleichen. Das Ratsbuch 4 deckt den Zeitraum 1434 bis 1488 ab; Ratsbuch 5 als Kopialbuch die Jahre 1456 bis 1481; Ratsbuch 6 ist ein Urfehd-Copialbuch und Repertorium für die Jahre 1489 bis 1568, während das Ratsbuch 7 als Ratscopeibuch den Zeitraum 1481 bis 1503 erfasst.

Die Zusammengehörigkeit dieser Bände wird bereits in der zeitlichen Abfolge derselben deutlich. Obwohl sie neben dem Ratsprotokoll geführt wurden, haben sie immer wieder auch Ratsakten aufgenommen. Im Ratsbuch 2 wurden die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien für die Stadt abgeschrieben und dadurch überliefert, da die Originale heute verloren sind. Neben diesen Amtsbüchern wurden im Laufe des 15. Jahrhunderts weitere geführt: das Ratsbeamtenbuch (Ratsbuch 15) mit Einträgen ab 1436 bis ins 18. Jahrhundert, das Spruchbuch der Baugeschworenen (Ratsbuch 25), für den Zeitraum zwischen 1483 bis 1529, das Schuldbuch der Stadt (Ratsbuch 44) mit Einträgen von 1446 bis 1464, die beiden Bürgermeisterzinsbücher (Ratsbuch 160, 161), die 1445 bzw. 1465 begonnen wurden, und das Brückenzinsbuch (Ratsbuch 162), das ab 1490 die zinspflichtigen Einwohner aufnahm. Die Bürgeraufnahmen der Stadt haben sich in fünf Bänden der Bürgermatrikel lückenlos für den Zeitraum 1405 bis 1508 erhalten.

Die 1432 beginnenden Ratsprotokolle haben in seltener Geschlossenheit die jeweiligen Tagesordnungspunkte der einzelnen Sitzungen erfasst und sind daher eine Besonderheit innerhalb der kommunalen Überlieferung, da vergleichbare Protokolle anderer Städte die Inhalte der Sitzungen nur zusammenfassend regestenartig überliefert haben. Die Ratsprotokolle beginnen als Würzburg versuchte, sich wie andere Bischofsstädte im Reich gegen die bischöfliche Oberherrschaft zu stellen. Der Zeitraum des Anfangs der Protokolle war innerhalb der Stadtgeschichte sehr schwierig. Die im vorliegenden Band edierten Protokolle umfassen die Sitzungen zwischen dem 5. April 1432 und dem 14. August 1434, die in vier Bänden (Ratsprotokoll 1 bis 4) im Schmalfolioformat überliefert sind. Der Stadtschreiber oder sein Vertreter hat die einzelnen Protokolle angefertigt. Während die Datierungen und Marginalglossen in Latein abgefasst sind, wurde der Text der Protokolle in deutscher Sprache geschrieben. Die Einträge beginnen mit dem jeweiligen Tagesdatum. Bereits ab Ratsprotokoll 3 sind vor dem eigentlichen Text des Protokolls Absentenlisten der Ratsmitglieder eingefügt. Dabei wurde durch das Durchstreichen der Namen auch das Kassieren der wegen der Abwesenheit fälligen Strafgebühr angezeigt.

Nach einer kurzen, präzisen Beschreibung der einzelnen Bände der Ratsprotokolle folgt das Abkürzungs- und Siglenverzeichnis. Die Edition wird nach den von Matthias Thumser für die Edition deutscher Quellen gedruckten Grundsätzen vorgenommen, die auf die von Heinemeyer und Schultze erarbeiteten Richtlinien aufbauen. Diese Grundsätze werden nochmals umfassend dargelegt. Die edierten Texte werden in der Textkritik durch Anmerkungen gekennzeichnet, die nach Buchstaben aufgebaut sind, während die Sachkommentare zu Personen, Orten, Institutionen und Ereignissen und die Literaturverweise mit nach Zahlen geordneten Anmerkungen erschlossen werden. Durch das größere Format des Bandes sind die Texte sehr übersichtlich angeordnet. Die Edition wird durch Register für Personen, Orte und Sachen erschlos-

sen, an die sich eine umfangreiche und überaus wertvolle Zusammenstellung der Würzburger Amtsträger 1432 bis 1454 (S. 495–519) anschließt. Die Farbtafeln und ein Stadtplan Würzburgs für die Zeit um die Mitte des 15. Jahrhunderts ergänzen die Edition.

Diese ist für die Stadtgeschichte im Zeitraum zwischen Mittelalter und Neuzeit künftig von erheblicher Bedeutung. Mit ihrer Fortsetzung über die 22 ersten Jahre der Protokollführung hinaus wird ein Kompendium für die Stadtgeschichte, aber auch darüber hinaus geschaffen, dessen Bedeutung jetzt am Anfang noch nicht vollständig erkennbar ist, jedoch viele Einzelheiten neu erschließen lassen wird. Die Edition ist von großer Bedeutung auch für die Geschichte Frankens. Mit ihr ist dem Stadtarchiv Würzburg ein großer Wurf gelungen. [**1990**]

*Immo Eberl*

## *3.3. 1517 bis 1648 (Nr. 1991–1992)*

Matheson: Argula von Grumbach (Huber) (Nr. 1991) – Klemens: Die Nürnberger Kinderpredigten Andreas Osianders d.Ä. (Keller) (Nr. 1992)

**Matheson**, Peter: Argula von Grumbach. Eine Biographie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014. – 263 S., geb., Festumschlag. – ISBN 978-3-525-55072-4.

Diese Biographie entspricht der überarbeiteten, erweiterten und übersetzten Fassung des englischsprachigen Buches: Argula von Grumbach (1492–1554/7). A woman before her time, Eugene/Oregon 2013. Im Jahr 2010 hat der schottisch-reformierte Kirchenhistoriker aus Neuseeland bereits die Edition ihrer Schriften veröffentlicht (vgl. die kritischen Besprechungen in: ZBKG 2011, S. 486–492, und in: ZBLG 2013, S. 652–654). Damit ist nach der Monographie von Silke Halbach, die inzwischen einen Argula-Roman geschrieben hat (Besprechung unten Nr. 2006), die wissenschaftliche Forschung wieder einen Schritt weiter. Zu ihr hatte immerhin Theodor Kolde in den „Beiträgen zur bayerischen Kirchengeschichte“ 1905 die Grundlagen gelegt. Matheson konnte in den Staatsbibliotheken von Berlin und München und im Bayerischen Hauptstaatsarchiv weitere biographische Details erhellen und manche eingeschlichenen Irrtümer korrigieren, auch gegenüber seiner eigenen Edition. So ist etwa der Adressat Adam von Thering (Schriften, S. 115–124) nicht der Bruder der Mutter Argulas, sondern ein entfernterer Verwandter aus der altbayerischen Adelssippe (vgl. ZBLG 2013, S. 654). Und das Todesjahr sowie der Sterbe- und Begräbnisort Argulas stehen nunmehr (ziemlich sicher) fest: Zeilitzheim 1554. Auch den bisher unbekannten Vornamen ihres zweiten Ehemannes, den sie nach dem Tod Friedrich von Grumbachs 1530 im Jahr 1533 heiratete, konnte Matheson ermitteln: Burian von Schlick zu Passaun (gest. 1534), ein böhmischer Graf. Den meist schwierigen innerfamiliären Beziehungen und Konflikten, um Selbständigkeit in der Ehe, um Geld, Religion, Disziplin, Ausbildung und Versorgung der Kinder und anderem spürt der Biograph sorgfältig nach. Der oder die an Argula von Grumbach Interessierte erhält tatsächlich eine plastischere Vorstellung von ihrem Leben.

Das Hauptgewicht der Biographie liegt selbstverständlich auf dem gut ein Jahr umfassenden Zeitraum von Herbst 1523, als die frühen Schriften Luthers die aus altbayerischem Adel stammende Argula von Grumbach, geborene von Stauff zu Ernfels, überzeugt haben. Mit ihrer Kritik an der Universität Ingolstadt trat sie bis zu ihrer

letzten Äußerung, die spätestens im Herbst 1524 erschien, öffentlich hervor. Ihre Aufsehen erregenden Flugschriften, ihr Verhältnis zu Luther und ihr Besuch des Augsburger Reichstags 1530 und dann anschließend Luthers auf der Coburg interessierten Matheson natürlich besonders. Argula von Grumbachs Selbstverständnis als evangelische Laienchristin, die auch als Frau und Adelige nicht schweigen kann, wenn die Wahrheit des Evangeliums unterdrückt werden soll, tritt eindrucksvoll vor Augen. In einem „Schlusswort"-Kapitel (S. 222–244) versucht der Biograph ihren Weg, ihre familiären Rollen vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Geschlechterauffassung, ihre Interessen und Initiativen zu profilieren. Argula von Grumbachs theologischer Ansatz kann nun präziser bestimmt werden.

Wie schon bei Mathesons Edition der Schriften Argulas freut man sich, nun über die längst fällige wissenschaftlich fundierte Biographie der weit bekannten evangelischen Laientheologin zu verfügen. Fleiß und Sorgfalt waren erkennbar am Werk. Auch die äußere Aufmachung des Buches spricht an. Allerdings trüben Defizite den grundsätzlich positiven Eindruck. Der Biograph hat sich mit dieser Publikation das Ziel gesetzt, „Argula", wie er seine Protagonistin durchweg mit Sympathie nennt, einer interessierten breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen. Doch dazu eignet sich dieses Buch kaum. Nicht nur verwendet der Biograph häufig unnötige und ungewöhnliche Fremdwörter („transgressive Erkenntnisse", S. 56), oder Anglizismen („emotionale Pietät", S. 44) oder gleich englische Wendungen („window of opportunity"; „mehr missile than missive"). Vor allem pflegt der Biograph, wohl im Bemühen, nah an die Menschen der Reformationszeit mit ihrer längst vergangenen Lebensart und Denkweise heranzuführen, eine Eigenheit, die das Lesen immer wieder stört: Er streut in seine Ausführungen unvermittelt Satz-Zitate oder nur einzelne Worte im vermeintlichen O-Ton der damaligen Zeit ein. Dieser Kunstgriff misslingt jedoch allzu oft, sprachlich-grammatikalisch, aber auch unter dem Aspekt der Verständlichkeit. Im Lesefluss ständig mit Wörtern im (mehr oder weniger willkürlich zustandegekommenen) Buchstabenbestand eines Setzers aus dem 16. Jahrhundert konfrontiert zu werden, stellt für Leser und Leserinnen, die mit dem Frühneuhochdeutschen kaum vertraut sind, eine Zumutung dar. Wenn die geschilderte Sache nicht so interessant wäre, verginge einem die Freude beim Lesen, zumal der Sinn der vielen herausgerissenen Zitatpartikel häufig keineswegs so eindeutig und selbstverständlich einleuchtet, wie der Biograph dies offenbar meint.

Bereits bei der von ihm besorgten Argula-von-Grumbach-Edition hat Matheson die Problematik der Fremdheit des Frühneuhochdeutschen auch für deutsche Muttersprachler unterschätzt und sich zu sehr auf die Druck-Varianten und ihre akribische Dokumentation fixiert. So unterläuft es dem Biographen, dass er einen Satz wie den folgenden dem heutigen Publikum ohne jede Erklärung präsentiert: „Sy heyssen es Lutterische wort sein, aber nit Lutherische, sonder gottes wort." (S. 89) Der Biograph (und Editor) hat hier gegenüber der (bequem per Internet zu ermittelnden) Vorlage ein Komma ergänzt – was grundsätzlich möglich ist –, jedoch an der falschen Stelle, nämlich hinter „sein", statt – was syntaktisch geboten wäre – hinter „wort". Nicht nur bei diesem Beispiel weckt Mathesons Zitatpraxis Zweifel, ob dann auch wirklich der O-Ton Argula von Grumbachs erklingt oder nicht doch ein Fehler des Setzers aus dem 16. Jahrhundert vorliegt oder sogar einer des Editors und Biographen (z.B. S. 95: „gelibtus").

Schade auch, dass das Buch völlig auf Abbildungen und Karten verzichtet. Wer hat, sogar innerhalb Bayerns, sicher vor Augen, wo die damals wie heute eher abgelegenen Lebensorte Argula von Grumbachs Beratzhausen, Zeilitzheim, Köfering, Lenting und Falkenau genau liegen und wie die damaligen Herrschafts- und Landschaftsgrenzen verliefen. Sogar die Lage Dietfurts wird

missverständlich beschrieben (S. 37). Die einzige Illustration des Buches bietet der Bucheinband. Er zeigt Argula von Grumbach in der zentralen Szene ihres Lebens, die freilich so historisch nie stattgefunden hat: Eine Frau steht mit der Bibel in Händen und mit dem Finger auf deren buchstäblichen Wortlaut weisend allein einer übermächtig-bedrohlichen Gruppe von Theologen (nur Männern), deren Lehrbücher zu Boden gefallen sind, diskutierend gegenüber! Dass es sich tatsächlich um Argula von Grumbach handelt, diese Information erschließt sich erst etwa in der Mitte des Buches (S. 82f), wenn Matheson auf Argula von Grumbachs erste und bedeutendste Flugschrift eingeht: „Wie eine christliche Frau des Adels in Bayern durch ihren in göttlicher Schrift wohlgegründeten Sendbrief die Hochschule zu Ingolstadt, weil sie [= ihre papsttreuen Theologen] einen evangelischen Jüngling [gemeint ist der evangelisch gesinnte Student Arsacius Seehofer] zum Widerspruch gegen das Wort Gottes gedrängt haben, straft [= zurechtweist]". Bei der Erklärung des eindrucksvollen Titelholzschnitts unterlässt der Biograph aber auch hier den Verweis auf die Einbandillustration und liefert keinen Beleg, aus welchem Druck die Abbildung wiedergegeben wird.

Im Verzeichnis der Quellen und der Literatur sowie im Register finden sich kleinere und leider auch größere Fehler. Werden schon bei der Schriften-Edition die Titelaufnahmen nicht exakt und einheitlich genug geboten (vgl. ZBKG 2011, S. 488), so tritt dieses Manko ebenfalls in der Biographie auf. Außerdem vermisst man in der offenbar nach Vollständigkeit strebenden Literaturauflistung – sie umfasst auch zahlreiche unspezifische Titel und Werke ohne wissenschaftlichen Anspruch – die bedeutenden Studien von Maria Heinsius (1936 und 1951), Leonhard Theobald (ZBKG 1936), Roland Bainton (1971) und Irmgard Bezzel (1986 und 1987). Auch weitere Titel wie die für die genderspezifische Geschichtsschreibung wichtigen Beiträge von Louise Otto-Peters, Ernestine Diethoff (in: Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe, 3. Aufl., Leipzig [1892], S. 259–270), Käthe Stricker (in: Die Frau in der Reformation [= Quellenhefte zum Frauenleben in der Geschichte 11], Berlin [1927], S. 44f) oder Barbara Becker-Cantarino (Der lange Weg zur Mündigkeit, München 1989, S. 96–103) hätte man erwartet. In der Edition wurden sie immerhin noch genannt. Überhaupt wäre in der Biographie eine eingehendere Behandlung der Argula-Memoria, angefangen von Rabus über Seckendorff (der ebenfalls völlig ungenannt bleibt) und Rieger (1737) bis ins 19. Jahrhundert hinein, wünschenswert gewesen. Dafür muss man nun wieder auf das dort nicht ganz treffend „Rezeptionsgeschichte" überschriebene forschungsgeschichtliche Einführungskapitel der Schriften-Edition zurückgreifen (vgl. ZBKG 2011, S. 468).

Fazit: Ein wichtiges, engagiert erarbeitetes Buch über Argula von Grumbach, doch eigentlich nur für Spezialisten „genießbar", und auch dies getrübt durch schmerzliche Schönheitsfehler. Offensichtlich gab es auch – wie schon bei der Edition – nicht genügend Hilfe durch ein Lekorat. Gleichwohl handelt es sich um das nun maßgebliche Werk für die „erste Reformatorin in Europa", wie die Bucheinband-Rückseite vollmundig formuliert. (Immerhin erscheint ein Kurzporträt Argula von Grumbachs im neuen „Reformatorenlexikon" [Besprechung oben Nr. 1968] – an der Seite von Katharina Schütz Zell –, wiederum von Matheson in einer Reihe mit Darstellungen von Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin.) Die „Staufferin" fühlte sich als Aristokratin der damaligen politischen Klasse in der Mitverantwortung und empfand sich vom Evangelium bewegt, ja „gedrungen", auch als Frau öffentlich Position zu beziehen und die offenbare Wahrheit zu bekennen gegen alle Konventionen und Anfeindungen.

Zum Reformationsjubiläum kommt dieses Buch rechtzeitig, zu spät aber in einer anderen Hinsicht: Es hätte den Namen der

altbayerischen Freifrau in die Auseinandersetzung darüber eingebracht, welche Persönlichkeit es „verdient", dass eine Straße im Herzen der politischen und kirchlichen Landeshauptstadt Neubayerns ihren Namen trägt. Aber für eine gründliche Debatte, die auch das weite Feld „Frauen und Kirche" oder gar „Frauen und Religion", verbunden mit historischen und gegenwärtigen Perspektiven öffentlich thematisiert hätte, nahm man sich, aus welchen Gründen auch immer, nicht die Zeit. Geboren in Altbayern, verheiratet mit einem fränkischen Ritter, dann mit einem böhmischen („sudetendeutschen") Grafen, Beziehungen pflegend nach Nürnberg und Augsburg – passender geht es kaum. Falls einmal wieder eine Ab- oder Umbenennung nötig wird und Christennamen dann überhaupt noch akzeptabel sind: „Argula-von-Grumbach-Straße" sähe auf Briefköpfen gut aus! [**1991**]

*Wolfgang Huber*

**Klemens**, Susanne: Die Nürnberger Kinderpredigten Andreas Osianders d.Ä.: Entstehungsgeschichte, theologischer Duktus, didaktisch-methodischer Gehalt und Rezeptionsgeschichte. Bamberg: University of Bamberg Press, 2014 (= Schriften aus der Fakultät Humanwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 19). – 463 S., kart. – ISBN 978-3-86309-290-0.

Für die 1983 in der Osiander Gesamtausgabe (OGA) edierten Kinderpredigten wird hier in einer umfassenden Untersuchung nach dem Sitz im Leben im Jahr 1533 in Nürnberg sowie der unmittelbaren Vorgeschichte und einer ausgedehnten Wirkungsgeschichte gefragt – mangels vergleichbarer (nötiger!) Arbeiten (durch OGA 1–10 gut möglich) ein beachtenswertes Unternehmen. Diese Aspekte von Osianders Predigttätigkeit für Kinder vor der Erstkommunion kommen in der Bamberger Dissertation in Blick.

In einem Forschungsüberblick markiert die Verfasserin die von ihr zu schließende Lücke. Sie arbeitet ausschließlich mit gedruckten Quellen. Die Charakterisierung von OGA als Abdruck sämtlicher „autorisierter" Schriftstücke Osianders greift hier zu kurz. Eine damals nicht übliche Autorisierung (S. 25 Anm. 49) hätte Osiander auch nicht interessiert (er hatte nichts gegen Verbreitung von eigenen Texten ohne Verfasserangabe: gerade die Kinderpredigten sind ja ohne seinen Namen gedruckt worden!). Zudem sind auch Handschriften und An-Briefe in OGA enthalten. G. Seebaß' Bibliographie (warum „Werksordnung" genannt?) ist allerdings nach wie vor gültige Grundlage.

Die Verfasserin will die Theologie Osianders in ihrer Entwicklung verfolgen und auch den Vergleich mit Luther berücksichtigen. Die Wirkungsgeschichte der Kinderpredigten beschreibt sie ausschließlich aufgrund der nachweisbaren Nachdrucke (S. 330). Ein tatsächlicher Gebrauch, der nicht genau bekannt ist oder aus späteren Arbeiten und handschriftlichen Bemerkungen punktuell festzustellen wäre, wird weder erwogen noch als nicht ermittelbar nachgewiesen. Nicht ganz klar ist, was mit einem Verzicht auf eine „historisch-kritische Auswertung" gemeint ist.

Die Verfasserin bietet zunächst einen Überblick über Osianders Anfangsjahre in Nürnberg mit besonderer Blickrichtung auf sein katechetisches Wirken. Die Rede von einer Beteiligung Osianders an den Reichstagen der zwanziger Jahre könnte präzisiert werden. Aufmerksamkeit fand er durch seine Predigttätigkeit nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch bei den bedeutenden Persönlichkeiten während deren Aufenthaltes beim Reichstag. Albrecht von Brandenburg, der spätere Herzog von Preußen, auch Isabella von Dänemark, die Schwester Karls V., sind hier besonders zu nennen. Das Religionsgespräch 1525 ist eine innerstädtische Angelegenheit. Seine hierzu erbetene Rede führte bekanntlich dazu, dass in Nürnberg die Reformation eingeführt wurde – hier ist

er in der Tat als „Hauptakteur“ (S. 62) zu bezeichnen. In diese Gesamtlage zeichnet die Autorin das katechetische Wirken ein.

Osiander war Prediger und legte als solcher seine Kinderpredigten vor. Seine von der Interpretin mehrfach in Frage gestellten „didaktisch-methodischen Fähigkeiten“ kümmerten ihn wenig. Er wandte sich an „meine lieben Kindlein“ in der Weise, wie er sich vorstellte, sie in ihrer Gedankenwelt mit dem Inhalt der wichtigsten Lehrstücke des Katechismus bekannt machen zu können. Die Kinder wurden zwar als eine besondere Adressatengruppe christlicher Verkündigung wahrgenommen – das war das Neue in der Reformationszeit. Der Blick moderner didaktisch-methodischer Zugänge zu dieser Gruppe freilich war ihm noch nicht eigen.

Die Frage, ob diese Predigten ein „Abbild der reformatorischen Theologie Luthers oder theologische Neukonzeption“ sind, beschäftigt Klemens immer neu. In einem langen Kapitel geht sie die Predigten Stück für Stück mit diesem Interesse durch. Ihr „Zwischenfazit“ bescheinigt Osiander gerade keine „vom reformatorischen Tenor abweichende Profilbildung eines theologischen Lehrsystems […] zum Entstehungszeitpunkt der Kinderpredigten“ (gegen E. Hirsch; S. 247f).

Dass freilich ein „Verzicht auf theologische Problemstellungen innerhalb des ‚Kleinen Katechismus‘[!] […] dessen >pädagogisch gebotene[r] Kürze< zugute (komme)“, dürfte kaum zutreffen: Luthers Katechismuserklärungen gießen theologische Problemstellungen in schlichte und einfache Worte, die jeder verstehen kann und die der Hausvater mit seinem ganzen Haus besprechen kann. Schon die Beachtung der jeweiligen Zielgruppe schärft den Blick für die Unterschiede: Luther denkt bei seinen Überlegungen zum Katechismus ganz stark an die Hausväter und das Gespräch bei Tisch in den Häusern. Osiander konzipiert Lesepredigten für die Kapläne oder andere Pfarrer in den Kirchen, wo zunächst an Werktagen die Kinderpredigten vorgetragen werden sollten. Dazu hatte der Rat der Stadt Anordnungen getroffen. Ein weites Feld des genaueren Vergleichs der Katechismen Osianders und Luthers tut sich hier auf.

Die ausführlichen Referate und Deutungen der einzelnen Texte mit vielen Zitaten wollen den Hauptinhalt wiedergeben. Das geschieht in unterschiedlicher Ausführlichkeit und Stringenz. In der Behandlung des dritten Gebots z.B. kommt der Focus „Gottesdienst“ in seiner zweifachen Bedeutung zu wenig zum Zuge (OGA 5, S. 215,35 bis S. 216,1). Dass im Referat über das sechste Gebot Details über Ehegelöbnis, Eheschließung und Scheidungsgründe „unberücksichtigt“ bleiben, braucht für Kinderpredigten eigentlich nicht kritisch vermerkt zu werden (S. 122). Und dass Osiander für unehelich geborene Kinder nicht eine heute mögliche Haltung der Inklusion einnimmt, ist mit dem Hinweis auf die „Auffassung seiner Zeit“ eigentlich genügend gewürdigt (S. 124).

In den Referaten und Interpretationen werden gelegentlich Textgegebenheiten zu wenig berücksichtigt, wie z.B. die streng biblische Grundierung von Osianders Zusammenfassung des zweiten Artikels (S.171, und OGA 5, S. 274,23–25 mit Anm. 381).

Hinsichtlich der Predigten über die Sakramente kommt das Besondere, die Dreizahl und eine Predigt als eine kurze Amtslehre im Blick auf den Gebrauch des Schlüsselamtes, nicht wirklich in den Blick. Bekanntlich hat auch die Confessio Augustana 1530 die Buße und die Beichte im Zusammenhang der Sakramente behandelt.

Bei der Beschreibung der organisatorischen Rahmenbedingungen der Kinderpredigten hätte die Verfasserin den Unterschied zwischen den Vorberatungen und -überlegungen im Rat der Stadt sowie unter den Kollegen im Predigtamt und der tatsächlichen Ausführung deutlicher herausstellen sollen. Osiander hat die Kinderpredigten entgegen den erwähnten Vorüberlegungen im Alleingang nach seinem Verständnis von dem, wie er die Kinder am besten erreichen

und ansprechen wollte, verfasst und ebenso im Alleingang auch zum Druck gebracht, was ja bekanntlich die Kritik von Lazarus Spengler nach sich zog (OGA 5, S. 183). Osianders alleinige Verfasserschaft dieser Lesepredigten ist aber dann der Tatbestand, hinter den man nicht unter Verweis auf die früheren Texte und im Hinweis auf Luther immer wieder zurückgehen kann. Allerdings hatte die Bezugnahme auf Luthers Katechismus als in Nürnberg anerkannte und bekannte Größe nicht nur im Belieben Osianders gestanden, sondern war ihm schon vorgegeben worden. Er führt die Gedanken in seinen Predigten hin auf die Auslegung Luthers am Ende einer jeden Predigt. Das gab ihm auch eine plausiblere Legitimation. Für die Predigt über das Schlüsselamt schuf er selbst das entsprechende Memorierstück, damit sich dieser Text organisch dem üblichen Duktus einfügte.

Die Wirkungsgeschichte der Predigten wird nur von der Druckgeschichte her beleuchtet. Die Abhängigkeit der einzelnen Nachdrucke voneinander, wie sie im Stemma (OGA 5, S. 194) nachgewiesen ist, ist nur gestreift (S. 328). Auch das Verhältnis von VD16 und der Bibliographie von Seebaß wird kaum aufgenommen. Dass Osiander seine Katechismuspredigten auch gegen die grobe Kritik Johannes Ecks aus Ingolstadt verteidigen musste, ist nur bibliographisch erwähnt (S. 451f).

Die Verfasserin hat eine insgesamt sehr anregende und hoch interessante Arbeit vorgelegt. Das Thema dieser Arbeit ist in dieser Ausführlichkeit bisher nie Gegenstand einer eigenen Untersuchung gewesen. Mit ihren Ausführungen motiviert und provoziert die Verfasserin auch an vielen Stellen zur Überprüfung und Weiterarbeit an diesen wichtigen Themen und bewegt sich damit oft auf der Grenze zwischen historischer Analyse und religionspädagogischen Impulsen und nimmt gedanklich nicht immer die nötige Grenze zwischen damals und heute wahr.

Zu Inhalt und Form seien einige Rückfragen und Hinweise angemerkt. Werner Jetter wird hinsichtlich der Behandlung der Kinderpredigten (Vf.: „1531“?) zu Unrecht kritisiert (S. 14f) – auch wenn Jetter 1988 noch leider nur nach der Sehlingschen Ausgabe der Kirchenordnungen (unter Einschluss der Kinderpredigten) bibliographiert und verarbeitet (TRE 17, S. 751,21–31 und S. 759, 29f). Gerhard Müllers Beobachtung zum von Osiander „vorgezogenen“ Neuen Testament vor dem Alten Testament wird Klemens zur Marginalisierung des Alten Testaments (S. 95). Auch die Darstellung von Beobachtungen des Rezensenten zur Berücksichtigung des „Beschluß“ bei Luther und Osiander und zu Osianders Ausführungen zum Schlüsselamt ist nicht korrekt. Liegt es an der Vermischung von Wortlaut Osianders und Aussagen von Sekundärliteratur zum – letztgenannten – Thema? Auch zu lllustrationen von Katechismen im 16. Jahrhundert (Osiander wie auch Luther) ist seit langem (1981) aufgewiesen, dass biblische Themen durch Bilder in den Erklärungsprozess einbezogen werden. Nicht in Drucken des 16. Jahrhunderts, sondern in einer neueren Illustration zu Luthers Kleinem Katechismus durch den Maler Rudolf Schäfer (1871–1961) werden dem Katechismus Bilder aus der Erfahrungswelt des deutschen Bauernhauses beigegeben (gegen S. 23f).

Zu zahlreich sind die Druckfehler. Auch die Begrifflichkeit ist öfters irreführend, mindestens ungenau oder unnötig unüblich. Die Osiander Gesamtausgabe (OGA) ist keine „Gesamtausgabe“ des Osiandrismus: Die Verfasserin spricht konsequent von „osiandrisch“, womit man – meist pejorativ konnotiert – die als falsche Lehre später gebrandmarkte Lehre Osianders, sein in Königsberg ausgearbeitetes Verständnis der Rechtfertigung, bezeichnet. „Editiert“ für ediert; Plural von passus nicht „passi“ (S. 47); „Zwei-Regimenter[!]-Lehre“; „Hamartiologie“ (nicht: Harmatiologie); unglücklich „Nachwuchs“ für die Adressaten von Osiander; „fränkisches Reich“ im 16. Jahrhundert? (S. 338); „Kirchenfassung“? (S. 343, vielleicht für Kirchen*ver*fassung? – zu unterscheiden

von Kirchenordnung); „Diaconus“ hat im 16. Jahrhundert nichts zu tun mit dem Diakon Wichernscher Prägung: es ist der zweite Pfarrer oder der Hilfsprediger. Deshalb ist die Bezeichnung „Diakon“ (S. 392) in diesem Zusammenhang eigentlich irreführend.

[**1992**]

*Rudolf Keller*

### *3.4. 1648 bis 1806 (Nr. 1993–1994)*

Flurschütz da Cruz: Zwischen Füchsen und Wölfen … in der fränkischen Reichsritterschaft [nach 1648] (Blessing) (Nr. 1993) – Knedlik: Aufklärung in München (Marti) (Nr. 1994)

Flurschütz da Cruz, Andreas: Zwischen Füchsen und Wölfen. Konfession, Klientel und Konflikte in der fränkischen Reichsritterschaft nach dem Westfälischen Frieden. Konstanz – München: UVK-Verlagsgesellschaft, 2014 (= Konflikte und Kultur – historische Perspektiven 29). – 459 S., Festeinband. – ISBN 978-3-86764-504-1.

„Zwischen Füchsen und Wölfen“ – unter diesem pointierten Titel analysiert Andreas Flurschütz da Cruz in seiner Bamberger Dissertation die Adelsgesellschaft des Alten Reiches im 17. und frühen 18 Jahrhundert am Beispiel eines gut 50 Jahre währenden Streits zweier mainfränkischer Reichsritterfamilien. Am „Prozess Fuchs von Bimbach contra Wolf von Wolfsthal“ werden allgemeine Strukturen sozialer Beziehung, politischer Platzierung und mentaler Orientierung in der Frühen Neuzeit aufgedeckt – vor allem für die von der Forschung eher vernachlässigte zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dies geschieht so fruchtbar, dass eine ausführlichere Besprechung gerechtfertigt scheint.

In einer systematischen Einleitung, die den Leser sicher zum Thema führt, begründet der Verfasser zunächst kurz sein Sujet als Vergleich zweier Familien mit deren Bedeutung und ihren engen Kontakten bei gleichzeitig großen Unterschieden des Profils und der wirtschaftlichen Lage. Dann skizziert er auf einer breiten Basis intensiv genutzter Literatur die erkenntnisleitenden Aspekte seiner Untersuchung. Präzise steckt er den Rahmen aus Fakten, Fragen und Methoden ab, in dem die Erzählung wesentliche Bedingungen adeliger Existenz erklären soll. Und er reflektiert die Dimensionen dieses Kernthemas, des Konflikts zwischen den Reichsrittern: die Verrechtlichung früher gewaltsamer Auseinandersetzungen, die hohe Bedeutung von regionalen wie überregionalen Netzwerken, die enge Verknüpfung von Reich und Region sowie die entscheidende Rolle der Konfessionen, deren Verteilung offenbar auch nach dem Westfälischen Frieden noch verändert wurde. Auch dadurch, dass bereits mögliche Ergebnisse hypothetisch angedeutet werden, wird das Interesse fokussiert.

„Konzeptuelle und methodische Vorüberlegungen“ ziehen dann die Ansätze zusammen, mit denen der Verfasser sein Untersuchungsziel verfolgt: das „Interaktionspotential“ der Ritter in ihrer gesellschaftlichen Welt „auszuloten“, um „ein möglichst umfassendes Bild der Situation des fränkischen Adels an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert“ zu gewinnen. Er frägt nach der Normierung des Adelslebens, vor allem im Verhältnis von Ehre und Besitz, er betreibt, um die zentrale Wirkung von Familienpolitik aufzudecken, arbeitsaufwendige Verwandtschaft- und Generationenforschung – ein ‚Zugriff‘, den er bereits an Familienbüchern erprobt hat –, und er geht mit mikrohistorischen Analysen vor,

die Makrogeschichte in vielem erst erklären. So frägt er nach einer „Mikropolitik", nach den allgegenwärtigen Patronage-Klientel-Netzwerken, die durch ihr soziales Kapitel eine Stufenfolge von ‚win-win-Konstellationen' bilden, welche bis zum Kaiserhof reicht. Zugleich benutzt er den Erklärungsschlüssel der doppelten Justiznutzung, welcher der engen Verbindung von gerichtlicher und außergerichtlicher, informeller, auf Aushandeln gestützter Konfliktlösung gerecht wird. Damit nimmt der Verfasser wesentliche Felder gegenwärtiger Frühneuzeitforschung in den Blick. Auf die seit den 1990er Jahren in den Vordergrund gerückte Betrachtung kleinräumiger Strukturen konzentriert, gibt er seinem Thema gleichwohl einen weiten Horizont sozialer, politischer und kultureller Entwicklung. Und er verknüpft im kulturgeschichtlichen Sinn reale Zustände mit ihrer Deutung durch die beteiligten Gruppen und Individuen, die deren Handeln leitet.

Zunächst wird im zweiten Kapitel anhand der Literatur die Konstellation in Mainfranken um 1650 beschrieben. Wie war die im 16. Jahrhundert formierte Reichsritterschaft organisiert? Wie verlief die Konfessionsbildung von der Reformationszeit über den Augsburger Religionsfrieden bis zur Gegenreformation in den Hochstiften Würzburg und Bamberg und was bedeutete sie für den Zugang der Ritter zum Hof und in die Domkapitel, der wirtschaftlich und für den Status ganz wesentlich war? Und wie haben die politischen Wechsellagen gewirkt: der Einbruch der Schwedenherrschaft, die den protestantischen Familien eine große Zukunft versprach, und der Westfälische Frieden, der in diesem nun katholisch dominierten Raum nicht wenige zur Konversion drängte?

Mit dem dritten Kapitel, in dem der Verfasser die Familien Fuchs von Bimbach und Wolf von Wolfsthal vorstellt, beginnt die stupende, manchmal geradezu kriminalistisch scharfsinnige Forschung aus Quellen ganz unterschiedlicher Gattung; sie stammen aus 16 staatlichen, städtischen, kirchlichen Archiven und aus dem glücklich erhaltenen Fuchs-Archiv in Burgpreppach, dem wichtigsten Bestand. Dazu kommen zahlreiche gedruckte Texte. Die Fuchs, seit dem 13. Jahrhundert in mehreren Linien in den Hassbergen und im Steigerwald verbreitet, waren im frühen 16. Jahrhundert bereits in vier Kantonen der sich formierenden Reichsritterschaft etabliert und den Bischöfen von Würzburg und Bamberg durch Dienst verbunden. Ganz anders die Wolf: Nach ihrem Niedergang als früher sehr reiche Nürnberger Kaufleute kamen sie erst damals in den Ritterstand. Doch sie drangen im 17. Jahrhundert mit konsequentem Aufstiegskalkül, mit ausgreifendem Gütererwerb, geschickten Heiraten und Patenschaften und vor allem mit der Ausrichtung auf die siegreiche katholische Partei durch eine bereits 1629 erfolgte Konversion in die nächste Umgebung der Bamberger Fürstbischöfe.

Damit gelangten sie in das Netzwerk um das mächtig aufsteigende Haus Schönborn – in dem sie durch Adoption vor ihrem Aussterben 1717 aufgingen – und auch in Beziehung zum Kaiserhof. Dagegen blieben die Fuchs, bereits durch die Beteiligung am schwedischen Intermezzo belastet, gegen die Zeittendenzen bei ihrem Wirtschaftsstil und bei den Heiraten und den Patronage-Klientel-Beziehungen im kantonalen Traditionshorizont protestantischer Reichsritter. Am Ende des Jahrhunderts standen sie, „hoch verschuldet und ohne lukrative Hofämter und Stiftspfründen", vor dem Ruin. Erst die Konversion einer neuen Generation 1707 rettete sie und gab der Vernetzung mit den Würzburger Fürstbischöfen aus den Häusern Greiffenclau und Guttenberg und angebahnten Kontakten nach Wien „den entscheidenden konfessionellen Schub", der ihnen auch hohe kaiserliche Ämter öffnete. Zeitversetzt stiegen beide Häuser in den Reichsgrafenstand auf, also in den Hochadel. Dessen katholische Gruppe erstarkte damals durch eine Reihe solcher Karrieren konvertierter Reichsritterfamilien erheblich. Zwei Typen des süddeutschen Niederadels

im 17. Jahrhundert, „Gewinner“ und „Verlierer“, treten hier auf.

Beide Häuser, miteinander verschwägert, doch durch Vernetzung und Patronage konträr ausgerichtet, gerieten in die wachsende Konkurrenz zwischen den Bamberger und den Würzburger Fürstbischöfen. Das verdichtete sich im Prozess um ein großes, zum Kanton Steigerwald steuerndes Ritter-Mannlehen im Grenzraum zwischen den Hochstiften bei Haßfurt, wo sich deren Interessen besonders durchkreuzten. Die Vorgeschichte des Prozesses hatte mit einer bereits durch eine Hochzeit 1620 ausgelösten hohen Hypothek eines Fuchs begonnen. Sie war ein Beispiel für die in der Frühen Neuzeit allgemein übliche oft beträchtliche Verschuldung, die bei dem vom Dreißigjährigen Krieg häufig sehr geschädigten Adel besonders stieg. Die Fuchssche Grundschuld war, nie getilgt, über mehrere Ehen – sie währten in der Vormoderne vor allem wegen der hohen Mortalität junger Frauen oft nur kurz – weitergereicht worden und kam schließlich an einen Wolf. Dieser, erst kurz in der Region und wenig begütert, strebte für seine Etablierung nach einem weiteren Rittergut. An ihn gab der Bamberger Bischof das Lehen 1650 neu aus, wogegen ein Fuchs klagte.

Der Prozess reichte durch die Lehensbindungen beider Familien von Anfang an in überregionale Interessen. Seine detaillierte Rekonstruktion und die subtile Analyse mehrerer komplex durchschichteter Dimensionen, der rechtlichen, herrschaftlichen, konfessionellen und sozialen, bilden das Hauptstück der Untersuchung. Die Auseinandersetzung zog sich von 1650 bis 1701 hin; sie endete mit der Rückerstattung des Ritterguts und der Wiedereinsetzung der Fuchs von Bimbach.

Der Ertrag der tief schürfenden Untersuchung ist beachtlich. Drei Aspekte scheinen besonders wichtig. Zum einen erschließt der Verfasser, indem einen Bogen von den Dorfschultheißen, Bauern, Hirten in Kondominatsdörfern über Beamte, Reichsritter, Domkapitel und Fürstbischöfe bis zum Wiener Hof spannt, wie die Patronage- und Klientelsysteme lokale, regionale, Landes- und Reichsebene miteinander verbanden. Beziehungen, die auf Dauer angelegt waren, freilich besonders im Wechsel der Generationen sich rasch verändern konnten. In dieser Verflechtung erweiterte sich der Besitzstreit zwischen Füchsen und Wölfen zunehmend zum Kampf um Herrschaftswahrung im Interessenverband ihrer Patrone, der Fürstbischöfe, die ihrerseits um die Vormacht im katholischen Franken und ihre Stellung beim Kaiser rangen. Er wurde zum „Stellvertreterkonflikt“.

Eine zentrale Rolle spielte, zweitens, in Franken, wo nach dem Vordringen des Luthertums die katholische Kirche seit dem späten 16. Jahrhundert wieder aufholte, natürlich die Konfession – als erstrangiges Bindemittel und als ein zentraler Machtfaktor. Wie die kalkulierten Konversionen von Herren auf die Bekenntniskonstellation bei den Untertanen wirkte, zeigt der Verfasser am Beispiel der mikroskopisch erfassten Dörfer des Ritterlehens, einer lutherischen Hochburg. Dort widersetzte man sich auch nach dem Restitutionsedikt von 1629 „rebellisch“ der Rekatholisierung durch den Bamberger Lehensherrn. Doch sobald der katholische Wolf statt des lutherischen Fuchs in das Lehengut eingesetzt war, suchte er ganz im Sinn des Bamberger Bischofs, für den diese Orte mit ihren hartnäckig lutherischen Untertanen „ein Schandfleck … auf der Hochstiftskarte“ waren, Zahl und Einfluss der Katholiken gezielt zu steigern. Das geschah durch Eingriffe in den Kult, durch einseitige Ämtervergabe, durch massive Peuplierung vor allem mit Unterbäuerlichen, die die Sozialstruktur erheblich veränderte. Es ist bemerkenswert, wie sich damit nach dem Frieden von 1648, der mit der Fixierung des Normaljahres 1624 gewöhnlich als Abschluss des Konfessionsstandes gilt, eine auf der lokalen Ebene „verlängerte Gegenreformation“ belegen lässt. Allerdings scheiterte diese Rekatholisierung letztlich. Plastisch sieht man das Konfessionelle Zeitalter

in Simultangemeinden mit dem oft erbitterten Ringen um jedes Haus vor sich.

Einen scharfen Einblick gibt die Untersuchung auch, drittens, in den weitläufigen, langwierigen, immer wieder von intervenierenden Interessen gelenkten Gang vormoderner Rechtspraxis. Dass der Streit so lange währte und durch „vielerlei Hände von Klagenden und Beklagten … von Advokaten, Richtern und Instanzen" vom Bamberger Lehenhof bis zum Reichhofrat in Wien ging, zeigt die wenig eindeutigen Wege der Justiznutzung. Neben den formalen juristischen Verfahren waren auf einer informellen Ebene personale Beziehungen in Patronage-, Klientel-, Verwandtschaftsnetzen verdeckt wirksam, in dem sie „durch materielle und immaterielle Zuwendungen" in jene eingriffen. Dass der Wolf, dem 1650 das Rittergut zufiel, als Geheimer Rat dem Bamberger Bischof diente, half seinem Drang nach dem Gut entschieden. Insgesamt werden die „Polyzentralität" des Reichssystems, seine Bikonfessionalität und die Rechtsvarietät sehr konkret dargestellt und als Grundelemente einer generell traditional verfestigten, doch im Einzelnen labilen und daher geschmeidigen Ordnung sichtbar. Der Unterschied zu den Verhältnissen, wie sie der rational entworfene moderne Staat und die auf Besitz und Freiheit des Individuums gegründete bürgerliche Gesellschaft schaffen, springt ins Auge.

In einem weiteren Großkapitel bettet der Verfasser dann den Konflikt zwischen Füchsen und Wölfen in größere Zusammenhänge ein. Er beschreibt eingehend die Verflechtungen beider Häuser – Verwandtschaft, Freundschaft, Patronage, Konfession – mit fränkischen Familien und dem Haus Schönborn, mit den Höfen in Bamberg und Würzburg, mit österreichischem Adel und, durch militärischen oder zivilen Dienst, dem Kaiserhaus, und lotet jeweils ihren Nutzen aus. Wiederum wird deutlich, wie wichtig die katholische Konfession als Inklusionsfaktor war und wie stark daher der Sog zur Konversion wurde. Dass der analysierte Streit kein Einzelfall war, wird an vier Parallelfällen lutherischer Ritterfamilien – Rotenhan, Schaumberg, Thüngen, Münster – im Hochstift Bamberg gezeigt. Der protestantische Niederadel war nach dem Dreißigjährigen Krieg insgesamt personell, finanziell und in seiner Vernetzung erheblich geschwächt; in Franken drückten die Folgen der Beteiligung an oder der Nähe zu der kurzen Schwedenherrschaft noch besonders. Auch jene vier Familien verloren Güter an katholische Aufsteiger, die am fürstbischöflichen Hof fest etabliert und zum Teil mit dem Kaiserhof verbunden waren. Diese gehörten, so die konzise Zusammenführung, einer energisch aufsteigenden „neuen Generation vielfach untereinander vernetzter katholischer Reichsritter und Hofadeliger" an; „Identitätsmerkmal" und „fundamentales Erfolgsrezept" war ihre Katholizität.

In solch' „konfessionsspezifischer Lehenpolitik", mit der katholische Fürsten ihre Konfession über den Niederadel auch bei den Untertanen voranzubringen suchten, nachdem deren Zwangsbekehrung seit 1648 kaum mehr möglich war, sieht der Verfasser – wie schon erwähnt – eine neue, verdeckte Art der Gegenreformation; sie sei durchaus noch neben der katholischen Reform, der inneren Glaubenserneuerung, betrieben worden. Religiöse und politische Motive waren auch jetzt nicht zu trennen, wobei erstere freilich nie offiziell wurden. Auch die Lehenvergabe ging durchweg nicht linear vor sich. Sie erfolgte im Zusammenspiel verschiedener Herrschaftsträger und ihrer Netzwerke, von den Fürstbischöfen und Domkapiteln über Beamte und Höflinge zu Ritterfamilien; außerdem wirkten benachbarte Territorialherren, der Kaiserhof, auch die Kurie mit. Wiederum wird eindringlich vermittelt, wie komplex die Ordnung, wie multikausal Macht in der Frühen Neuzeit war.

Zurechtgerückt werden zu einfache Vorstellungen auch in einem letzten kleinen Kapitel über die Schönborn, die man bisher wohl zu pauschal im Glanz ihres Aufstiegs

gesehen hat. Anfang des 18. Jahrhunderts konnte eine Gegenpartei um einen Graf Fuchs von Bimbach und Dornheim sie aus der Gunst des Kaisers drängen – das Verhältnis zwischen Habsburgern und Schönborn war stets ambivalenter, weil machttaktischer gewesen als gewöhnlich suggeriert – und ihren Abstieg einleiten. Wertvoll sind mehrere Tabellen, welche neben Genealogien und Verwandtschaften auch die mit großem Einsatz erfasste Vielfalt der persönlichen und familialen Verflechtungen, also die politisch entscheidenden Netzwerke, übersichtlich vorstellen. Dabei wird nicht zuletzt die Bedeutung der Frauen als Mittler evident. Der weite Blick des Autors streift auch mehrere Themen am Rande des Bedingungs- und Wirkungsfelds des Prozesses, u. a. den Charakter der Öffentlichkeit in jener Zeit oder die Rolle der Juden, die wegen ihrer Schutzgelder besonders von Reichsrittern angesiedelt wurden.

Insgesamt leistet Flurschütz da Cruz die differenzierte Rekonstruktion eines exemplarischen Konflikts, der sachlich wesentliche Bereiche der Herrschaft und Gesellschaft verbindet und räumlich vom Lokalen bis auf die Reichsebene reicht. Er analysiert ihn vielfältig mit Hilfe wichtiger Erklärungsformen aktueller Frühneuzeitforschung. Und er sucht, indem er Abstand von ‚modernen' Kategorien nimmt, die Vorstellungs- und Handlungsmuster jener Zeit aufzudecken. So gelingt eine beeindruckende Vergegenwärtigung einer uns in vielem fernen Welt, eine Deutung im ethnologischen Sinn der ‚dichten Beschreibung'. Das geschieht professionell – methodensicher, ‚handwerklich' sauber und sprachlich klar –, mit abwägendem Urteil und ohne den lärmenden Ton, mit dem so manche Dissertationen ihre Ergebnisse als umwälzend präsentieren. Allerdings hätten erzählende Partien teilweise kürzer gefasst werden können, wäre eine „Zwischenbilanz" wie III, 3 am Ende jedes Kapitels für den Leser hilfreich und könnte eine systematischer aufgebaute, auch sichtbar nach Kategorien gegliederte Zusammenfassung den Ertrag noch schärfer zeigen. Vor allem vermisst man ein Sachregister, das die Ergebnisse noch besser erschließen würde. Doch all das wiegt wenig gegenüber dem beträchtlichen Forschungsbeitrag dieser profunden und klugen Studie. Sie übertrifft das von einer Dissertation füglich zu Erwartende erheblich. [**1993**]

*Werner K. Blessing*

**Knedlik**, Manfred: Aufklärung in München. Schlaglichter einer Aufbruchszeit. Regensburg: Friedrich Pustet, 2015 (= Kleine Münchner Geschichten). – 148 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-7917-2650-2.

Seitdem der von *Harm Klueting* u.a. herausgegebene Tagungsband Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland (Hamburg 1993) erschienen war, nahmen die Forschungen zur sogenannt katholischen Aufklärung bzw. zur Aufklärung in katholischen deutschen Ländern zu, ohne dass man sich auf eine einheitliche Verwendung des eine epochale ideengeschichtliche Strömung im 18. Jahrhundert benennenden Begriffs hätte einigen können. Der Verfasser der hier anzuzeigenden, für ein breites Publikum bestimmten Einführung verliert sich nicht in epochenkritischen Darlegungen und verwendet einen Aufklärungsbegriff, der auf das protestantische Deutschland passende Implikationen enthält. Das geht bereits aus dem Inhaltsverzeichnis hervor, das vier Hauptkapitel mit je einer Zitatüberschrift anzeigt, denen zahlreiche Unterabschnitte mit u.a. folgenden Schlüsselwörtern zugeordnet werden: ‚gelehrte Geselligkeit', ‚Akademiepläne', ‚Aufhebung des Jesuitenordens', ‚literarisch-publizistischer Aufbruch', ‚Zensur', ‚Aufklärungsgesellschaften und Geheimbünde', ‚Säkularisation der Klöster', ‚Toleranz'. Das Porträt des aufgeklärten München entspricht dem Bestreben, den Topos der damaligen Rückständigkeit der bayerischen Metropole zu widerlegen und das Bild einer aufkläreri-

schem Fortschritt zugänglichen Stadt zu entwerfen. Wie einzelne Stichwörter andeuten, werden Gegenströmungen in die Betrachtungen einbezogen, insgesamt aber wird, dem Buchtitel entsprechend, der geistige, mediale und politische Aufbruch betont. Die ideengeschichtlichen Zusammenhänge werden durch Kurzbiographien einzelner Aufklärer und ihnen nahestehender Personen angereichert (Johann Georg von Lori; Anton von Bucher; Lorenz von Westenrieder; Benjamin Thompson, Graf von Rumford; Johann Baptist Strobl; Johann Christoph von Aretin). Dieselbe Aufgabe erfüllen die zahlreichen, den Text auflockernden Abbildungen sowie die in kleinerem Schriftgrad gedruckten Informationen (z.B. über den ‚Bevölkerungsaufbau im späten 18. Jahrhundert' oder über ‚Verbotene Aufklärungslyrik – Andreas Zaupsers Ode auf die Inquisition'). Den Schluss macht ein Anhang, der aus Verzeichnissen ausgewählter gedruckter Quellen und von Sekundärliteratur sowie aus einem Personenregister und den Bildnachweisen besteht.

Das Vademecum Knedliks beschränkt sich aber nicht auf die kurze Beschreibung von Textzeugnissen. Es bringt dem Leser anschaulich und in passender Auswahl auch die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstärkten Bemühungen um Kunstförderung, das Theaterschaffen und die staatlich-zentralisierte Bildungspolitik näher, die mit Attacken gegen die katholische Frömmigkeit und hauptsächlich gegen die sie repräsentierenden, der Nutzlosigkeit bezichtigten Bettelorden verbunden waren. Die Säkularisierungsbestrebungen, deren wichtigste Vertreter (z.B. Maximilian Graf von Montgelas) ins Rampenlicht der Darstellung rücken, versinnbildlicht die Abbildung der Ruinen des teilweise abgebrochenen Franziskanerklosters (S. 127). Von der Integrierung bedeutender Buchbestände aus Klosterbesitz in die ab November 1789 der Öffentlichkeit zugänglich gemachte Hofbibliothek ist ebenso die Rede wie von der Eröffnung des Englischen Gartens (1792) und des schon zuvor allgemein begehbaren Hofgartens, das heißt vom Einbezug (gehobener) bürgerlicher Bevölkerungsschichten in die höfische Repräsentationskultur wie von anderen architektonischen und kulturpolitischen Leistungen der Zeit (1795, Residenztheater). Ein aus Adel und bürgerlichen Beamten bestehendes Publikum zog aus dem breiten Verlagsangebot Nutzen, das auch Bestrebungen zur Aufklärung unterer Bevölkerungsschichten bediente. Kurfürst Max III. Joseph, ein Zögling Johann Adam von Ickstatts, und die in der Kurbayerischen Akademie organisierten Gelehrten waren Bannerträger der Aufklärung weit über die Stadt München hinaus. Mit der Französischen Revolution und ihren Auswirkungen erlitt der Freiraum der Kritik, der von oben, auch von den Kurfürsten gesteuerten Aufklärung einen herben Rückschlag: Strengere Zensurbestimmungen schränkten 1791/92 die Publikationsfreiheit stark ein. Staatliche Sanktionen bekamen, außer den Münchener Verlagen, vor allem Mitglieder des Illuminatenordens zu spüren.

Erfreulicherweise wurde dem Bändchen ein Personenregister beigegeben. Die Bibliographie verzeichnet in diesem Einführungswerk verständlicherweise nur die als besonders wichtig erachtete Literatur, von welcher der Leser ohne Mühe auf weiterführende Publikationen stoßen wird. Sie sind inzwischen Legion. Hier und dort fehlen Zitatnachweise, an manchen Stellen eine, wie mir scheint, zu große Konzession an die leichte Lesbarkeit des Werks. Den an der Stadt- und Kulturgeschichte Interessierten sei zur ergänzenden Lektüre ein zeitlich ausgedehnter Beitrag über München empfohlen, das natürlich in einem Nachschlagewerk zu historisch wichtigen deutschen Kulturzentren Aufnahme fand: Britta Kägler u.a.: München, in: Wolfgang Adam u.a. (Hg.): Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum, Band 2: Halberstadt – Münster.

Berlin/Boston 2012, S. 1471–1518. Knedliks Einführung ist für die weiteren Leserkreise, für die sie in erster Linie verfasst wurde, geeignet, durchaus aber auch für Leute vom Fach, die einen ersten Zugang zur Geschichte der Isarstadt im 18. Jahrhundert suchen.

[**1994**]

*Hanspeter Marti*

### *3.5. 19. Jahrhundert (Nr. 1995–1998)*

Link: Zwischen königlichem Summepiskopat … [ELKB Verfassungsentwicklung 1800–1945] (Sommer) (Nr. 1995) – Loehe: The Pastor [engl. Ausgabe von Löhe, Der evangelische Geistliche] (Blaufuß) (Nr. 1996) – Schwemmer: Einübung ins Christsein [Löhe, Gottesdienst] (Kerner) (Nr. 1997) – Brons: Pfarrer Karl Heller und die Anfänge der Inneren Mission in Nürnberg und Bayern (Blaufuß) (Nr. 1998)

Link, Christoph: Zwischen königlichem Summepiskopat und Weltanschauungsdiktatur. Die bayerische evangelische Kirche im Spiegel ihrer Verfassungsentwicklung 1800–1945. Nürnberg: Verein für bayerische Kirchengeschichte, 2013 (= AKGB 93). – 120 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-940803-09-2.

Ein schmaler Band, der es aber gehörig in sich hat! Der Rechtswissenschaftler Christoph Link, nach Professuren in Wien, Salzburg und Göttingen zuletzt Inhaber des Lehrstuhls für Staats- und Kirchenrecht an der Universität Erlangen-Nürnberg, hat unter diesem Titel eine Geschichte der bayerischen evangelischen Kirche unter dem Hauptgesichtspunkt des stets konfliktreichen Verhältnisses von Staat und Kirche vorgelegt, die an Klarheit der Strukturierung und gedanklicher und sprachlicher Präzision nichts zu wünschen übrig lässt. Es ist erstaunlich, wie sich diese Darstellung, die aus vier neueren Einzelstudien erwachsen ist, durch eingehende Überarbeitung zu einem Gesamtbild fügt, das sowohl für die Fachwissenschaft wie für die interessierten Leser von erheblicher Bedeutung ist.

In drei Teile ist diese fast anderthalb Jahrhunderte umfassende Geschichte der bayerischen evangelischen Kirche gegliedert: in das „lange“ 19. Jahrhundert (1801–1918); Umsturz, Kontinuität und Neuanfang (1918–1933) und Kirchenrechtliche Spielräume kirchenleitenden Handelns im „Dritten Reich“. Diese drei Teile sind wiederum in viele Abschnitte und Unterabschnitte gegliedert, die für die Übersichtlichkeit des Gesamtrahmens wie für den Blick auf die einzelnen thematischen Schwerpunkte hilfreich sind. Die Forschungsliteratur ist umfangreich in den Anmerkungen vertreten, so dass sich die Weiterarbeit an den verschiedenen Teilaspekten anbietet.

Was den Theologen bei dieser knapp gehaltenen Rechtsgeschichte der bayerischen evangelischen Kirche besonders erfreut, ist der sachlich-klare, verständliche Stil der Darbietung nicht selten komplizierter juristischer Details wie auch der Weitblick in theologie- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge hinein, der bei einer juristischen Darstellung nicht ohne weiteres erwartet werden kann. Vermutlich wirkt hier das theologische Interesse und Wissen des Autors mit, der zwei theologische Ehrendoktorate von den evangelisch-theologischen Fakultäten in Tübingen und Wien erhalten hat.

Im Ersten Teil (1801–1918) zeigt sich dies z.B. besonders in den Abschnitten IV und V: „Die Entwicklung des Landesherrlichen Kirchenregiments“ und „Der Summepiskopat in Bayern“. Aber auch in dem Abschnitt VIII: „Die lutherische Grundlagendiskussion um

Kirchenordnung und Bekenntnis". Im Zweiten Teil (1918–1933) wird das Problem „Kirche und Revolution" und die „Neugestaltung der inneren Ordnung und Neuregelung des Verhältnisses zum Staat" im Zusammenhang mit den theologischen Zeitströmungen erörtert, so dass die Kirchenverfassung von 1920 und der Staatskirchenvertrag von 1924 ihren bedeutsamen Rang auch in geistesgeschichtlicher Hinsicht erhalten.

Entgegen früherem langem Verschweigen ist es besonders erfreulich, dass der Person und dem Wirken des ersten und einzigen Kirchenpräsidenten der bayerischen evangelischen Kirche, Friedrich Veit, die ihm gebührende Reverenz erwiesen wird. Der Schlussabschnitt sei deshalb hier zitiert: „Insgesamt bildete der Kirchenvertrag den Schlussstein des Reformwerkes, das sich mit der Ära Veit verbindet und das in kirchenverfassungsrechtlicher Hinsicht für ein halbes Jahrhundert Bestand haben sollte, in kirchenvertraglicher bis heute. Trotz seines bitteren Abgangs im Jahr 1933 war es – vorbereitet durch das Wirken Hermann von Bezzels – zu wesentlichen Teilen Friedrich Veit zu verdanken, dass die bayerische Kirche nicht nur ihren Frieden mit dem demokratischen Staat gemacht hat, sondern dass sie auch eine Gestalt und innere Geschlossenheit gewann, die entscheidend dazu beigetragen haben, dass sie im Nationalsozialismus (bei aller Problematik) eine der wenigen „intakten" Landeskirchen blieb." (S. 74)

Dem Dritten Teil liegt ein mit Anmerkungen versehener Vortrag zugrunde, den Link auf einer Tagung in München im Oktober 2008 gehalten hat. Sie stand unter dem Thema: „Spielräume des Handelns und der Erinnerung. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern und der Nationalsozialismus" (Besprechung in: ZBKG 2010, Nr. 1687). Aus der Perspektive des Juristen benannte Link am Beispiel von Bischof Meiser die politischen und rechtlichen Zwänge, „denen sich Kirchenleitungen im ‚Dritten Reich' – wirklich oder vermeintlich – ausgesetzt sahen". Aber es galt „auch die Handlungsspielräume auszuloten, die sich ihnen trotz solcher Zwänge noch boten und danach zu fragen, inwieweit diese tatsächlich genutzt wurden" (S. 77).

Das komplexe Thema unterteilte er in die beiden Teile: „Rahmenbedingungen kirchenleitenden Handelns im NS-Staat" und „Kirchenleitendes Handeln unter den Zwängen von Recht und Politik".

Knapp und präzise werden alle wesentlichen Aspekte benannt und differenzierend kommentiert, wobei Link durchaus z.B. bei der „Judenfrage" und bei der Thematik der Euthanasie seinen eigenen Standpunkt nicht verschweigt: Der öffentliche Protest des Münsteraner Bischofs Graf Galen und der mutige Protest des württembergischen Landesbischofs Wurm geben „ein deutliches Zeugnis dafür, dass die Spielräume kirchenleitenden Handelns in Bayern hier nicht entfernt ausgeschöpft wurden" (S. 103). „Unkritische Anpassung und offener Widerstand waren – wie stets in einer Diktatur – ja nicht durch eine eindeutige Grenzlinie geschieden, sondern zwischen beiden bestand eine Grauzone, die Raum für differenzierende Entscheidungen ließ, ohne die Kirche existentiell zu gefährden. Meiser hat diese Möglichkeiten sicher nicht immer optimal genutzt, jedenfalls im Urteil der Nachgeborenen, von denen vergleichbare Entscheidungen nicht gefordert sind." (S. 104)

Dieser juristische Blick auf die bayerische evangelische Kirche von 1801 bis 1945 ist sehr zu empfehlen. Nur eine kleine Korrektur sei angefügt: das für das protestantische Selbstverständnis in der Weimarer Republik so charakteristische Buch von Otto Dibelius: „Das Jahrhundert der Kirche" erschien nicht schon 1921 (S. 69 und S. 85), sondern erstmalig in Leipzig 1926 und danach in weiteren Auflagen. **[1995]**

*Wolfgang Sommer*

Loehe, J. [ohann] K. [onrad] Wilhelm: The Pastor. Edited by Charles P. Schaum, translated by Wolf Dietrich Knappe and Charles P. Schaum. St. Louis/Missouri (USA): Concordia Publishing House, 2015. – VIII + 364 S., brosch. – ISBN 978-0-7586-5027-6.

Löhes „pastoraltheologische(s) Hauptwerk" (Curt Schadewitz in GW [Wilhelm Löhe, Gesammelte Werke, hg. von Klaus Ganzert], Band 3/II, S. 689,17), für einen weiten Leserkreis zur Verfügung gestellt, darf der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bekanntgemacht werden. Des Neuendettelsauers *Evangelischer Geistlicher* behandelt in einem ersten Teil Person und Verhalten des Pfarrers, im zweiten dann „das eigentliche geistliche Amt" (GW 3/II, S. 691,19f). Nun in englischer Sprache ist Löhes Pastoraltheologie besserer und leichterer Eingang in der anglophonen Welt verschafft. Und an dieser Hilfe muss der Löhe-Forschung gelegen sein. Die International Loehe Society (*I*LoeS) wird dies als eines ihrer Ziele kontinuierlich und zielstrebig verfolgen – und zumindest auf schon vorhandene englische Quellen hinweisen [wie in Erika Geiger: The Life, Work, and Influence of Wilhelm Loehe (1808–1872), Saint Louis 2010, S. 263–264: I. Primary Books, II. Primary Articles].

„The Pastor" vermeidet den missverständlichen Titel „The Evangelical Pastor". Die Formulierung „The Lutheran Pastor" war in diesem Fall von Löhe aber auch ausdrücklich abgelehnt (GW 3/II, S. 7,21–24, entspr. „The Pastor", S. 3). „Daß der Verfasser […] seine konfessionellen Überzeugungen nicht verleugnet, versteht sich von selbst." (GW 3/II, S. 7,24f, entspr. „The Pastor", S. 3; im Blick auf reformierte Kasuistiken ist dies deutlich markiert: GW 3/II, S. 273,33). Die beiden Übersetzer und der Herausgeber haben sich beim Titel für die elementare Lösung entschieden und eine Fassung gewählt, die davon ausgeht, dass Löhe natürlich eine Pastoraltheologie mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit beabsichtigt hat.

Charles P. Schaum und Wolf Dietrich Knappe zeichnen als Übersetzer, ersterer auch als Herausgeber verantwortlich. Schaum verfügt über Erfahrung in einschlägiger Tätigkeit als Editor für Professional and Academic Books im Concordia Publishing House (CPH) St. Louis, Verlagshaus der Lutheran Church Missouri Synod (LCMS). Schaum hat z.B. Albrecht Peters' ersten Kommentar-Band zu Luthers Katechismus in englischer Sprache 2009 betreut. Und CPH hat z.B. die schon Übersetzungen der Löhe-Schriften ‚Von der Barmherzigkeit', ‚Samenkörner' sowie der Löhe-Biographie von Erika Geiger (von Knappe) sowie die Studie von David Ratke zu Löhes Ekklesiologie und Sakramentenlehre publiziert. Die neue Edition dokumentiert somit abermals das Interesse der LCMS an einer Wiedergewinnung des einst von ihr verstoßenen Löhe.

Es liegt eine ‚Studienausgabe' vor, ausdrücklich „not a critical edition", also anders verfahrend als die in Neuendettelsau seit 2006 erscheinende „Wilhelm-Löhe-Studienausgabe". Den „Evangelischen Geistlichen" historisch-kritisch zu edieren würde wohl lohnen, bedeutete aber einen hohen Aufwand. Zweck von „The Pastor" ist die praktische Verwendung durch kirchliche Mitarbeiter („church professionals") – Löhe meinte einst, „[…] zum Nutzen jüngerer Geistlichen" zu schreiben, „junge Theologen" zu stützen und damit „angehende Geistliche" ins Amt einzuleiten (GW 3/II, S. 689,29.33 und S. 755 zu S. 270,37), auf dem Titel deutlich markiert: „dem nun folgenden Geschlechte Evangelischer Geistlichen [!]"; dies zu einer Zeit, da „die Hauptwissenschaften der Theologie, die praktischen, freilich die mühsamsten, […] so verlassen und unangebaut sind" (GW 1, S. 477,40–43: Zusammenhang ab S. 477,25).

Über Einzelheiten der Einrichtung der Ausgabe gibt Schaum prägnant Auskunft: Behandlung der lateinischen und griechischen Zitate, stillschweigende oder gekennzeichnete Änderungen, keine „word-

for-word"-Übersetzung. Genau möge der Nutzer nachlesen, was zur geänderten Bezifferung der Kapitel gesagt ist (S. VIIf). Denn für die durchaus mögliche und ertragreiche parallele Lektüre des deutschen Textes in GW und „The Pastor" ist ein müheloses Auffinden der Stellen in GW wichtig (leider werden die GW-Seiten am Rand oder im Seitentitel nicht mitgeführt). Weggelassen ist in „The Pastor" der umfangreiche Text Johann Valentin Andreaes über einen „rechtschaffenen" Geistlichen, Löhe einst durch Christian Krafft empfohlen, zunächst in der Version Herders zugänglich und eigentlich gerne Philipp Wackernagel zur Edition überlassen (GW 3/II, S. 10–23.729 zu S. 10,5): die Übersetzung würde „exceed the scope of this publication". Die beiden anderen im „Evangelischen Geistlichen" enthaltenen ‚Fremdtexte' von Johann Eberlin von Günzburg und Andreas Adam Hochstetter indes sind übernommen (GW 3/II, S. 152–178 bzw. S. 303–317, entspr. „The Pastor" S. 161–197 bzw. S. 337–358 [dies tapfer übersetzt aus dem Lateinischen]). Nicht übernommen sind Curt Schadewitz' allgemeine und spezielle Erläuterungen (GW 3/II, S. 687–691, vereinzelt ab S. 729). Kurzbiogramme und Sacherläuterungen in „The Pastor" gehen – auch mit Korrekturen – durchaus über GW wiederum hinaus („The Pastor" S. 308, Anm. 35.37). Hier vermisst der Leser wohl besonders stark ein Personenregister, wo Löhe gerade im „Evangelischen Geistlichen" eine umfangeiche Kenntnis einschlägiger Titel zeigt; vgl. Schadewitz in GW 3/II, S. 687,3–9; D.B.: Wilhelm Löhe und die ‚Alten Tröster' (ZBKG 59/1990), in: Korrespondierender Pietismus, 2003, S. 336–357.

Dem gar nicht ganz einfachen Überlieferungsprozess des Textes wird nicht nachgegangen: lange Vorbereitungszeiten bei Löhe wechseln ab mit gut einem Jahr intensiver Arbeit ab Januar 1844 an Band 1. Ermuntert wurde Löhe durch einen (erst seit 2008 wieder zugänglichen) Brief Samuel Gottlieb Lieschings vom 22. November 1843. Das Schreiben war am Abend des Sterbetags von Löhes Frau Helene in des Empfängers Hände gelangt (Wilhelm-Löhe-Archiv Neuendettelsau, Neuz I [wie *Ida*], Nr. 9; GW 3/II, S. 689,18f noch unbekannt). Handschriftliche Entwürfe und variierende Ausformulierungen sind überliefert (GW 3/II, S. 692–729 reichlich Material!). Zeitschrift-Vorveröffentlichungen gingen als Testläufe der Buch-Publikation voran, Folgeauflagen erlebten Erweiterungen – dies alles 1958 durch Curt Schadewitz dokumentiert in einem umfangreichen textkritischen Apparat (GW 3/II, S. 729–757). Auf all das kann „The Pastor" – bei der vorgenommenen Aufgabenstellung (s.o.) mit Recht – verzichten (verweist freilich den Leser darauf, S. VIII). In „The Pastor" ist nicht mehr J.V. Andreaes Text (s.o.), aber selbstredend der Abschnitt Caspar Calvörs geboten aus GW 3/I, S. 93–96 (entspr. „The Pastor" S. 61–65; vgl. GW 3/II, S. 71,14; s. D.B., S. 344 ff).

Englisch übersetzt ist der Text der „Gesammelten Werke", Band 3/II, S. 7–317, d.i. „Evangelischer Geistlicher", Band 1 ([4]1872) und 2 ([3]1876). Das gilt trotz der in „The Pastor", S. 252 entfallenen acht Zeilen GW 3/II, S. 226,3–10, die sich schon in der Ausgabe von [2]1858, Band 2, S. 133, § 25 Ende finden.

Löhe hat den „Evangelischen Geistlichen" in praktischer Absicht geschrieben, nicht als Lehrbuch für den Unterricht auf welcher Ebene auch immer, eher als Handbuch für den Geistlichen, dem es der Autor nicht vorenthielt, dass meist „das bescheidene Los einer Dorfkanzel" – „the modest lot of a country pulpit" – zu erwarten sein werde (GW 3/II, S. 27,14 entspr. „The Pastor" 9). Gelehrsamkeit wird außenvorgehalten: „Ich bin immer auf dem Holzweg, wenn ich gelehrt tue." (GW 3/II, S. 691,19f, an Liesching 23.[nicht 25.] Januar 1865) Und das tut dem Gehalt des Textes keinen Abbruch. Das verhindert nicht den ausdrücklichen Bezug auf eine Fülle von Theologen vornehmlich aus Alter Kirche und lutherischer Orthodoxie. Gerade deren reformoffene Beiträge zur (ethischen) Kasuistik konnte Löhe sehr „zum Studium empfehlen" (GW 3/II,

S. 270–274.755, Zit. S. 273,43f entspr. „The Pastor“, S. 302–308, Zit. 307. – Nebenbei: die lutherische Orthodoxie soll neuestens wieder als Teil eines Pietismus und Aufklärung einschließenden „Reformprotestantismus“ verstanden werden; PuN 41/2015, S. 126–153).

Selbstredend wird die Arbeit mit dem Text auf Übersetzungsnuancen stoßen, die zu Rückfragen Anlass geben (vgl. GW 3/II, S. 255,26–30 mit „The Pastor“ S. 252,4–8). Unterschiede im jeweiligen Sprachgebrauch hinsichtlich des Artikels („das“ Kind …) sind ggf. klargestellt (S. 259 mit Anm. 19). Aus Original-Ausgaben Löhes nachgewiesene Stellen wie derjenigen aus Löhes „Erinnerungen aus der Reformationsgeschichte Frankens“ könnten den GW-Fundort hinzufügen („The Pastor“, S. 258, Anm. 18 Ende, entspr. GW 3/II, S. 231 Anm. 40 meint GW 3/II, S. 633,25–39). Nur gelegentlich stößt man auf unvollständige Nachweise („The Pastor“, S. 272, Anm. 11). – Die gegenüber GW bessere Einteilung des Textes in Abschnitte ist leserfreundlich.

Diese englische Ausgabe eines Grundtextes Löhes wird ihren Dienst tun können – auch ein Stück über den o.g Rahmen und hinaus. Wenn sie weiterhin zu Folgeunternehmungen anspornt, wenn sie zum Studium von Löhe-Quellen animiert, dann hilft sie zu einer besseren Kenntnis, Einschätzung und Würdigung Wilhelm Löhes gerade auch in der englischsprachigen Welt. Und das ist dem Umstand von Löhes Tätigkeit auch für und Wirkung auf das transatlantische Luthertum hoch angemessen. [**1996**]

*Dietrich Blaufuß*

Schwemmer, Siegfried J.: Einübung ins Christsein. Wilhelm Löhes evangelische Messe als Gestalt christlicher Existenz. Norderstedt: books on demand, 2015. – 407 S., kart. – ISBN 978-3-7386-3324-5.

Im ersten Teil dieser Monographie zeichnet Schwemmer ein Bild von Löhes Liturgie im Zusammenspiel von dessen Theologie, seinen pädagogischen Anliegen und seinen konfessionspolitischen Auseinandersetzungen. Ziel ist, die Leser über die Beschäftigung mit Löhe anzuregen, sich „mit dem Wesen, der Gestalt und der Bedeutung des Gottesdienstes auseinander zu setzen“ (S. 5). Zur Orientierung werden ein paar Striche aus der bisherigen Forschung zu Löhes Gottesdiensttheologie und seiner Agendenarbeit sowie seiner kirchenpolitischen Auseinandersetzungen über das Abendmahl nachgezeichnet. Dabei werden die zum Teil durchaus kontroversen Positionen ohne Wertung referiert. Als Hintergrund für Löhes Arbeit am Gottesdienst skizziert Schwemmer dessen konfessionelle Theologie mit dem Kampf gegen eine gemeinsame Abendmahlsfeier mit Unierten und Reformierten sowie das pädagogische Bemühen um die lebendige Teilnahme und Teilhabe der Gemeindeglieder am Gottesdienst. Löhe sah in der Liturgie „ein Mittel der Erziehung und Übung im Glauben und in der Heiligung“ (S. 190).

Ausgangspunkt für Schwemmers Darstellung von Löhes liturgischem Schaffen ist dessen Sammlung liturgischer Formulare, aus der bereits deutlich wird, dass für ihn die reformatorischen und altprotestantischen Gottesdienstordnungen sowie eine aus seiner Sicht „gereinigte“ römisch-katholische Messe von großer Bedeutung waren. Die Communio, die Messform stellte für Löhe die Normalform des sonntäglichen Hauptgottesdienstes dar. Im Zentrum des Gottesdienstes steht das Heilige Abendmahl, das den absoluten Höhepunkt bildet. In der „Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses“, deren theologische wie liturgische Entscheidungen sowie die damit verbundenen zeitgeschichtlichen Auseinandersetzungen und Hintergründe von Schwemmer ausführlich dargestellt werden, gibt Löhe einen praktischen Vorschlag zur Gottesdienstordnung und -gestaltung ab.

Sachgerecht widmet Schwemmer auch noch der Vorbereitung auf den Gottesdienst

mit Selbstprüfung und Beichte ein Kapitel, bevor er die Grundstruktur der Löhe'schen evangelischen Messe wiedergibt. Er zeichnet die Dramaturgie der Messfeier nach und widmet sich dann den einzelnen Elementen. Dabei zieht er auch andere Dokumente neben der Agende von 1853 hinzu, was insbesondere beim Offertorium und der Distribution interessante Einblicke ergibt.

Eine persönliche Auseinandersetzung führt der Verfasser mit Löhes Hamartiologie und seinem Gottesbild. Sowohl gegen dessen Ausführungen zum wesenhaften Sündersein des Menschen wie zum „Richtergott" argumentiert Schwemmer heftig. Für den eiligen Leser informativ ist die Zusammenfassung verschiedener Hauptaspekte zu Löhes evangelischer Messe (S. 187–192).

Im zweiten Teil seines Buchs gibt der Verfasser Impulse, „Löhes Anliegen für die Gegenwart zu aktualisieren" (S. 6). Schwemmer geht dabei von der unzutreffenden Annahme aus, dass das Evangelische Gottesdienstbuch als Agende in Bayern eingeführt wurde. Vielmehr wurde die Konvergenzagende von 1980 unter Aufnahme von Impulsen aus der „Erneuerten Agende" weiterentwickelt. Die Ausführungen zu verschiedenen Teilen des Gottesdienstes sind zum Teil anregend, zum Teil eigen. Lesenswert sind Schwemmers Ausführungen zur Haltung und zur Einübung in die Liturgie (S. 207–210). Auch zwei eigene Gottesdienstmodelle stellt der Autor vor.

Das eigentliche Herzstück der Veröffentlichung bildet der abschließende Teil mit den Quellentexten. Schwemmer hat hier Texte zusammengestellt, die Löhe zum Thema Gottesdienst und Liturgie geschrieben hat. Zum einen macht Schwemmer bisher unveröffentlichtes Material aus dem Zentralarchiv der Diakonie Neuendettelsau der Öffentlichkeit zugänglich, zum anderen gibt er Texte wieder, die Löhe selbst veröffentlicht hat. Bei den unveröffentlichten Briefen geht es vor allem um das Abendmahlsverständnis, speziell um die Auseinandersetzung um die lutherische Abendmahlslehre, die damit verbundenen Ausgrenzungen und um Zulassungsfragen. Aus Löhes Pfarrbeschreibung von Neuendettelsau von 1864 sind diejenigen Texte wiedergegeben, die für Löhes Gottesdienstpraxis und seine Liturgiepädagogik relevant sind. Die verschiedenen Passagen aus Löhes Agenden und Schriften zum Gottesdienst geben einen guten Überblick in Entwicklungen, über Intentionen und über Kernaussagen zur Gottesdienstheologie und intendierten -praxis. Der Schwerpunkt liegt naturgemäß beim Abendmahl. Es folgen noch einige Texte zum Kirchengebäude sowie Verzeichnisse. Durch die Veröffentlichung der bisher unbekannten Schriftstücke hat Schwemmer einen wichtigen Beitrag zur Löhe-Forschung geleistet. [**1997**]

*Hanns Kerner*

**Brons**, Bernhard: Der Pfarrer Karl Heller und die Anfänge der Inneren Mission in Nürnberg und Bayern. Nürnberg: Stadtmission Nürnberg e.V., 2008. – 40 S., gr.-8°, s/w.-farb. Abb. [ohne ISBN].

Es war die richtige Entscheidung – auch von bayerisch-kirchengeschichtlicher Seite aus –, den langjährigen Nürnberger Pfarrer Bernhard Brons (geb. 1940) um zwei Vorträge über eine entscheidende Figur der Inneren Mission im späteren 19. Jahrhundert zu bitten. Der hundertste Todestag Karl Hellers (1859–1907) wie das 40jährige Jubiläum des Karl-Heller-Stifts Röthenbach an der Pegnitz waren der Anlass. Und eine zweite gute Entscheidung war die dann bald erfolgte Veröffentlichung – als ‚Hausveröffentlichung' der Stadtmission Nürnberg e.V. leider leicht zu übersehen, was auch dem Rezensenten passierte und hiermit saniert werden mag. Denn in diesem Fall entginge der bayerischen Kirchengeschichte zu ihrem Schaden ein bemerkenswerter Text.

Der Verfasser ist in harter Schule – bei Carl Andresen (1909–1985) in Göttingen – mit einem ebenso harten Thema aus der Alten Kirche als Historiker wie als Theologe

geschult (S. 36c). Das bewahrte ihn vor panegyrischen Feiertagsreden. Wohlrecherchiert kommen seine Ausführungen nun daher, den Rede-Charakter dabei nicht verleugnend, indessen auch damit gerade die Lesebereitschaft fördernd (das Belegmaterial für fast 200 Fußnoten freilich hätte man sich etwas übersichtlicher geboten denken können) … die ZBKG wäre – bei minimaler formaler Überarbeitung – ein guter Ort für den Text gewesen.

Karl Heller entstammt einer kinderreichen Pfarrersfamilie. In Beerbach bei Lauf geboren, führte ihn sein Lebensweg bald, wegen Versetzung des Vaters, nach Nürnberg. Das Studium in Erlangen lag noch in der Phase der ‚großen' Vertreter der alten Erlanger Theologie wie Johann Christian Conrad (von) Hofmann – den greisen Karl von Raumer (gest. 1864) erlebte Heller noch in einem Privatissimum zu Augustins „Confessiones" (S. 11c). Vieles im Leben Hellers kann Brons mit dem Werdegang und Wirken des Vaters „Johann Karl Heller III" parallelisieren (S. 5c) – übrigens auch beider einjährigen Studienaufenthalt in Berlin, den des Vaters im Jahr 1828, in welchem Jahr von April bis August auch Wilhelm Löhe in Berlin studierte. (Ob Vater Heller und Löhe sich dort begegneten? Löhes Tagebuch von 1828 vermerkt am 23. Juni „Briefe von […] Heller".) Die erste Pfarrstelle trat Karl Heller 1869 in Kunreuth an, um nach sieben Jahren nach Nürnberg-Hl. Geist I zu wechseln. Nürnberg bleibt dann gut 30 Jahre seine Wirkungsstätte, mit St. Lorenz schließlich das Amt des Dekans übernehmend. Brons führt in großer Anschaulichkeit durch das Leben Karl Hellers und markiert dabei dessen theologisches und pastorales Profil.

In einem zweiten Hauptteil tritt uns der Geistliche als „Hauptbegründer der Stadtmission […]" gegenüber. Hier übernimmt sich der Verfasser nicht in umfassenden Erörterungen der „Sozialen Frage" im 19. Jahrhundert, aber benennt die Probleme (Demographie, Wohnverhältnisse, Ernährungsfrage, Arbeiterbewegung etc.) und lässt gründliche Studien über die Lage am Ort erkennen (S. 19/20 u.ö.). Vereinsgründungen in Nürnberg und München samt dem holprigen Weg zum „Landesverein" werden dargestellt. Das sensible Verhältnis Neuendettelsau – Gunzenhausen – Rummelsberg – Landesverein wird sichtbar. Kurs- und Kongressveranstaltungen (26. Kongress der Inneren Mission, 1200 Teilnehmer; S. 27) sind eine öffentlichkeitswirksame Seite der Geschichte der Inneren Mission in Bayern. Probleme der Diakonenanstalt freilich scheinen ebenso auf (die Hälfte der eingetragenen Brüder war nach zehn Jahren nicht mehr dabei; S. 29a). Die vielfachen Tätigkeiten der Stadtmission werden geschildert.

Das alles geschieht in gut lesbarer, gut nachvollziehbarer Weise. Aktualisierungen und monita aus Gegenwartsbeobachtungen heraus sind eingestreut, mitunter mehr angedeutet als aufdringlich – eindringlich in ihrer Treffsicherheit. Erfahrung des Verfassers in der Darstellung Nürnberger Pfarrer des späten 19. und des 20 Jahrhunderts (vgl. ZBKG 76/2007, Nr. 1550/4) verhindert allen Personenkult. Solche Nüchternheit ist auch eine Frucht der Einblicke in kirchenleitendes Handeln – Brons war Referent zweier Bischöfe – wie der jahrzehntelangen Praxis im Gemeindedienst in Stadt und Stadtnähe. – Eine Publikation, die Beachtung verdient.

**[1998]**

*Dietrich Blaufuß*

## *3.6. 20. Jahrhundert / Zeitgeschichte (Nr. 1999–2002)*

Aas (Hg.): Zwischen Weltanschauungskampf … [Die ev. Kirche Bayreuths im Nationalsozialismus] (Herz) (Nr. 1999) – Bald: Widerstand, Verweigerung und Emigration in Oberfranken [1933–1945] (Herz) (Nr. 2000) – Schuh: Die Entnazifizierung in Mittelfranken (Herz) (Nr. 2001) – Frauengleichstellungsstelle (Hg.): 40 Jahre Frauenordination [in der ELKB] (Hager) (Nr. 2002)

Aas, Norbert u.a. (Hg.): Zwischen Weltanschauungskampf und Endzeitstimmung. Die Evangelische Kirche Bayreuths im Nationalsozialismus. Bayreuth – Bad Berneck: Bumerang, 2010. – 145 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-929268-24-8.

Das vorliegende Werk entstand als Forschungsprojekt zur Geschichte der Evangelischen Kirche in Bayreuth im evangelischen Bildungswerk. Als Projektleiter fungierte der Bayreuther Regionalhistoriker Dr. Norbert Aas, beteiligt waren ferner Dr. Stefan Kurth vom Lehrstuhl Religionswissenschaft II der Universität Bayreuth sowie mehrere seiner Studentinnen und Studenten des Studiengangs Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Religion, die sich zwei Semester lang mit dem Thema „Bayreuth zwischen Luthertum und Nationalsozialismus“ beschäftigten. Ziel des Projektes war es, „[d]ie Verstrickung von Evangelischer Kirche und nationalsozialistischem Regime“ mit „Blick auf die Basis“ zu eruieren (S. 6). So enthält der Band neben einem Vorwort (S. 6–8), einer Einführung durch die Autoren (S. 9f), dem Literaturverzeichnis (S. 137–139), einem Abkürzungsverzeichnis (S. 140), dem Abbildungsnachweis (S. 141–143) und Kurzbiogrammen der Autoren (S. 144) insgesamt fünf Aufsätze (S. 11–136), die im Folgenden teilweise ausführlicher besprochen werden sollen.

Deren erster aus der Feder von *Stefan Kurth*, dem auch die Funktion eines Basisartikels zukommt, widmet sich dem „Bayreuther Protestantismus im Dritten Reich. Religiöser Weltanschauungskampf und die Angst vor dem Untergang der Volkskirche“ (S. 11–53). Während die Vorgeschichte vor 1933 nur ganz kurz in wenigen Zeilen angetippt wird (S. 11 und S. 13), werden die folgenden Jahre ausführlicher behandelt. Die wissenschaftliche Darstellung ist flüssig geschrieben, mit anschaulichem Quellenmaterial versehen und durchaus informativ. Die getroffenen Aussagen werden durch Anmerkungen am Ende des Aufsatzes belegt, die verwendete Literatur bewegt sich dabei in überschaubarem Rahmen, enthält jedoch durchaus die Standardwerke. Trotzdem entwickelte sich beim Rezensenten beim Lesen ein wachsendes Unbehagen ob der vom Autor getroffenen Aussagen. Denn er vermittelt den Eindruck, als seien Pfarrer und Kirche im Dekanat Bayreuth quasi von 1933 an in klarer Distanz zur nationalsozialistischen (Kirchen-)Politik gewesen, als hätten die Geistlichen von Anfang an ohne Ausnahme die Deutschen Christen bekämpft, sich gegen die Gottlosenbewegung energisch zur Wehr gesetzt, der Entkonfessionalisierung nach Möglichkeit getrotzt, mutig auf kirchlichen Positionen beharrt und seien dafür erheblichen Repressalien von Seiten des NS-Staates ausgesetzt gewesen. In der Darstellung dominieren Resistenz und Widerstand der Bayreuther Pfarrer gegenüber dem Nationalsozialismus. Von Mitläufertum, Willfährigkeit oder mangelndem Widerspruchsgeist liest man wenig (noch am ehesten gehört der Bayreuther Pfarrer Uhrhan in letztere Kategorie, der von einem SS-Mann nach einem Gottesdienst von dem Massenmord an Juden in Polen erfuhr, diesen aber aus Angst um sich und seine Familie nicht öffentlich anzuprangern wagte), von Verstrickung gar nichts. Zwar heißt es auf S. 13 allgemein, Bayreuth habe in den 1920er Jahren zu den

Hochburgen der völkischen Bewegung und des Nationalsozialismus gehört, und ab 1930 sei in der evangelischen Agrarprovinz Frankens die mentale Machtergreifung erfolgt, aber über die politische Einstellung der Dekanatspfarrer erfährt man nichts Genaueres, obwohl das von Kurth verwendete Werk von *Björn Mensing* (Pfarrer und Nationalsozialismus. Geschichte einer Verstrickung am Beispiel der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern) hier durchaus Material bietet. Nach Mensings Darstellung seien 1931 und 1932 jeweils ein Pfarrer des Dekanats in die NSDAP eingetreten (Mensing, S. 104 und S. 111), Ende 1932 habe es im Dekanat drei Pfarrer gegeben, die NSDAP-Parteigenossen waren. Nach der sog. „Machtergreifung" sei es zu einer Eintrittswelle von Pfarrern in die NSDAP gekommen, so dass im August 1934 im Dekanat Bayreuth bereits acht Pfarrer Parteigenossen waren (Mensing, S. 152), im Jahre 1937 schließlich elf (S. 181f). Pfarrer mit NS-Parteibuch seien somit ab 1933 im Dekanat und im Kirchenkreis Bayreuth gegenüber anderen bayerischen Regionen „stark überrepräsentiert" gewesen (Mensing, S. 123, S. 150f, S. 181f). Doch davon liest man in Kurths Beitrag nichts. Auch 1933 treten Bayreuther Pfarrer anscheinend nicht aktiv zu Gunsten des Nationalsozialismus hervor. Stattdessen schreibt Kurth: „… am 9. März 1933 beflaggten die Pfarrhäuser mit schwarzweißroten Fahnen und im Bayreuther Gemeindeblatt stand zu lesen …" – Pfarrhäuser als Handlungsträger, aber nicht die Pfarrer! Beschönigend und in sich widersprüchlich wird auch die Positionierung der Pfarrer des Dekanats gegenüber den Deutschen Christen (DC) dargestellt: Während es anfangs (S. 18) heißt, die Pfarrer hätten das Bestreben der DC „durchgängig" abgelehnt, erfährt man auf der folgenden Seite, eine Bayreuther Ortsgruppe der DC sei auf Initiative des DC-Pfarrers Theodor Hoffmann aus Weidenberg gegründet worden – und Weidenberg gehört zum Dekanat Bayreuth. Dass die Front der Pfarrer gegen die DC durchaus nicht so einheitlich war, ist auch dem Umstand zu entnehmen, dass „anscheinend mehrere Pfarrer […] zumindest in der Reichskirchenfrage auf der Seite der Deutschen Christen standen" (S. 21).

Eine derartige Darstellung tendiert zur Verharmlosung. Ohne dass die von Kurth geschilderten Beispiele von Resistenz und erlittenen Repressalien in Abrede gestellt werden sollen, vermisst der Rezensent wichtige historische Aspekte, die auch zum ambivalenten Verhältnis Kirche – Staat in diesen Jahren zählen, z.B. die Wahlwerbung mancher Pfarrer für die NSDAP bzw. Hitlers Politik in den Jahren 1935, 1936 und 1938, die Verlesung der in einem ungeistlichen Ton gehaltenen Kanzelabkündigung des Geistlichen Vertrauensrates der Deutschen Evangelischen Kirche zum Erntedankfest 1939 oder die teilweise durchaus patriotischen Töne einzelner Pfarrer anlässlich der Glockenabnahme im Krieg. Dies ist für andere Dekanate belegt und es erscheint absolut unwahrscheinlich, dass es Derartiges im Dekanat Bayreuth nicht gegeben hat. Vielmehr ist es aktueller Stand der Forschung, dass das NS-Regime bis weit in den Krieg hinein auf Zustimmung, auch (oder gerade?) bei vielen Pfarrern zählen konnte, wenn nationale deutsche Interessen berührt waren.

Mit einer ähnlichen Problematik ist auch der zweite Beitrag behaftet. In ihm setzt sich die Studentin *Marlen Rabl* mit Friedrich Karl Seggel auseinander (S. 54–71), der von 1920 bis 1945 Pfarrer von Mistelgau war. Schon der Untertitel „Ein Original mit Narrenfreiheit" deutet an, dass hier anscheinend ein in kein Schema passender Pfarrer seinen Freiraum gegenüber dem NS-Regime ausreizte. Hauptquelle der Darstellung ist der von Seggel selbst offenbar nach 1945 verfasste und damit subjektive Bericht über seine Sicht des „Kirchenkampf[es] in Mistelgau", so der Titel. Dies birgt die Gefahr, den historischen Blickwinkel auf einen wenn auch äußerst wichtigen Aspekt des vielschichtigen Verhältnisses von Kirche und Staat zu verengen, selbst wenn ergänzende Quellen herangezogen werden. Seggels Mitgliedschaft

in der NSDAP wird dann von der Verfasserin auch tendenziell heruntergespielt, indem sie zwar „durchaus einige Überschneidungen zwischen Seggels Einstellungen und der Ideologie des Nationalsozialismus“ konstatiert, dann aber – völlig zu Recht – darauf hinweist, dass Seggels von ihm selbst konstatierte deutschnationale Haltung keinesfalls mit einer nationalsozialistischen gleichgesetzt werden dürfe (S. 57). Seggel hatte dem „Stahlhelm“ angehört. Das Faktum, dass bei dessen Gleichschaltung im Jahr 1934 alle Stahlhelm-Angehörigen in das Mitgliederverzeichnis der NSDAP übertragen wurden, verleitet die Autorin dann zu der quellenmäßig nicht gestützten Vermutung, es sei dieser Vorgang gewesen, der „zu einer – vielleicht doch nicht gewollten – Mitgliedschaft Seggels in der Partei geführt“ habe (S. 69, Anm. 17). Vermutungen zu Gunsten Seggels ersetzen hier die Recherche, z.B. der Entnazifizierungsunterlagen Seggels. Einseitig ist auch die von der Verfasserin vorgenommene Gewichtung: Während Seggels „Sympathie“ für die NSDAP in nur knapp sechs Zeilen mit sehr allgemeinen Formulierungen abgetan wird (S. 57), wird die „Kritik an und Abwendung von der NSDAP durch Seggel“ (S. 57), die diverse Anzeigen gegen ihn zur Folge hatte, auf insgesamt zehn Seiten üppig präsentiert (S. 57–67).

Um es klar zu sagen: Es sollen hier keinesfalls die durchaus beeindruckenden Leistungen Seggels, sein Engagement und Mut im Kirchenkampf kleingeredet werden. Aber das ist nur eine Seite der Medaille, deren andere, die deutschnationale bzw. nationalsozialistische Einstellung, demgegenüber stiefmütterlich behandelt wird. Bezeichnend für den Tenor des Beitrages mag der folgende Satz stehen: „In der Folge der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 kommt es – auch und vor allem in Bayern – zum so genannten Kirchenkampf …“ (S. 58). Diese Sichtweise erscheint dem Rezensenten zu grob und einfach. Die sog. „Machtergreifung“ Hitlers rief im protestantischen Franken erst einmal große Begeisterung hervor – anscheinend auch bei Seggel – die erst nach Monaten langsam abflachte; oft dauerte die Zustimmung in Teilbereichen bis in den Krieg hinein an (vgl. oben). Auch dies angemessen zu dokumentieren, gebietet die historische Objektivität.

Durchaus lesenswert und anschaulich sind die drei folgenden Beiträge. Zwei widmen sich dem Aspekt Jugend im „Dritten Reich“, teilweise auf der Basis von oral history, indem sie „Gemeindejugend kontra Staatsjugend während der Zeit des Nationalsozialismus“ (S. 72–87) beleuchten bzw. „Jugendliche zwischen evangelischer Kirche und Hitlerjugend“ zu Wort kommen lassen (S. 88–112). Der letzte Beitrag thematisiert die Geschichte des evangelischen Gemeindeblattes Bayreuth im Nationalsozialismus (S. 113–136).

In der Summe präsentiert dieses Buch durchaus interessante Inhalte. Sein gravierendes Manko liegt allerdings darin, dass es die selbst gestellte Anforderung (S. 6; vgl. oben) über weite Strecken nicht erfüllen kann. Statt einer offenen Herangehensweise auch an die aus kirchlicher Sicht negativen Aspekte von Verstrickung blitzen mehrfach Kirchenkampflegenden auf. **[1999]**

*Ulrich Herz*

**Bald, Albrecht**: Widerstand, Verweigerung und Emigration in Oberfranken. Das NS-Regime und seine Gegner 1933–1945. Ein Überblick. Bayreuth: Bumerang, 2015 (= Bayreuther Rekonstruktionen 3). – 259 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-929268-28-7.

Seinem Thema nähert sich der Verfasser in insgesamt 12 Kapiteln: I. Die Arbeiterbewegung; II. Der 20. Juli und die oberfränkische Provinz; III. Oberfränkischer Protestantismus im Kirchenkreis Bayreuth; IV. Oberfränkischer Katholizismus im Erzbistum Bamberg; V. Liberale, konservative und religiöse Kleingruppen; VI. Widerstand von Zwangsarbeitern; VII. „Rettungswider-

stand“ von Deutschen für Juden und Zwangsarbeiter; VIII. Der individuelle Widerstand als „Herausforderung des Einzelnen“; IX. Die Rolle der Frauen beim Widerstand; X. Kriegsdienstverweigerung und Fahnenflucht als umstrittene Widerstandsformen; XI. Kriegsende 1945: Widerstand gegen Wehrmacht, SS und NS-Behörden; Exkurs: Oppositionelle Anspielungen? Das „Hitlerbild“ in der Hofer Christuskirche; XII. Emigration aus Oberfranken.

Eine Zusammenfassung und ein Fazit runden die Arbeit ab. Der Anhang enthält das Abkürzungsverzeichnis, Angaben zu den Bildquellen und ein üppiges Literaturverzeichnis, das sich jedoch auf die Sekundärliteratur beschränkt, so dass Archivalien und sonstige Primärquellen nur dann ausgewertet werden, wenn sie in der Literatur auftauchen. Das Ortsnamen- und das Personenverzeichnis ermöglichen eine schnelle Orientierung und die Auffindung individueller Sachverhalte.

Bald beginnt seine Arbeit mit Vorüberlegungen. Unter „Widerstand in Oberfranken“ versteht er „die defensiven bzw. offensiveren Aktivitäten von Einzelpersonen oder Gruppen, die zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ihren vorwiegenden Aufenthaltsort oder gar Lebensmittelpunkt in Oberfranken hatten und dort einen wichtigen Teil ihres Wirkungsfeldes entwickelten“ (S. 9). Ferner setzt sich Bald mit dem Widerstandsbegriff auseinander und versucht hier zu einer aussagekräftigen Differenzierung zu gelangen. Angesichts des umfangreichen Quellen- und Literaturmaterials, das der Verfasser nur bis zu einem gewissen Grade erfassen konnte, erhebt sein Buch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Insgesamt erhält der Leser eine interessante, gut verständliche und flüssig geschriebene Darstellung, in der an konkreten Beispielen oft Grundsätzliches aufgezeigt wird, historische Geschehnisse qualifiziert und jederzeit nachvollziehbar ausgewertet und oft auch in einen größeren historischen Kontext eingeordnet werden. Im Folgenden sollen die beiden Kapitel über die großen Kirchen in Ansätzen dargestellt werden.

Innerhalb der evangelischen Kirche richtet Bald den Blick natürlich auf die beiden Kreisdekane des Kirchenkreises Bayreuth, Karl Prieser (1872–1946) und Otto Bezzel (1893–1967), die von 1921 bis 1936 bzw. 1937 bis 1947 amtierten. Bald charakterisiert Prieser als dem Nationalsozialismus gegenüber wenig aufgeschlossen, obwohl dieser anfangs den politischen Kurs der NSDAP begrüßt habe. 1934 wehrte sich Prieser allerdings mutig mit einer Predigt gegen die staatlich verordnete Gleichschaltung, was nach Bald „eher als Selbstbehauptung eigener Strukturen und Werte bei grundsätzlicher Bejahung des NS-Regimes zu werten ist und weniger als Widerstand grundsätzlicherer Art“ (S. 57). Ambivalent war Priesers Haltung gegenüber Pfarrern jüdischer Herkunft. 1936 durch einen Missbrauchsvorwurf diskreditiert und in Haft genommen, wurde er trotz gerichtlich erwiesener Unschuld auf Druck staatlicher Stellen vorzeitig pensioniert. Sein Nachfolger Otto Bezzel stand dem Nationalsozialismus deutlich näher, war um „relatives Einvernehmen mit dem NS-Regime“ bemüht „ohne die Bekenntnisgrundsätze der Landeskirche aufzugeben“ (S. 59). Ein Vortrag Bezzels im Frühjahr 1937 „hätte allerdings auch von einem deutsch-christlichen Pfarrer stammen können“, war er doch „mit antisemitischen Stereotypen nur so gespickt […]“ (S. 211). Bald gelangt zu dem Ergebnis, „dass angesichts des von Landesbischof und Landeskirchenrat vorgegebenen Kurses der Erhaltung einer „intakten“ Landeskirche einerseits und der Anpassung an nationalsozialistische Vorgaben von den beiden Kreisdekanen Prieser und Bezzel kein mutigeres bzw. weitreichenderes Widerstandshandeln zu erwarten war“ (S. 62).

Etwas mehr Abstand zum Nationalsozialismus wahrte die römisch-katholische Kirche in Oberfranken, deren Haltung „von größerer Ambivalenz gegenüber dem NS-Regime geprägt [war] als das bei

der evangelischen Landeskirche bzw. dem Kirchenkreis Bayreuth der Fall war. Man begrüßte die Berührungspunkte Antibolschewismus bzw. Antiliberalismus und war zu loyaler Mitarbeit bereit, machte aber in theologischen und durch das Reichskonkordat definierten Bereichen keine grundsätzlichen Kompromisse. Das vergleichsweise geschlossene katholische Milieu blieb intakt" (S. 213). Doch auch hier seien Differenzierungen unerlässlich: Während Bald die beiden Bamberger Erzbischöfe Jacobus von Hauck (1912–1943) und Josef Otto Kolb (1943–1955), die die regionale Kirchenpolitik in diesen Jahren bestimmten, als „prinzipienfeste, aber nicht zur scharfen Auseinandersetzung mit dem NS-Staat disponierte Charaktere" einschätzt, im Falle von Erzbischof Hauck sogar von dessen „Konfliktvermeidungskurs" spricht, verhielten sich einige untergeordnete Geistliche gegenüber dem Nationalsozialismus teilweise deutlich „offensiver" (S. 80), womit Parallelen zur Situation innerhalb des Protestantismus unübersehbar sind.

In der Summe eine die unterschiedlichen Facetten von Opposition zahlreicher Gruppierungen zwar nicht immer quellenmäßig vollständig, aber sachlich adäquat und in der Fläche gut abbildende Darstellung. [2000]

*Ulrich Herz*

Schuh, Ulrich: Die Entnazifizierung in Mittelfranken. Vorhaben, Umsetzung und Bilanz des Spruchkammerverfahrens in einer vielfältigen Region. Nürnberg 2013 (= Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 72). – 258 S., geb., Festumschlag, 43 s/w-Abb. – ISBN 978-3-87707-867-9.

Mit seiner an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg vorgelegten Dissertationsarbeit schließt der Autor eine bis dahin weitgehend existierende Forschungslücke. So eruiert er primär auf der Basis der im Staatsarchiv Nürnberg vorliegenden Entnazifizierungsakten der Spruchkammern Nürnberg, Fürth, Erlangen, Ansbach, Weißenburg und Neustadt a.d. Aisch den tatsächlichen Verlauf der Entnazifizierung in der Region. In seinem Vorwort (Kap. 1), in dem er Grundlegendes zu seiner Arbeit(sweise) kurz darlegt, kommt Schuh auch auf seine Auswahlkriterien zu sprechen. Die Region sei „aufgrund der Vielfalt […] reizvoll" gewesen, es seien „Städte unterschiedlicher sozialökonomischer Struktur, politischer Couleur und kultureller Tradition" gewesen, in denen die NSDAP „[b]egünstigt durch das gesellschaftliche und konfessionelle Gefüge […] bereits während der Weimarer Zeit […] eine Machtbasis" habe errichten können. Durch die von ihm getroffene Auswahl seien „gegensätzliche soziale Strukturen" repräsentiert: „Die Beamten- und Angestelltenstadt Ansbach variiert von der modernen Industriestadt Fürth ebenso wie die Kleinstadt Weißenburg vom größeren nördlichen Nachbarn Nürnberg" (S. 2). Hier gelte es Unterschiede und Parallelitäten herauszuarbeiten.

Dies unternimmt Schuh nach einigen grundlegenden Ausführungen zur Entnazifizierung in Bayern (Kap. 2), indem er in den Kapiteln 3–8 die Entnazifizierung in den einzelnen Städten unter die Lupe nimmt. Die Kapitel sind, um Vergleichbarkeit zu gewährleisten, jeweils gleich untergliedert: Nach einem kurzen Blick auf die Historie der jeweiligen Stadt im 19. und 20. Jahrhundert wird die Forschungs- und Quellenlage beschrieben. Anschließend wird das Spruchkammerverfahren in den Blick genommen (die jeweils existierenden Kammern, ihre Bilanzen, ausgewählte exemplarische Verfahren, die verhandelt wurden, etwa gegen lokale ehemalige NS-Größen, die Resonanz, die die Entnazifizierung in der Öffentlichkeit vor Ort fand, sowie ein kurzes Fazit). Eine generelle Zusammenfassung (Kap. 9) schließt den Textteil ab. Dann folgen noch ein Anhang (Kap. 10) mit repräsentativem, zur Veranschaulichung dienendem Quellenmaterial sowie Verzeichnisse der Quellen

(Kap. 11) und der Literatur (Kap. 12) und ein kurzes Namensregister (Kap. 13).

Die mit großem Aufwand solide recherchierte Arbeit bietet wirklich belastbare Aussagen zum Verlauf der Spruchkammerverfahren in den untersuchten mittelfränkischen Städten, führt aber nicht zu grundlegend neuen Erkenntnissen über die Entnazifizierung in Bayern. Einem riesigen bürokratischen Aufwand – die untersuchten Spruchkammern hatten ca. 538.000 Personen überprüft – standen nur 45 in die Kategorie I (Hauptschuldige) und 516 in die Kategorie II (Belastete) des sog. Befreiungsgesetzes eingeordnete Personen gegenüber, d.h. insgesamt nur 0,1% der behandelten Fälle. Nachdem die Spruchkammern anfangs (1946) gelegentlich durchaus strenge Urteile gefällt und Arbeitslagerstrafen ausgesprochen hatten, verfuhren sie in der Folgezeit normalerweise äußerst milde und wurden ihrem Ruf als „Mitläuferfabriken" gerecht. Gründe dafür waren das durch den aufziehenden Ost-West-Konflikt beförderte zunehmende Desinteresse, auch oder gerade der Öffentlichkeit, an der Entnazifizierung und die immer lauter geäußerte Forderung, diese baldmöglichst zu beenden, aber auch der Umstand, dass in Revisionsverfahren der Vorsitzende ein ausgebildeter Jurist sein musste. Dieser ließ sich dann in der Praxis nicht darauf ein, dass der Angeklagte, wie von den Amerikanern gefordert, seine Unschuld beweisen musste, sondern verfuhr nach dem ihm von der deutschen Rechtspraxis her geläufigen Prinzip des *in dubio pro reo.* Mit Milde konnten besonders (Groß-) Unternehmer rechnen, die wirtschaftliche Nutznießer des NS-Systems gewesen waren, weil sie als zukünftige Arbeitgeber und ihre Betriebe für die wirtschaftliche Genesung Deutschlands nach 1945 unverzichtbar schienen (vgl. den auf S. 80ff vorgestellten Fall des Quelle-Gründers Gustav Schickedanz). Strenge ließen die Spruchkammern dagegen öfters gegen Denunzianten walten, weil dies allgemein als ein NS-typisches Delikt verstanden wurde. Relativ strenge Strafen sprachen die Kammern auch gegen einige führende Mitglieder des ehemaligen Regimes in den untersuchten Städten aus, so dass laut Schuh die vom Volksmund kolportierte Meinung, dass einfache Parteimitglieder in Relation zu führenden ehemaligen Nationalsozialisten überproportional hart bestraft würden, nicht generell zutrifft. Insgesamt kommt Schuh zu einer eher negativen Einschätzung bei seiner Beurteilung der Entnazifizierung in Mittelfranken, ohne jedoch von einem Scheitern zu sprechen.

Auch wenn Schuh mit seinem Blick auf Mittelfranken keine grundlegend neuen Erkenntnisse über Wesen, Verlauf und Ergebnis der Entnazifizierung zu Tage fördert, ist sein Werk vor allem durch die einzelnen Fallstudien hochinteressant. So findet z.B. ein Spruchkammerverfahren gegen Julius Streicher, den Herausgeber des „Stürmers" und langjährigen Gauleiter von Franken, statt, obwohl dieser im Hauptkriegsverbrecherprozess zum Tode verurteilt und bereits hingerichtet worden war. Warum ein Verfahren gegen einen Toten, fragt man sich unwillkürlich. Streichers beide Söhne und seine Frau hatten seinen beträchtlichen Nachlass eingefordert. Die Kammer stufte Streicher jedoch als Hauptschuldigen ein und zog sein Vermögen ein, so dass Frau und Kinder leer ausgingen.

Dieser Fall wird, wie die gesamte Entnazifizierung in Mittelfranken, von Schuh in der gebotenen Kürze dargestellt. Der Verfasser versteht es sehr gut, komprimierte, sachlich-informative, das Wesentliche enthaltende Texte zu verfassen, die allerdings – themenbedingt – äußerst zahlenlastig sind und stilistisch teilweise staubtrocken wirken, was das Lesevergnügen wieder etwas mindert. Außerdem führt die durchaus sinnvolle Gliederung durch die nacheinander erfolgende Betrachtung der einzelnen Städte sowie die Zusammenfassungen dazu, dass zahlreiche Wiederholungen unvermeidlich sind. So ist z.B. an mehreren Stellen zu lesen, dass Geistliche beider Konfessionen äußerst bereitwillig „Persilscheine" ausgestellt

haben, mit dem Hintergedanken die Betroffenen wieder für die Kirche zu gewinnen und dass derartige Leumundszeugnisse von den Kammern durchaus entlastend gewürdigt wurden, handelte es sich bei den Ausstellern doch um allseits geschätzte, angesehene Persönlichkeiten.

Die im Anhang abgedruckten Dokumente sind durchaus repräsentativ für die angesprochenen Sachverhalte, wären jedoch, an passender Stelle im fortlaufenden Text integriert, besser aufgehoben. Auch die Qualität der Abbildungen überzeugt nicht in jedem Fall: teilweise sind sie nur schwer lesbar.

Dagegen ist die Arbeit sehr sorgfältig redigiert und weist kaum Flüchtigkeits- oder Tippfehler auf (Ausnahme z.B. S. 188: Verfahrensbeteil[i]gten).

In der Summe bleibt eine informative, interessante, sorgfältig recherchierte Studie zur Entnazifizierung in Mittelfranken, die gängige Ergebnisse bestätigt und vor allem durch ihre über 30 Fallstudien plastisch die Komplexität und auch Widersprüchlichkeit des Themas darlegt. [2001]

*Ulrich Herz*

Frauengleichstellungsstelle der ELKB (Hg.): 40 Jahre Frauenordination. Über den Weg der Theologinnen ins Pfarramt in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. München: Evang. Presseverband, 2015. – 79 S., kart., zahlreiche Fotos und Abb. – ohne ISBN.

Der Einband des kleines Buches „40 Jahre Frauenordination. Über den Weg der Theologinnen ins Pfarramt in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern“ lässt den Betrachter kurz innehalten: Siebzehn Frauenportraits sind darauf abgebildet – bayerische Theologinnen, die dem Leser teils nachdenklich, teils kritisch, teils sehr fröhlich entgegenblicken. Ob Liesel Bruckner, die erste Vertrauensvikarin des Theologinnenkonvents, Käthe Rohleder, die zeitgleich mit Bruckner als eine der beiden ersten bayerischen Pfarrerinnen ordiniert wurde, oder Gisela Bornowski, Regionalbischöfin im Kirchenkreis Ansbach-Würzburg: Jede dieser Frauen steht auf ihre Weise für einen Teil der Geschichte von Theologinnen in der bayerischen Landeskirche.

Anlass für den Band, herausgegeben von der Frauengleichstellungsstelle im Landeskirchenamt, ist ein Jubiläum: 2015 war es 40 Jahre her, dass die Landessynode die Frauenordination in Bayern beschloss. Abgesehen von Schaumburg-Lippe waren die Bayern damit innerhalb der EKD die letzten, die den Theologinnen das Pfarramt öffneten. Was – auch gesellschaftlich gesehen – als längst fälliger Beschluss anzustehen schien, kam mit Blick auf die Kirchengeschichte einer Revolution gleich, die auch das Gesicht der bayerischen Kirche maßgeblich verändern sollte. Der Geschichte der Frauenordination in Bayern und den damit einhergehenden Umbrüchen widmet sich das reich bebilderte, informative und gut lesbare Büchlein.

„Frauen sind ein Segen für die Kirche“ – das ist der Tenor im einleitenden ersten Teil, der in dem Vorwort der Herausgeberin, Kirchenrätin Johanna Beyer, sowie den Geleitworten von Vertreterinnen des Theologinnenkonvents, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm sowie Synodalpräsidentin Annekathrin Preidel erklingt.

Dass im Jahr 2015 eigentlich ein Doppeljubiläum anstand und auch der 80. Geburtstag des bayerischen Theologinnenkonvents zu feiern war, darauf geht Auguste Zeiß-Horbach in ihrem historischen Abriss ein. Zeiß-Horbach, die seit 2011 an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau zum Thema forscht und bereits zahlreiche Aufsätze dazu veröffentlicht hat, hat maßgeblich Anteil an der Genese des Jubiläumsbandes. Sie erzählt anschaulich von den Stationen auf dem Weg zur bayerischen Pfarrerin, von der ersten bayerischen Theologiestudentin 1919 über die Gründung des Theologinnenkonvents 1935 bis hin zum lange aufgeschobenen, da heftig umstrittenen Synodenbeschluss 1975.

Die Frauenordination, so Zeiß-Horbach zusammenfassend, betraf Anthropologie, Ekklesiologie und Ethik und hing elementar mit dem Schriftverständnis zusammen. Wurde mit der Frauenordination nicht, so ihre Kritiker, der Zeitgeist über Schrift und Tradition gestellt? Die Befürworter argumentierten dagegen mit der Zeitgebundenheit der biblischen Aussagen zur Stellung zur Frau. Erst der Rücktritt von Landesbischof Hermann Dietzfelbinger, der ein „Amt eigener Art" für die Theologin gefordert hatte, machte unter seinem Nachfolger Hanselmann den Weg für die Frauenordination frei.

Und seitdem? Personalreferent Helmut Völkel gibt in einer Art „Zeitreise" darüber Auskunft, wie sich die Situation von Frauen im Pfarrberuf in den letzten vierzig Jahren verändert hat, er geht auf die mittlerweile aufgehobene 100-Prozent-Regelung für Theologenehepaare ebenso ein wie auf eine „gewisse Zögerlichkeit bei Frauen", sich auf Dekanatsstellen zu bewerben. Insgesamt nehme die Zahl der Pfarrerinnen in Bayern kontinuierlich zu – mittlerweile werde auch gefragt, „ob sich der Pfarrberuf zu einem Frauenberuf entwickelt".

Bei den Theologinnen, die im folgenden zweiten Teil des Buches von ihrem Weg in der bayerischen Landeskirche erzählen, war von einer solchen Tendenz hin zu einem „Frauenberuf" beileibe noch nichts zu erahnen, und von einer Willkommenskultur der Kirchenleitung Frauen gegenüber konnte man damals nur träumen. Es sind teils beschämende Erfahrungen mit der Landeskirche, von denen die drei Pionierinnen in Sachen Pfarrberuf Gudrun Diestel (Jg. 1929), Renate Breit (Jg. 1940) und Helga Kern (Jg. 1933) im zweiten Teil des Buches berichten – etwa, dass mit den Glückwünschen zur Hochzeit die Degradierung der Vikarin zur Hilfskatechetin verbunden und ein Antreten zum Zweiten Examen hinfällig wurde. Hier wird einem bewusst, wie Frauen dieser Generation ihren Platz in der Kirche suchen und teils erstreiten mussten.

Der dritte Teil des Buches dokumentiert dann ein Stück weit auch eine Erfolgsgeschichte: „Eine der ersten…" sind die Portraits von zehn Theologinnen überschrieben; die Texte stammen aus den vergangenen Jahren, sie sind verschiedenen Publikationen entnommen. Hier werden, was die Gegenwart betrifft, vor allem Frauen vorgestellt, die auf gehobene Positionen in Landeskirche oder Universität gelangt sind: die erste bayerische Dekanin Susanne Kasch, die beiden ersten Oberkirchenrätinnen Dorothea Greiner und Susanne Breit-Keßler. Vielleicht wäre es an dieser Stelle auch sinnvoll gewesen, noch eine Gemeindepfarrerin zu portraitieren, die von dem Balanceakt zwischen Familie und Amt erzählt, vom Teildienst oder der Herausforderung, zwei Berufsbiographien unter einen Hut zu bringen – und vielleicht auch einmal vom Scheitern. Auch ein Hinweis auf den Umbruch in den Pfarrhäusern, der sich in den vergangenen vier Jahrzehnten vollzogen hat, wäre denkbar gewesen – gerade auch mit Blick auf die Pfarrfrauen, die selbst einst ihren Beruf zugunsten des Mannes hatten aufgeben müssen und in der Gemeinde in einigen Bereichen wie Pfarrerinnen wirkten.

Sicher: Es wären viele Ansätze denkbar, sich mit dem Jubiläum „40 Jahre Frauenordination in Bayern" zu befassen, es gibt unzählige Perspektiven auf diesen Umbruch. Die Frauengleichstellungsstelle hat mit ihrem Buch einen informativen, abwechslungsreichen und berührenden Weg gewählt. Und es wäre dem Buch zu wünschen, dass es viele Leserinnen und Leser dazu anregt, in ihrem Umfeld mit Pfarrerinnen der älteren Generation ins Gespräch zu kommen und nachzufragen, wie sie ihn erlebt haben: ihren Weg in dieser Kirche, als die bayerische Pfarrerin noch keine Selbstverständlichkeit war.

[2002]

*Angela Hager*

## 4. Kunst- und Kulturgeschichte / Didaktisches / Belletristisches (Nr. 2003–2009)

Schmied: Ochs und Esel. Meisterwerke der europäischen Malerei (Wolf) (Nr. 2003) – Landi u.a. (Hg.): Hocheppan (Wolf) (Nr. 2004) – Geißendörfer (Hg.): Kirchen und Klöster der Zisterzienser (Jan Huber) (Nr. 2005) – Halbach: Die Reformatorin. Argula von Grumbach (Histor. Roman) (Zeiß-Horbach) (Nr. 2006) – Käpplinger: Die Särge der fränkischen Hohenzollern zu Ansbach und Bayreuth (Keller) (Nr. 2007) – Ehemalige Synagoge Sulzbach (Schornbaum) (Nr. 2008) – Neuendettelsau, Posaunenchor: 150 Jahre: 1865–2015 (Jan Huber) (Nr. 2009)

Schmied, Wieland: Ochs und Esel und andere Tiere der Bibel. Meisterwerke der europäischen Malerei. Stuttgart: Radius [2011]. – 152., geb., Festumschlag, zahlr. Farbabb. – ISBN 978-3-87173-922-4.

Wieland Schmied (1929–2014) war bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1994 Professor für Kunstgeschichte an der Akademie der Bildenden Künste in München, von 1995 bis 2004 Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München. Er galt als Experte der jüngeren österreichischen Kunstgeschichte. Seine Vielseitigkeit spiegelt sich in seiner Beschäftigung mit den Maler Giorgio de Chirico und Francis Bacon wie in seinen Forschungen über Friedrich Nietzsche und Thomas Bernhard. Die anzuzeigende Veröffentlichung ist die dritte größere Arbeit, die sich auf biblische Themen konzentriert – nach „Bilder zur Bibel. Maler aus sieben Jahrhunderten erzählen das Leben Jesu“ (2006) und „Von der Schöpfung zur Apokalypse“ (2007).

Einleitend skizziert er in wenigen, aber gekonnten Zügen die Bedeutung der Tiere in der Bibel (S. 14–17) und hebt besonders den Respekt des Menschen vor den Tieren zu Beginn der Genesis hervor. Die „Alten Meister“ (14. bis 17. Jahrhundert), die der Verfasser in ihrem je eigenständigen Dialog mit biblischen Texten aufsucht, konnten Tiere in ein bäuerliches Milieu versetzen oder eliminieren, „wenn es die Konzentration der Darstellung nach ihrer Auffassung verlangte“ (S. 14).

Imponierend ist die Meisterschaft, mit der Schmied in wenigen Sätzen die wesentlichen Unterschiede in der motivischen Verarbeitung der zum Vergleich herangezogenen Maler verdeutlicht. So hat Meister Bertram (14. Jahrhundert) auf einem Flügel des Grabower Altars die Erschaffung der Tiere nach der Schöpfungsgeschichte auf Goldgrund dargestellt und damit einen idealen Raum, „einen Bereich der Ideen“ (S. 23) entfaltet, während Raffael und Tintoretto paradiesischen Frieden auf der perspektivisch gesehenen Welt vergegenwärtigen. Tintoretto nimmt zudem die gesamte Erde (Wasser, Lüfte und Festland) in den Blick. Im Kontrast zu den Alten Meistern geht der zeitgenössische Maler Siegfried Anzinger in seinem Gemälde „Erschaffung eines Löwen“ (1998) von dem Gedanken aus, dass die „Schöpfung der einzelnen Tierart seitens des Weltenschöpfers ein besonderer individueller Akt gewesen sein muß.“ (S. 29).

Beim Paradies stellt Schmied das „Bild „Adam und Eva“ von Lucas Cranach dem Älteren (1526) Henri Rousseaus „Eva und die Schlange“ (1904/05) gegenüber. Die Vielzahl von Tieren symbolisieren bei Cranach die paradiesische Umwelt des ersten Menschenpaares, während der „Zöllner“ die Szene in den Dschungel als Sinnbild der unbarmherzigen Welt, ohne Präsenz von Adam, verlagert.

Oft in der Kunstgeschichte aufgegriffene Szenen beziehen sich u.a. auf die Sintflut, Isaaks Opferung und verschiedene biblische Paare: Kain und Abel, Elieser und Rebekka, Hagar und Ismael, David und Goliath und

markante Einzelgestalten wie David, Elia, Jona und Daniel. Als dankbares Motiv aus dem Neuen Testament gilt „Ochs und Esel in Bethlehem“ (S. 93ff). Ausführlich kommentiert wird in diesem Zusammenhang Botticellis „Die mystische Geburt Christi“ (1500), der mit diesem Bild der Weltuntergangsstimmung der damaligen Zeit widersprechen und zeigen will, wie die Welt durch die Geburt des Gottessohnes „verwandelt“ wurde (S. 99).

Als künstlerische Darstellungen für das Motiv der Flucht nach Ägypten werden Hans Memlings „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ (um 1480) und Joachim Patinirs „Landschaft mit der Rast auf der Flucht nach Ägypten“ (1518/20) gegenübergestellt. In beiden Bildern geht es um die Harmonie der Landschaft, die keine von Herodes ausgehende Gefahr vermittelt. Als Beispiel für die Interpretation des Gleichnisses vom verlorenen Sohn wählt Schmied ein Bild von Rubens (1618/19) und Bartolomé Esteban Murillo (1667/70). Während ersterer den existentiellen Tiefpunkt des in die Fremde gezogenen Sohnes bei den Schweinehirten herausstellt, konzentriert sich der zweite auf die Freude des Vaters bei dessen Rückkehr.

Neben anderen Tieren, die im Neuen Testament ihren Platz haben (z.B. Lamm, Hahn, Fisch) reserviert Schmied für das Lamm und die Reiter aus der Offenbarung des Johannes zwei moderne Bilder: Arnold Böcklins „Der Krieg“ (1896) und „Das apokalyptische Lamm“ von Werner Scholz (191).

Am Schluss geht Schmied der interessanten Frage nach, ob die Bibel tierfreundlich sei. Er kommt zu dem Ergebnis: Tiere kennen ihren Schöpfer und – darin den Menschen überlegen – sind ihm auch gehorsam. „Die Menschen haben das Potential entwickelt, die Erde zu zerstören, die Tiere nicht“ (S. 151). Ein Künstlerverzeichnis mit ihren abgebildeten Werken rundet ein sehr lesenswertes Buch ab, das mit präzisen Beschreibungen das Wesentliche eines Bildes, auch im Vergleich zu anderen Werken, herausstellt und damit eine willkommene Anregung zur weiteren Beschäftigung mit Kunstbetrachtungen auf dem Hintergrund biblischer Aussagen bietet. [2003]

*Gerhard Philipp Wolf*

**Landi, Philipp / Stampfer, Helmut / Steppan, Thomas** (Hg.): Hocheppan – Eine Grafenburg mit romanischen Kapellenfresken. Regensburg: Schnell & Steiner, 2011 (= Südtiroler Burgeninstitut/Bozen, Reihe „Burgen“ 10). – 80 S., kart., zahlr. farb. Abb. – ISBN 978-3-7954-2383-4.

In dieser klar gegliederten kunsthistorischen Veröffentlichung skizziert Walter Landi (Assistent für mittelalterliche Geschichte an der Università degli Studi di Trento) zunächst die Geschichte der Grafen von Eppan vom 12. Jahrhundert bis zum letzten Vertreter dieses Geschlechtes (Egno II.), der 1273 als Fürstbischof von Brixen und dann von Trient starb, bevor er die einzelnen Bauphasen der markanten Burg über dem Etschtal mit dem imposanten fünfeckigen Bergfried auf dem Hintergrund neuester Forschungsergebnisse veranschaulicht (S. 3–39). Diese Bauphasen verdeutlicht noch einmal die mehrfarbige Skizze auf der Innenseite der hinteren Umschlagseite. Aus der Lage der Kapelle und den starken Unterschieden des Mauerwerks zur Trennmauer auf dem Burghügel schließt der Verfasser zu Recht, dass diese Kapelle um 1130 zu datieren ist. Die veränderte Wehrtechnik im 15./16. Jahrhundert führte mit dem allgemeinen Bedeutungsverlust mittelalterlicher Höhenburgen auch zum allmählichen Verfall von Hocheppan. Im Jahr 1738 war nur noch ein Raum der gesamten Burganlage bewohnbar. Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Renovierungsarbeiten galten vor allem dem Erhalt der berühmten Kapellenfresken.

Im zweiten Teil dieser reich bebilderten Veröffentlichung widmen sich die beiden Innsbrucker Kunsthistoriker Helmut Stampfer und Thomas Steppan dem Kleinod

der Anlage: der Burgkapelle als einzigartigem Denkmal der Romanik im Alpenraum (S. 41–79). Die besondere Wirkung des Kapellenraumes geht von der fast vollständig erhaltenen Ausmalung aller Wände aus. Die Entstehung der Kapelle wird hier auf die Zeit „um 1100“ (S. 43) datiert. Im 13. Jahrhundert Maria Magdalena geweiht, erfolgte vor 1538 ein Patroziniumswechsel, da für jenes Jahr bezeugt ist, dass die Kapelle nun der hl. Katharina geweiht war.

Die Malereien auf den einzelnen Seitenwänden werden anschaulich beschrieben und einer genauen (oder vermuteten) kunsthistorischen Einordnung zugeführt. Das Bildprogramm in der Kapelle gliedert sich in zwei Bereiche: die Bilder des Sanktuariums und die Szenen an den Langhauswänden, deren Schwerpunkt auf der Kindheitsgeschichte Jesu liegt (10 Szenen von der Verkündigung an Maria bis zur Darbringung Jesu im Tempel). Im zentralen Bild der Hauptapsis thront die Gottesmutter anstelle von Christus im Typus einer Majestas Domini. Diese in der Romanik noch seltene Abweichung ist für die beiden Autoren ein „kräftiges Indiz“ (S. 56), dass die Kapelle ursprünglich Maria geweiht war. Die Kombination von Muttergottes und den Klugen und Törichten Jungfrauen auf das ikonographische Vorbild des Nonnenklosters Müstair zurückzuführen, scheitert daran, dass Hocheppan keine Klosterkirche, sondern Kapelle einer Grafenburg war und in der Apsis von Müstair mit hoher Wahrscheinlichkeit kein Marienbild dargestellt ist. Da direkte Vorbilder bisher nicht überzeugend nachweisbar sind, bleiben die beiden Verfasser bei ihrer Vermutung, dass die ikonographischen Besonderheiten von Hocheppan „über die Vinschgauer Schule mit den dort herrschenden süddeutschen Traditionen und die wohl aus den Kolonialzeiten der byzantinischen Kunst stammenden Einflüsse gespeist“ wurden (S.61). Die Szene der Geburt Christi mit der Gestalt der „Knödelesserin“ ist ein Kuriosum: dahinter verbirgt sich nicht ein Bezug zur Alltagsgeschichte, sondern das Gefäß eines der drei Könige voller goldener Kugeln. Bis heute ist es nicht gelungen, den Urheber dieser Fresken namhaft zu machen. Stilvergleiche erlauben jedoch Querverbindungen zu Werken im Vinschgau und Etschtal (frühes 13. Jahrhundert). Aus der unterschiedlichen Qualität der einzelnen Figuren schließen die Verfasser auf drei Maler des gleichen Ateliers. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis schließt dieses Werk ab, das auch als kulturgeschichtlicher Führer vor Ort bestens geeignet ist. [2004]

*Gerhard Philipp Wolf*

**Geissendörfer, Paul** (Hg.): Kirchen und Klöster der Zisterzienser. Das evangelische Erbe in ökumenischer Nachbarschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. – Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2015. – 320 S., kart., zahlr. Abb. – ISBN 978-3-89870-820-3.

Der langjährige Heilsbronner Gemeindepfarrer legt ein schönes Kompendium zum Lesen, Betrachten und Sich-Informieren vor. Es eignet sich für den Gebrauch zuhause und unterwegs. Freilich gilt es den Untertitel und das Vorwort genau zu beachten: „Dieses Buch ist kein Lexikon aller Zisterzienserklöster. Es beschränkt sich auf die in der ‚Gemeinschaft Evangelischer Zisterzienser-Erben in Deutschland‘ vertretenen Klöster und auf die katholischen Zisterzienserklöster mit bestehenden Konventen in Deutschland, Österreich und der Schweiz.“ (S. 6) Nicht berücksichtigt sind also die aufgelösten katholischen Klöster und Konvente. So „fehlt“ in diesem Buch etwa die ehemalige Zisterzienserabtei Ebrach im fränkischen Steigerwald, während Waldsassen vertreten ist. Das ist bedauerlich. Aber sämtliche Kirchen und Klöster unterzubringen hätte wohl den konzeptionellen und den praktisch umsetzbaren Rahmen gesprengt. Zumindest eine möglichst vollständige Auflistung, zusammen mit einer Überblickskarte, die alle Klöster

und Kirchen lokalisiert, wäre aber vielleicht für ein abgerundeteres Bild hilfreich gewesen. Das Buch stellt gleichwohl vor allem ein eindrucksvolles ökumenisches Zeugnis dar, wie die evangelische Kirche nach Jahrhunderten, in denen Verständnislosigkeit und Fremdheit überwogen, sich in den letzten Jahrzehnten dieses aus der Zeit vor der Reformation herstammende wunderbare Erbe endlich wertschätzend angeeignet hat. Unter der Überschrift „Erbe und Verantwortung" stehen darum auch Grußworte des Zisterzienser-Generalabtes Mauro-Giuseppe Lepori und des emeritierten Abtes von Wettingen-Mehrerau Kassian Lauterer sowie des (evangelisch-lutherischen) Abtes von Loccum Horst Hirschler voran.

Ein „Kurzer Abriss der Geschichte des Zisterzienserordens von den Anfängen bis zur Gegenwart" von *Arnd Friedrich* (S. 14–20) führt den historischen Hintergrund vor Augen. Den ersten Hauptteil des Buches bilden die in der Regel einen Umfang von zwei oder drei Seiten einnehmenden etwa 90 Einzelartikel von „Altenberg" bis „Zinna" (S. 24 bis 232). Den Abschluss markieren dabei das grenznahe dänische Logumkloster und das Zürcher Kloster Kappel. Es folgt der zweite Hauptteil mit den Artikeln über die 13 bestehenden katholischen Zisterzienserklöster in Deutschland, die zwölf in Österreich und Südtirol und die fünf in der Schweiz (S. 238–315). Das Buch endet (S. 316f) mit der Abbildung der „Ökumene" oder „Amplexus" genannten Bronzeplastik im Altenberger Dom (Bergisches Land). Diese stellt den gekreuzigten Christus dar, der die beiden vor ihm knieenden Kreuzestheologen Bernhard von Clairvaux und Martin Luther umarmt und zusammenführt (S. 316f). Eine geistliche Meditation zum Abschluss des Bandes – gut zisterziensisch!

Im Hauptteil weist jeder Artikel dieselbe dreiteilige Gliederung auf: „Geschichte", „Sehenswert", „Heute" und bietet ansprechende Illustrationen, die Lust zum Besuch machen. Verfasst sind die Beiträge von zahlreichen Autoren, oft den Spezialisten „vor Ort", so dass durchgehend die Qualität der Auskünfte verbürgt ist. Auch wird die einschlägige Literatur knapp genannt. Hilfreich sind die in einem farbigen Kasten hervorgehobenen notwendigen Informationen für einen Besuch. Ein gelungener Reiseführer, der Lust macht auf spirituelle Entdeckungen!

[2005]

*Jan Huber*

Halbach, Silke: Die Reformatorin. Das Leben der Argula von Grumbach (Historischer Roman). Ilmenau: Kern, 2015. – 480 S., kart. – ISBN 9783957161-123. – ISBN E-Book 9783957161-567.

Argula von Grumbach hat Konjunktur. Nicht nur der Argula-von-Grumbach-Preis der Frauengleichstellungsstelle der ELKB gibt davon Zeugnis, sondern auch zahlreiche neuere wissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema „Frauen in der Reformationszeit". Silke Halbach hat nun, zwei Jahrzehnte nach ihrer vielbeachteten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Argula von Grumbach als Verfasserin reformatorischer Flugschriften, der Reformatorin mit einem historischen Roman nochmals ein Denkmal gesetzt.

Argula von Grumbach wurde 1523/24 durch ihre Flugschriften schlagartig bekannt. Die Adelige, eine geborene von Stauff, hatte sich früh für reformatorische Gedanken geöffnet, angeregt durch Schriften Martin Luthers, die, wie die Adelsschrift, in deutscher Sprache verfasst waren. Ein Vorfall in ihrer näheren Umgebung forderte ihren Bekennermut heraus. Sie protestierte gegen den Zwang, den die Professoren der Universität Ingolstadt auf Magister Arsacius Seehofer ausgeübt hatten. Der in Wittenberg ausgebildete Theologe musste seine Lehrmeinung widerrufen. Argula von Grumbach widerlegte die Auffassung der Professoren mit Worten aus der Heiligen Schrift und bot an, persönlich zu einem Streitgespräch in Ingolstadt zu erscheinen,

ein nicht nur gefährliches, sondern für eine Frau auch ungewöhnlich provokantes Vorgehen.

Ludwig Rabus (1523–1592) würdigte Argula von Grumbach in seiner 1552 bis 1558 erschienenen Historie der Gotteszeugen, Bekenner und Märtyrer und präsentierte dort mehrere ihrer Schriften in voller Länge. Seitdem ist die Erinnerung an sie nie vollkommen verloren gegangen. Das dürfte an der Faszination liegen, die von ihren Flugschriften ausgeht. Man spürt, wie existenziell ihre Glaubensüberzeugung für sie war und wie intensiv sie sich mit der Bibel auseinandersetze. Dazu gehört auch ihre Erklärung, warum sie sich als Frau zu einem theologischen Thema zu Wort meldete. Unter Gefahr für Leib und Leben, auch das ihrer Familie, setzte sie sich für die protestantische Deutung des christlichen Glaubens ein.

Wer anstelle einer wissenschaftlichen Abhandlung (etwa die Biographie von Peter Matheson; vgl. Besprechung oben Nr. 1991) lieber einen Roman zur Hand nimmt, ist mit Halbachs Werk gut beraten. Sie erklärt die zum Verständnis notwendigen Hintergründe der bayrisch-fränkischen Geschichte und Teile der Reformationsgeschichte in leicht verständlicher Weise, zugespitzt auf die Person Argula von Grumbachs. Aus deren Schriften zitiert sie ausführlich. Durch die Übertragung in heutiges Deutsch macht sie sie heutigen Leserinnen und Lesern zugänglich. Kursiv gedruckt sind sie in dem Buch leicht auffindbar.

Was die Stärke des Buches ist, ist zugleich aber auch seine Schwäche. Die Zuspitzung auf „Die Reformatorin“ ist einseitig. Die Entscheidung Halbachs, Argulas Leben von der Wiege bis zur Bahre zu erzählen, bringt die Autorin dazu, sich unnötig lange mit der Kindheitsgeschichte aufzuhalten. Dabei vermisst man für diesen Zeitraum die Schilderung der damaligen Frömmigkeit und Situation der Kirche, aus der heraus sich die reformatorische Bewegung entwickelte. Neben Argula von Grumbach gab es zudem zahlreiche weitere Autorinnen. Zu ihnen gehört z.B. Katharina Schütz-Zell, die theologisch weitaus mehr und über einen wesentlich längeren Zeitraum tätig war.

Ingesamt spürt man der Autorin die Liebe zu ihrem Gegenstand, der „Reformatorin aus Fleisch und Blut“, ab und lässt sich von ihr gerne auf die Spuren von Argula führen. Zur Datierung des Todes entscheidet sich Halbach, wie bereits in ihrer Dissertationsschrift, für das Jahr 1563. Dadurch kann sie die Überlieferung von der alten Frau, die in Köfering unter persönlicher Gefahr Menschen für die reformatorische Glaubensüberzeugung gewinnt, aufgreifen. Für die Romanform ist das legitim. Da allerdings diese These inzwischen als unwahrscheinlich gilt und Halbach auch sonst in ihrem Roman erklärende Fußnoten einfügt, wäre ein Hinweis zu diesem nicht unwichtigen Teil der Biographie Argula von Grumbachs sinnvoll gewesen.

Halbach greift in ihrem Roman, und das ist ihr Verdienst, viele historische Details von Begegnungen Argulas mit bekannten Persönlichkeiten der damaligen Zeit auf und führt sie erzählend vor Augen. Hier bewährt sich ihre Kenntnis der Materie. In sprachlicher Hinsicht würde man sich die Erzählung packender wünschen. Das Nebeneinander von historischen Erklärungen und der eigentlichen Erzählung hemmt bisweilen. Wer jedoch weniger einen spannenden, als einen historisch zuverlässig recherchierten Roman zum Leben der Argula von Grumbach erwartet, ist bei Silke Halbach gut aufgehoben.

[**2006**]

*Auguste Zeiß-Horbach*

**Käpplinger, Jakob**: Die Särge der fränkischen Hohenzollern zu Ansbach und Bayreuth (1603–1791). Studien zum Prunksarg des Barock. Regensburg: Schnell & Steiner, 2015. – 384 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-7954-2948-5.

Ein Buch in „denkmalpflegerischer Ausrichtung“ (S. 19) zur „Sepulkralkultur des

Mikrokosmos Ansbach/Bayreuth" (S. 211). Aber es ist nicht unberechtigt, dass der Untertitel Region-übergreifend formuliert: Studien zum Prunksarg des Barock. Dies Werk ist von der Universität Würzburg als kunsthistorische Dissertation angenommen worden. Gedruckte Quellen, Handschriften und die Särge in Ansbach und Bayreuth, sowie darüber hinaus eine Reihe von Modellbeispielen aus anderen Regionen Deutschlands werden hier ausgewertet. „Bei der Objektbeschreibung stehen ästhetische und ikonographische Eigenheiten im Vordergrund sowie die kunsthistorische Einordnung und der Rang eines Sargs." In den Markgraftümern ist „eine Vielzahl überregionaler Entwicklungsmomente der Sarggestaltung wie generell der herrschaftlichen Begräbniskultur zum Teil idealtypisch nachzuweisen". Der Bestand besticht „in besonderer Weise durch Unversehrtheit wie durch Heterogenität" und hat „meist hohe Qualität" (S.19).

Zum Bestand der 65 Markgrafensärge legt Käpplinger im zweiten Teil einen gründlich gearbeiteten Katalog vor, in dem jedes einzelne Stück nach einem durchgängig angewandten Schema sorgfältig beschrieben und vorgestellt wird. Zu jedem Objekt gibt es mindestens ein Foto. Hier werden die biographischen Eckdaten der bestatteten Personen erfasst. „Wenn vorhanden, schließen sich Informationen zu Tod und Bestattung an. Auf die Vorstellung vorhandener Quellen zur Sargfertigung folgt eine Beschreibung der Sargform. Diese geht, wo es sinnvoll erscheint, über in eine Erläuterung der wesentlichen Kriterien und individuellen Ästhetik des Sargs." (S. 230) Wappen und Inschriften werden sorgfältig erläutert. So entsteht ein facettenreiches Bild der markgräflichen Personengruppe mit all ihren dynastischen Beziehungen durch ganz Deutschland. Die Sargformen werden gründlich – und nach vielen Seiten erforscht – dargestellt. Die vielen Bibelzitate auf den Särgen, die ein Licht auf die Frömmigkeitsgeschichte werfen, sind alle sauber nachgewiesen und durch den Index der Sarginschriften schnell wieder auffindbar. Die beschriebenen Objekte befinden sich in den Fürstengruften in Ansbach (St. Gumbertus), Bayreuth (Stadtpfarrkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit und Mausoleum in der Schlosskirche) und Himmelkron (Ritterkapelle in der ehemaligen Zisterzienserkirche). Auch die nicht mehr erhaltenen Särge werden vorgestellt, soweit das aus alten Verzeichnissen möglich ist. Durch das Ortsverzeichnis bekommt man auch Hilfen zur schnellen Wiederauffindung der entsprechenden Objekte, die auch durch den Abbildungsnachweis erschlossen sind. Der „Verfasser" – so nennt er sich im Bildnachweis – erweist sich da beiläufig auch als kompetenter Fotograf. Besonders eindrucksvoll sind die Farbtafeln am Ende des Bandes, die einen Eindruck von der Gattung „Prunksarg" anschaulich vermitteln.

Auf der Basis dieser Datenerhebung im Katalog ruht der Textteil, die eigentliche Monographie. Jedoch stehen die ermittelten Objekte nur für eine der Quellen – die andere ergibt sich aus den betreffenden Archivalien und Funeraldrucken, die sich in Museen, Archiven und Bibliotheken erhalten haben. Käpplinger stellt das Zeremoniell um den herrschaftlichen Tod dar und behandelt den „Funeraldruck als multidisziplinäre Quelle". Diesen Drucken entnimmt er auch aufschlussreiches Bildmaterial, mit dem er seine Ausführungen stützen kann. Er behandelt ausführlich die Fürstengruft der Neuzeit, darin zunächst die Grablege als elementaren Bestandteil einer Residenz. War dazu zunächst der Kirchenraum bevorzugt, so verlagert sich die Grablege immer mehr ins Private oder auch in die Natur. Auf die Grablege der Hohenzollern in der Münsterkirche Heilsbronn folgte seit einer Verwüstung des Münsters 1631 die Verlegung der Grablege in das geschützte Ansbach und dessen beide Kirchen St. Gumbertus und St. Johannis. Heute sind alle Särge der markgräflichen Familie in St. Gumbertus vereint.

Für die Kulmbacher Linie des Markgrafengeschlechts gilt der Sargbestand in Kulmbach als verloren und kann nur noch aus alter

Literatur erschlossen werden. Zur maßgeblichen Fürstengruft wurde diejenige in der Stadtpfarrkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit in Bayreuth, wo heute 25 Särge aufbewahrt werden. Im Mausoleum der Schloßkirche Bayreuth sind es drei, in Himmelkron vier Särge.

Die Entwicklungsgeschichte des herrschaftlichen Sargs im 17. und 18. Jahrhundert überschreitet eindeutig den Mikrokosmos der Markgraftümer und bietet einen weithin gültigen Überblick, bezieht Beispiele aus ganz Europa (Berlin, Freiberg, Königsberg, Krakau, Prag, Wien u.a.) ein, wenn der Verfasser schließlich zu einer Charakterisierung des Prunksargs gelangt. Eigens befasst er sich auch mit der Sargherstellung. Diese Ausführungen belegt er durch Beispiele der Markgrafensärge, wo er auf Literatur und Archivalien zurückgreifen kann. Für Ansbach beschreibt er die Zinngießer Lorenz Quicker, Johann Alexander Diehm und den Zinngießer und Bildhauer Jacques Villemotte, für Kulmbach Georg Appel, für Bayreuth die Familie Dor, für St. Georgen am See die Marmorfabrik im Zuchthaus. Schließlich stellt er eine Typengeschichte des Barocksargs dar, bevor in einem „Schluss" sein knappes Ergebnis formuliert. „Es ist zu betonen, dass die Grabstätten der jüngeren Linie der Hohenzollernschen Markgrafen eine Vielzahl überregionaler Motive von Sarg und Grablege im Zeitalter des Barock zum Teil idealtypisch erfahrbar machen." Käpplinger betont dabei auch, dass die Erhaltung der Bestände der Tatsache zu verdanken ist, dass sie „vor Verwüstungen oder größeren Schäden verschont blieben und nicht zuletzt auch durch ihre Unbekanntheit, durch mangelndes Bewusstsein oder breites Desinteresse nahezu unversehrt die Jahrhunderte überstanden".

Neben den kunstgeschichtlichen Aspekten tritt mit diesen Särgen freilich auch in Erscheinung, wie hoch die Sterblichkeit von Kindern und Frauen in der Barockzeit war, wie viele Opfer kriegerische Tätigkeiten erforderten. Auf die in den Objekten zutage tretende Frömmigkeit wurde bereits hingewiesen.

Käpplinger, ein Sohn des langjährigen Pfarrers an St. Gumbertus in Ansbach, hat einen substantiellen Beitrag zur Erkundung dieser Schätze des Mikrokosmos in kunstgeschichtlicher Perspektive vor dem Horizont eines großen fachlichen Überblicks geleistet, an dem man nicht wird vorbeigehen können. Durch die Register kann man sich beim Nachschlagen schnell in dem Band orientieren. Schnell & Steiner hat den Band in der bekannten überzeugenden Qualität hervorragend ausgestattet. Das Buch ist fast fehlerfrei und im Detail sorgfältig. Hinzuweisen ist lediglich auf kleine Monita: Die Adelsfamilie Solms-Sonnewalde residierte in Sonnewalde in der Nieder-Lausitz (nicht Sonnenwalde). Für „Reeber (1975)" (S. 366, Anm. 872) finde ich keine Auflösung im Literaturverzeichnis. [2007]

*Rudolf Keller*

Sulzbach-Rosenberg, Stadtmuseum und Stadtarchiv (Hg.): Ehemalige Synagoge Sulzbach. Festschrift zur Eröffnung am 31. Januar 2013. Sulzbach-Rosenberg, 2013 (= Schriftenreihe des Stadtmuseums und des Stadtarchivs Sulzbach-Rosenberg 30). – 240 S., geb., Abb. – ISBN 978-3-9814093-3-8.

Im Jahr 1666 gestattete Pfalzgraf Christian August (reg. 1645/56–1708) Juden die Ansiedlung in Sulzbach. Ihre erste Synagoge von 1687 wurde bereits 1737 durch einen barocken Neubau ersetzt, der dem Sulzbacher Stadtbrand 1822 zum Opfer fiel. An derselben Stelle kam es nun zur Errichtung eines neuen Gotteshauses, diesmal als Saalbau im klassizistischen Stil. Die 1824 eingeweihte Sulzbacher Synagoge wirkte stilbildend für weitere Bauten. Alfred Grotte, der Architekt der Neuen Synagoge in Prag, rühmte sie 1913 als „einen der schönsten Synagogenbauten Bayerns, vielleicht sogar Deutschlands." Über hundert Jahre diente

sie der Sulzbacher Gemeinde, die allerdings seit Mitte des 19. Jahrhunderts zahlenmäßig abnahm. 1930 wurde darum die Synagoge aufgegeben und der Kommune zu einem symbolischen Preis verkauft – unter der Auflage, dass das Gebäude nur für kulturelle Zwecke genutzt werden dürfe. Die Beherbergung des Heimatmuseums bewahrte es vor der Zerstörung durch die Nationalsozialisten. Anfang der 1950er Jahre wurde die vormalige Synagoge zugunsten jüdischer NS-Opfer an Privatpersonen verkauft und diente, ohne größere Schäden zu erleiden, als Wohn- und Lagerhaus. 2008 konnte das Gebäude durch die Stadt Sulzbach-Rosenberg zurückerworben werden. Die in den Jahren 2010 bis 2013 mit großer Sorgfalt durchgeführten und von vielen Seiten geförderten Sanierungsmaßnahmen stellten den ursprünglichen Zustand wieder her.

Die reich illustrierte Festschrift zur Eröffnung der Synagoge Sulzbach als Erinnerungs- und Begegnungsstätte dokumentiert die Geschichte des Baus und ordnet sie auch ein in die einzigartige, nach dem Dreißigjährigen Krieg entstandene Tradition konfessioneller Toleranz im Fürstentum. Auf deren Boden entwickelten die hebräischen Druckereien von Sulzbach (1669–1851) ihre weltweite Bedeutung. Der Band mit seinen qualitätvollen Bildbeschreibungen und Darstellungen historischer Zusammenhänge informiert in optimaler Weise. Er weckt Interesse, sich erneut mit einer vergangenen Lebens- und Geisteswelt zu beschäftigen – und das am besten konkret zu beginnen mit einem Besuch Sulzbach-Rosenbergs und seiner wunderschönen Synagoge. [2008]

*Konrad Schornbaum*

150 Jahre Posaunenchor Neuendettelsau 1865–2015. Festschrift [Vorwort von Thomas Lunkenheimer], [Neuendettelsau, 2015]. – 30 S., Heft, zahlreiche farbige Abb., ohne ISSN.

Zum Jubiläum ihrer gemeinsamen Gründung haben der Anstaltschor von St. Laurentius und der Dorfchor von St. Nikolai dieses ansprechende, liebevoll gestaltete Heft herausgebracht. Die Reihe der fünf Grußworte reicht vom Landesbischof bis zum Ortsbürgermeister. Den eigentlichen Kern bildet freilich der Beitrag „150 Jahre Posaunenchor Neuendettelsau“ von Diakon *Klaus Oelschläger* (S. 12–26). Er erzählt vom Beginn der Posaunenchöre in der Zeit der Erweckungsbewegung, dem natürlich von Löhe ausgehenden Impuls zur Gründung in Neuendettelsau und von der weiteren Geschichte der Chöre bis heute. [2009]

*Jan Huber*